
B
Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Kranke Herzen.

Zwei Novellen

von

A. Otto-Walster.

1. Der Traum im Walde.
2. Die letzten Walzer eines Wahnsinnigen.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Braunschweig.
Druck und Verlag von W. Bracke jr.
1876.

Der Traum im Walde.

Der Traum im Walde.

Novelle

von

A. Otto-Walster.

Braunschweig.
Druck und Verlag von W. Bracke jr.
1876.

I.

So freundlich, so warm hatte die Sonne lange nicht herabgeleuchtet auf die im üppigsten Herbstschmuck prangenden Fluren, welche das liebliche Städtchen S. umschließen. Die letzten Tage waren so grau, so kalt und regnerisch gewesen, als bildeten sie den Vortrab schon der wirklichen Wintertage, welche weder vom Städter, noch vom Landmann so früh willkommen geheißen werden. Solch' graue Herbsttage stimmen die Seele verzagt, man hatte es schon nicht mehr für wahrscheinlich gehalten, daß die Wiesen dieses Jahr nochmals so grün im Sonnenlichte glänzen, der blanke Apfel und die röthliche Traube die letzte Reife erlangen würden, und nun funkelte es überall wie kaum im Frühlingsscheine; es funkelte in den Zweigen, im grünen Rasen, und gleich Silberfäden zogen die jüngst erst gebildeten Bäche mit sichtlicher Eile, als fürchteten sie, nicht rechtzeitig nach dem Ozean gelangen zu können, weil sie der erste Frost festhalten und auf lange Zeit an die Scholle fesseln konnte.

Am herrlichsten mag der Anblick der Landschaft auf der Höhe sein, von der die breite Landstraße den Reisenden in sanften Abhängen herunterführt, ein Anblick der erst in einer Entfernung von vielen Meilen durch höher ragende Berge beschränkt wird. Und dieser Anblick ist es auch ohne Zweifel, welcher das Stillhalten jenes Postwagens veranlaßt hat, den wir dort dicht am Saume des Hochwaldes erblicken. Ja wohl, der Postillon weist eben mit der Peitsche nach einem schloßähnlichen Gebäude, welches kaum

eine halbe Stunde weit vor ihm seine lichten gothischen Thürme aus einer dunkelgrünen dichten Baumgruppe emporragen läßt, und berichtet einem elegant gekleideten jungen Manne, welcher behaglich, auf die Polster des Wagens hingelehnt, seine Cigarre raucht:

„Da haben Sie das Schloß der Standesherrschaft zu S. Früher wohnten sie dort oben in einer festen Burg, von der Sie jetzt noch die Ruinen sehen, aber mit der Zeit mag es den Herrschaften doch zu unbequem geworden sein, fortwährend hinauf und herunter zu steigen, und da sind sie auf die Idee gekommen, sich zu ihren Unterthanen herabzulassen. Das hat der ganzen Gegend sehr zum Nutzen gereicht, denn es unterblieben seit dieser Zeit die öfteren und längeren Besuche in der Residenz, die Herrschaften richteten sich bequem ein, sorgten sich mehr um die Umgegend und Alles hat seitdem einen höheren Aufschwung genommen. Es giebt nicht viel Länderstriche von denen, die ich kenne, welche so gesegnet sind, wie dieser und Bettler finden Sie auf keinem Wege.“

„Kennen Sie die Angehörigen dieser herrschaftlichen Familie persönlich?“ fragte der Reisende, der sichtlich ein lebhaftes Interesse an dem Berichte des Postillons nahm.

„Wie wir Postillone Jemanden kennen lernen. Wir sind ja immer auf der Wanderschaft und da kommen wir mit vielen Leuten auf eine kurze Zeit zusammen, aber viel geredet wird bei uns nicht. Unsereins darf nicht zudringlich sein und hat sich auf den Dienst zu beschränken; wenn man nicht angeredet wird, schweigt man fein und da heißt es: „guten Tag“ und „Adieu“, „schönen Dank“ und „glückliche Reise.“ Was darüber ist, ist von Uebel, sagt unser Posthalter, ausgenommen man wird gefragt. Die Herrschaft da unten braucht unsere Dienste nur ganz ausnahmsweise einmal, weil sie selbst Pferde und Wagen hat, da muß es schon der Zufall fügen oder auch eine Laune. Deshalb habe ich den alten Herrn nur manchmal im Vorbeifahren gegrüßt, aber den jungen Herrn, den habe ich schon zweimal bei der Rückreise von der Universität ins Schloß gefahren. Ein schöner junger Herr

und seelensgut, das weiß der Himmel. Sie sind gewiß auch einer von den Freunden des jungen Herrn, oder gar Verwandter?

„Mit dieser Frage hatte der Postillon schon unwillkürlich sein eben verkündetes Reglement verletzt, und er bemerkte es, denn er schlug sich alsbald verstohlener Weise mit der Hand auf den Mund. Aber diese Selbstbestrafung blieb ohne sittliche Wirkung, da der Arzt kurz und trocken die Fragseligkeit des Postillons mit der Antwort neu anregte:

„Ich bin Arzt."

„Arzt!?" rief er deshalb äußerst gespannt und drehte sich nun weiter auf seinem Sitze herum. „Ist denn Jemand in der Familie krank? Davon hätte ich doch hören müssen?"

„Es muß doch wohl sein, da man mich hat rufen lassen. Aber fahren Sie nur zu, Schwager, es scheint, daß Eile noththut."

Der Postillon hatte zwar noch Vieles in seinem Innern, was sich auf seine Lippen drängen wollte, aber das Reglement machte seinen Einfluß geltend, und so ließ er nur kopfschüttelnd den Pferden, die mit Windesschnelle den sanften Abhang hinunterjagten, die Zügel schießen.

Auf den Feldern, neben denen die Landstraße vorbeilief, regte sich ein so geschäftiges Leben, daß man selbst vom Postwagen nicht viel Notiz nahm, man sah es den Leuten an, daß sie mit einer wahren Lust die lange Zeit durch die Witterung behinderten Arbeiten wieder aufnahmen.

„Seltsam," murmelte inzwischen der Reisende, wieder in die Rückenkissen des Wagens zurückfallend, hier ist wirklich so ein kleines Paradies, eine Gegend ganz wie geschaffen um Herz und Geist zu stärken und zu erquicken. Hier Herr zu sein, volle Gewalt zu haben, das Gute zu thun oder zu befördern, müßte für Einen, der die nöthige Einsicht hat und auch über die nöthigen Mittel verfügen kann, eine herrliche Aufgabe, eine beneidenswerthe Thätigkeit sein. Und Alfred ist hier krank geworden, krank am Geiste, der klardenkende Jüngling mit dem Feuergeiste, dem gesun-

den, frischen Herzen, es ist mir ganz undenkbar, ganz unbegreiflich. Nun ja und der Herr Graf schreibt als Vater . . .

Der Reisende zog einen halb zerknitterten Brief aus der Brusttasche und las halblaut vor sich den Inhalt nochmals durch. Der Inhalt lautete:

„Bester Herr Doktor!“

„Wenn ein schwergebeugtes Vaterherz Anspruch hat an das Mitleid edler Menschen, dann darf ich wohl hoffen, daß meine Zeilen bei Ihnen von einigem Gewicht sein werden. Die Freude meines Alters, mein höchstes Gut, welches ich, der Reichbegüterte, besitze, wurde in letzter Zeit von einem heimtückischen Uebel heimgesucht, welches mir schlimmer scheint als der Tod. Ja, meine Augen sahen den jugendfrischen Sprößling meines Stammes erkranken und alle bisher versuchten Mittel konnten nicht verhindern, daß er mit jedem Tage mehr dahinwelkte. Alle Aerzte, welche ich bis jetzt zu Rathe gezogen, zuckten nach kurzer Prüfung und kurzen Versuchen hoffnungslos die Achseln. An wen soll ich mich nun wenden, wenn nicht an Sie, der sie nicht blos in jungen Jahren schon ein so weitberufener Arzt geworden, sondern, was mir noch größere Hoffnungen weckt: Sie sind auch der Jugendfreund meines armen Sohnes. Deshalb werden die Bitten tiefgebeugter Eltern, sammt den Wünschen einer trauernden Schwester und die Thränen einer von Alfred einst heißgeliebten Braut gewiß neben der Freundschaft, die Sie mit Alfred verbindet, einflußreich genug sein, um Sie zu einem recht baldigen Besuche bei uns zu bestimmen. Ich weiß, daß Ihnen die zeitweilige Entfernung von dem Kreise Ihrer vielen Pflegebefohlenen schwer wird und Opfer kostet, aber ich werde Sie reichlichst entschädigen, ich will Sie gern königlich bezahlen, darum kommen Sie, eilen Sie, denn jede Minute ist uns Verzweifelnden eine Ewigkeit. In Erwartung Ihrer baldigen Hierherkunft

Ihr

Emanuel. Graf zu S.“

Der junge Arzt faltete den Brief sorgsam zusammen und lächelte bitter, indem er meinte:

„Ohne vorhergehende Geldanerbietung thun es diese Besitzenden nicht, sie appelliren an unsere Humanität, an unsere Freundschaft, aber zur Vorsorge wird im Hintergrunde allemal auf den Geldbeutel hinverwiesen. Ein Banquier hätte den Geldbeutel in den Vordergrund gestellt. Der Umstand, daß man einen theuren Freund zu retten hat, kommt bei diesen Leuten nur wenig in Betracht. Aber ich habe ihn in Betracht zu ziehen, und ich vermuthe, daß Alfred an einer Geistes-, an einer Gemüthskrankheit leidet. Das wäre zwar eine außerordentliche Erscheinung bei einem Menschen, der keinen übermäßigen Ehrgeiz besitzt, reich ist und geliebt wird, aber ist nicht jede Geistesstörung eine außerordentliche Erscheinung? Ja, ganz gewiß und bei Alfred ist sie es erst recht. Ein Geheimniß muß hier im Spiele sein, und den Schleier dieses Geheimnisses muß ich lüften. „Postillon! Halten Sie an."

Verwundert gehorchte derselbe, der Reisende stieg aus.

„Ich will nun das übrige Stückchen zu Fuß gehen," erklärte er, „hier ist Ihr Trinkgeld."

Und ohne sich um das Kopfschütteln des Postillons weiter zu kümmern, schlug er den ersten Fußweg ein, der über die Felder nach dem Schlosse zu führen schien.

„Ein merkwürdiger Doktor," murmelte der Postillon, indem er das reichliche Trinkgeld einsteckte und seine Pferde langsam weiter gehen ließ. „Ein gelehrtes Gesicht hat er, aber je gelehrter, je verkehrter, die Erfahrung macht man doch alle Tage."

II.

Wir lassen den Postillon und die Betrachtungen, die er halblaut anzustellen und zu äußern sich gedrungen fühlte, und folgen dem langsam dahinwandelnden Arzte.

Dr. Enzin war Einer von den seltenen Gelehrten, welche die Wissenschaft nicht allein durch fleißige Studien, sondern auch durch eine an Ideen reiche Phantasie erweitern und daher mochte es kommen, daß er gehend besser zu denken vermochte, als im ruhigen Zustande; die Körperbewegung mußte die geistige Arbeit begleiten, um das Ganze in schwebender Harmonie zu erhalten.

Ueberraschende Erfolge hatte der kaum aus den Jünglingsjahren getretene Arzt während der kurzen praktischen Thätigkeit, die er hinter sich liegen haben konnte, bereits erzielt und sich damit einen ausgezeichneten und weitgehenden Ruf erworben. Diese Erfolge verdankte er sowohl seinem gründlichen Studium des menschlichen Körpers und der mannigfaltigen Kräfte der Natur, als auch dem ruhigen, sicheren Blick, mit welchem er die gegebenen Verhältnisse und Zustände durchschaute. Glückliche Auswahl der Heilmittel und energische Anwendung derselben thaten das Uebrige.

Solche Erfolge haben ihre sichere Rückwirkung auf die Person, welche sie erringt. Das Schwankende, Zögernde, Unentschiedene, welches das Vorgehen befangener Anfänger kennzeichnet, verlor sich bei ihm in einem Grade, daß er mit Zuversicht und Freudigkeit an die schwierigsten Aufgaben ging. Solche Gefühle bemächtigten sich seiner auch, als er zum ersten Male das gräfliche Schreiben gelesen. Es galt, einen Freund zu retten, den von seinen Verwandten wie von allen, die ihn kannten heißgeliebten Angehörigen einer der vornehmsten Familien des Landes, von einem geheimnißvollen Uebel zu befreien und damit eine Aufgabe zu lösen, vor der schon weitberufene, vielerfahrene Collegen zurückgewichen.

„Du wirst sie lösen,“ hatte er sich selbstbewußt gesagt, da er, nachdem er in aller Eile die nöthigen Vorkehrungen getroffen, in den Postwagen stieg.

Je näher er indessen dem Ziele seiner Reise kam, ohne daß sein Nachsinnen und Grübeln zu einigermaßen bestimmten Ahnungen führte, je mehr schwand auch seine Zuversichtlichkeit und das nicht leicht zu erschütternde Vertrauen auf seine wissenschaftliche

Fähigkeit. Endlich, im Angesichte des Schlosses blieb er stehen, stieß seinen Reisestock in den Sand und meinte:

„Bin ich nicht ein Thor, mich mit Hypothesen über ein noch nicht mit den Sinnen angeschautes Etwas zu zerquälen? Der Arzt muß sehen, hören, fühlen, dann wird er heilen.“

Und schon beflügelte die Ungeduld seine Schritte; wenige Minuten später betrat er, eine eiserne Gatterthüre, welche dem einfachen Drucke seiner Hand gehorchte, öffnend, den breiten mit feinem Kies festgestampften Weg, der mitten durch den Garten die mäßige Anhöhe nach dem Schlosse hinaufführte.

Welch ein Anblick! Zur Rechten und Linken hundertjährige Eichen und Buchen, die den ganzen Weg auch zur Mittagszeit in einem Halbdunkel hielten, vor ihm im hellen Sonnenschein das majestätische Schloß, einfach und erhaben, vom reinen Geschmack seines Erbauers zeugend, vor dem Schloß eine hohe Fontaine auf einer Art Terasse, geziert mit guterhaltenen Sandsteinfiguren.

Und wie um das prächtige Bild doppelt romantisch erscheinen zu lassen, zeigte sich am geöffneten Bogenfenster des ersten Stockwerks eine jugendliche Frauengestalt mit blondem Haare, im blauen Gewande, das Antlitz tief auf eine Arbeit gebeugt, welche jedoch der Ankömmling nur errathen konnte.

Wie pochte mit einem Male das Herz des Arztes so ungewohnt lebhaft. Er erinnerte sich, vor etwa 7 Jahren, als er und Alfred noch fröhliche Studiengenossen waren, bei einem Besuche der gräflichen Familie in der Universität ein niedliches blondes Mädchen von kaum 11 Jahren kennen gelernt zu haben, welches sich beim Spazierengehen trotz mehrfacher Abmahnungen einer ceremoniellen alten Tante harmlos in seinen Arm gehangen, sich dann tausenderlei von ihm erzählen ließ, auch selbst mancherlei in der anmuthigsten Weise von der Welt vorzubringen wußte und beim Abschied mehr als ein Kußhändchen aus dem Wagen schickte. Dann hatte er noch einige Male durch seinen Freund Grüße von seiner kleinen Freundin Jenny erhalten, die er auf gleichem Wege zu

erwidern bedacht war, und endlich hatte der Abschied von der Universität die Freunde getrennt und die Zeit mit anderen, ernsteren Erlebnissen jene Erinnerungen erblassen lassen.

Der Ankömmling bemerkte das raschere und vernehmlichere Pochen seines Herzens und blieb stehen:

„Ein Arzt muß ruhigen Pulsschlag haben", meinte er, „wenn er vor seinen Patienten tritt, denn raschwallendes Blut vermindert die Sicherheit des Blickes. Ich bin ja nun am Ziel und nun bedarf es der Ruhe."

Diese Selbstbeschwichtigung diente nicht wenig dazu die vorübergehende Unregelmäßigkeit des Pulses zu beseitigen, und so betrat er den Vorplatz vor der Thür.

III.

Erst als die Glocke in der tönenden Halle einen mächtigen Wiederhall gefunden, bedachte der Ankömmling, daß dies wohl nicht der gewöhnliche Eingang für Fremde sein mochte. Indessen war es nun doch zu spät diese Unüberlegtheit wieder gut zu machen und so wartete er geduldig bis langsame Schritte sich hören ließen und die unverschlossene Thüre geöffnet wurde.

Der alte Diener, der ihn empfing, bekundete eine gute Erziehung, denn er ließ den Besuch erst vollständig in die Halle treten, bevor er nach seinem Begehren fragte.

„Ich bin der Arzt, den der Herr Graf eingeladen hat, der Postillon wird mein Reisegepäck wohl schon vorgefahren haben."

„Es ist schon recht," murmelte der alte Diener, halb zu dem Besuch gewendet, halb nur für sich hin, „wenden Sie sich gefälligst hier rechts die Treppe hinauf, da ist das Doktorzimmer, wie wir's nennen, seitdem es so viel von den Herren benutzt wird. Es sind

schon Viele gekommen und wieder gegangen, ohne daß es uns etwas geholfen hätte. An solche Dinge reicht der Mensch mit seinem Wissen und Können nicht hinan, mein' ich, das steht in höherer Hand. Einen Buß- und Bettag sollte man ausschreiben."

„So beten Sie, es wird nichts schaden; aber in der Bibel steht: „Bete und arbeite;" darum beten Sie, wenn Sie wollen und lassen Sie meine Wissenschaft arbeiten, so gut sie es vermag."

„Die Wissenschaft hat ihre Grenzen," sagten die Herren Doktoren immer, wenn sie hier weggingen, daraus schließe ich nur, daß diese Krankheit wohl nicht in Ihren Büchern steht. Nun, Gott mache es gnädig mit uns. Ich gehe, um Sie anzumelden."

„Noch ein Wort, bitte. Wie ist Ihr Name?"

„Ich heiße Valentin, der alte Valentin zum Unterschiede von meinem Sohne, dem jungen Valentin. Die Diener nennen mich Haushofmeister, weil ich seit vierzig Jahren in diesem Hause diene und über die andern die Aufsicht habe, aber mit Recht kann ich mich selbst nicht so tituliren, weil meinem gnädigen Herrn es niemals gefallen hat, mir diesen Titel förmlich zu verleihen, obwohl es mir mit Ablauf meines 40sten Dienstjahres in sichere Aussicht gestellt war. Nun ist aber inzwischen diese Trauer über unser Haus gekommen, und da konnte freilich von meinem Jubiläum nicht mehr die Rede sein."

„Und ist denn der junge Herr zu Hause?"

„Er? Daß Gott erbarm. Früh Morgens schon bei Regen und Wind stürmt er hinaus mit Jagdtasche und Büchse, begleitet einzig und allein von seinem Sultan. Das ist das einzige Wesen, das er um sich leidet. Erst bei anbrechender Nacht kommt er wieder, ißt ein Paar Bissen, manchmal auch gar nichts und spricht kein Sterbenswörtchen. Bei ihm brennt das Licht bis spät in die Nacht, gewöhnlich bis es ganz niedergebrannt ist."

„Und ist denn das so nach und nach bei ihm geworden, oder kam es mit einem Male?"

„Wie im Handumdrehen, Herr Doktor, wirklich wie im

Handumdrehen, wie der erste Schnee im Herbst oder das Thauwetter im April. Ich kann mich noch des Tages erinnern, als wenn er heute erst gewesen wäre. So heiter und aufgeräumt, wie an jenem Morgen, hatte ich ihn lange nicht gesehen. Er schlug mir auf die Schulter und meinte: „Nun alter Schwede, (so nannte er mich immer wenn er bei guter Laune war) wie ist's? Willst Du mit mir gehen, ich will mich heute einmal ordentlich ausruhen. Proviant habe ich für Zweie." Und dabei schlug er sich vergnügt auf die Jagdtasche. Ich entschuldigte mich natürlich mit den Pflichten meines Amtes, welches mich zu Hause zu bleiben nöthigte, und er lachte mich noch wegen meiner allzugroßen Gewissenhaftigkeit aus. So ging er allein. O, wäre ich doch damals mit ihm gegangen, gewiß es wäre nicht so gekommen, wie es gekommen ist."

„Und wohin ging er nun an diesem verhängnißvollen Morgen?"

„Man konnte seine Wege selten weit mit den Augen verfolgen, denn er blieb gewöhnlich bei dem ersten besten Landmann stehen, den er auf seinem Wege antraf. Aber man sagt, er wäre an jenem Tage dort hinüber nach dem Finsterbusch gegangen, die Leute wollen ihn sonst den ganzen Tag nicht gesehen haben."

„Blieb er lange vom Hause weg?"

„Der Mond schien bereits hell und lustig, es mochte die neunte Stunde des Abends sein. Ja, das merkten wir Alle ganz genau. Wir warteten Alle mit großer Ungeduld auf seine Rückkehr, weil im Laufe des Tages die Braut des jungen Herrn mit ihren erlauchten Eltern eingetroffen war. Ich horchte immer mit einem Ohre nach der Treppe bis ich seine Tritte vernehme. Alsbald war ich mit einem Lichte zur Hand und warte, wie gewöhnlich, auf seinen „guten Abend." Da er aber ganz in Gedanken zu sein und mich gar nicht zu beachten schien, so gestattete ich mir zuerst den Gruß und theilte ihm mit, daß er unten im Salon erwartet würde. Sonst, wenn er das hörte, warf er mir gewöhnlich Hut, Tasche und Flinte zu und stürmte zu seiner Braut. Diesmal fragte er ganz kalt und ganz zerstreut: „Wer ist da?"

„Des Herrn Grafen Braut,“ antworte ich und traue meinen Ohren nicht, da er ganz kalt ein: „so, so“ murmelt und ohne ein Wort sonst zu sagen, an mir vorüber die Treppe nach seinen Gemächern hinaufgeht. Ich denke, er will erst Toilette machen, weil er vielleicht sehr schmutzig geworden vom Herumstreichen im Walde und meldete ohne Arg einstweilen seine Rückkehr. Man wartet wohl eine Stunde, dann werde ich nach ihm hinaufgesendet. Ich klopfe an, aber die Thür war verschlossen und er fragt, ohne zu öffnen, mit ärgerlicher Stimme was ich wollte. Als er meinen Auftrag gehört, schickt er mich mit der Antwort zurück, er sei nicht ganz wohl, man solle ihn in Ruhe lassen, er wolle sich niederlegen. Alle waren natürlich über dieses Wesen sehr verwundert und das Fräulein Braut war sehr betrübt und besorgt, aber man tröstete sich mit der Hoffnung ihn am andern Morgen gesund und munter wiederzusehen.“

„Nun, und am andern Morgen, ich bin doch sehr gespannt,“ fragte der Arzt.

„Denken Sie sich unser Erstaunen, Herr Doktor, als wir am andern Morgen des jungen Herrn Thüre weit offen, weder ihn selbst aber, noch Hut, Tasche, Büchse, noch Sultan mehr vorfinden. Auf Nachforschen erfahren wir von einem Ackerknechte, daß er noch vor der Morgendämmerung, nämlich in der vierten Stunde schon fortgegangen sei, auch andere Leute waren ihm begegnet und alle hatten sich gewundert, weil es sonst nicht seine Gewohnheit war, so stumm und achtlos an seinen Mitmenschen vorbeizugehen, wie er es an diesem Morgen that.“

„Und nach welcher Richtung hatten ihn die Leute nun sich wenden sehen?“

„Wieder nach dem Finsterbusche, das war von Einigen ganz zweifellos gesehen worden.“

„Hm, hm, und was geschah weiter?“

„Sie können sich die Sorge und Bestürzung der Herrschaft vorstellen. Man schickte Boten in den Wald, um dem geheimniß-

vollen Treiben auf die Spur zu kommen, aber Alle kamen unverrichteter Sache zurück, man hatte keine Spur von ihm aufzufinden vermocht."

„Und kam er am Abend wieder?"

„Er kam wieder, aber noch später als am Abend vorher, und ich will den Schreck nicht vergessen, den uns sein Anblick verursachte. Denken sie sich die Kleider von Dornen zerrissen und mit Schmutz bedeckt, die Hände blutig, das Haupt ohne Bedeckung, die schwarzen Locken zusammenklebend von Schweiß und in Strängen über die Stirn hereinhängend. Ach, und sein Gesicht war geisterblaß und sein Blick erschien mir, wie der des Räubers, den man vor'm Jahre geschlossen durch unsere Gegend brachte. Ich sage Ihnen, ich wäre vor Schreck beinahe umgefallen, als ich ihn so sah. „Weg mit dem Lichte, weg mit dem Lichte," rief er mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, und dann schritt er an mir vorüber, die Treppe hinauf, und deutlich hörte ich, wie er den Riegel ungestüm zuschob."

„Da hat er wohl seit der Zeit denselben Weg oftmals eingeschlagen?"

„Mit seltenen Ausnahmen."

„Und hat man ihn beobachtet?"

„Wie Sie denken können. Der alte Herr ließ ihn in der Entfernung beobachten und wir waren bemüht, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Aber wir mußten mit Vorsicht zu Werke gehn, denn sobald er merkte, daß Jemand in seine Nähe kam, lief er so schnell, daß ihm Niemand folgen konnte. Im Finsterbusche, oben auf der Kuppe, wo man heruntersieht in den Bach und in das kleine Waldthal, da sitzt er oft viele Stunden in tiefen Träumen und murmelt uns unverständliche Worte. Mit einem Male springt er dann wieder auf und läuft so schnell durch Dick und Dünn, springt über Abgründe und Schluchten und klettert an Abhängen in die Höhe, daß einem manchmal die Haare zu Berge stehen. Und nun geht es so schon manche Woche fort, mein junger

Herr ist davon ganz blaß und abgezehrt, wie ein Gespenst. Der alte Herr, und die gnädige Frau, sowie das gnädige Fräulein haben schon manchmal versucht, ihn zum Reden zu bringen, aber wenn sie in ihn dringen, bittet er sie mit so rührender Stimme, ihn nicht mit Fragen zu quälen, daß sie anfangen müssen zu weinen und nicht weiter mit Fragen fortfahren können.

„Hm, meinte der Arzt kopfschüttelnd, „das ist ja eine absonderliche Geschichte, ein Räthsel, dessen Lösung vielleicht ganz leicht, vielleicht recht schwer zu finden, oder vielleicht schwer, weil man an die leichte nicht denkt, wie es ja mit Räthseln den Meisten zu gehen pflegt. Und was meinten denn die Aerzte, die aus dieser Veranlassung hierher gekommen?"

„Ach von den Herren Doktoren hatte Jeder eine andere Vermuthung. Der Eine meinte, es sei eine nervöse Ueberreizung, die wahrscheinlich über kurz oder lang in ein Nervenfieber überschlagen würde. Ein Anderer wieder suchte die Ursache in einem Herzfehler, der übermäßigen Blutandrang mit sich als Folge führe. Wieder ein Anderer konnte sich die Sache nicht anders erklären, als der junge Graf müsse aus Versehen im Walde ein Unglück angerichtet haben, dessen Erinnerung ihn nun ruhelos umhertreibe und vielleicht wahnsinnig machen könne. Aber der letzte Medizinalrath, der unmittelbar vor ihnen in diesem Zimmer wohnte, ist mit dem Förster im Finsterbusch der Meinung, daß der junge Herr im Walde ein Gesicht gehabt haben müsse, wie es schon Manche dort gesehen. Denn Eines ist klar: im Finsterbusch ist es nicht geheuer."

„Ein Gesicht? ein Gesicht? Auch das müßte in Betracht gezogen werden! Wissen Sie mir vielleicht anzugeben, was das für ein Gesicht könnte gewesen sein?"

„Die Leute munkeln sehr verschieden darüber und es giebt nicht ein und dieselbe Rede hierüber im Volke. Man erzählt von weißen Frauen, von einem blutenden Kinde mit einem Dolche im Herzen, welches flehentlich durch Zeichen bittet, man solle ihm den Dolch ausziehen. Wollte es aber Jemand thun, so würde so viel

Blut ausströmen, daß der Mitleidige weggeschwemmt und vom Blute ertränkt würde. Dann soll ein Ritter mit einem Holzfuße herumhumpeln und verlangen, daß man ihn führe. Kommt ihm Einer näher, so wächst er so riesenmäßig, daß die Leute ausreißen und dann wirft er ihnen den Holzfuß nach dem Kopfe. Auch von einem schwarzen Reiter erzählt man, der allnächtlich durch den Wald soll sausen, und wer den sieht, soll in drei Tagen ein Kind des Todes sein. Ein junger Advokat, welcher als Freund unseres jungen Herrn längere Zeit hier zum Besuche war, hat freilich über diese Spukgeschichten gelacht und gemeint, diese Geschichten würden wahrscheinlich vom Förster geflissentlich in Umlauf gesetzt, damit sich die Leute vor dem Finsterbusch fürchten und des Nachts dort kein Holz stehlen möchten. Ich könnte dem Förster schon so eine Nücke zutrauen, denn er ist ein unheimlicher, menschenscheuer und heimtückischer Mensch, der mir Alles zum Tort thut, weil ich einmal im Finsterbusch wollte Holz schlagen lassen, indem doch dort alte hundertjährige Bäume in Hülle und Fülle stehen, längst schon zum Schlagen reif. Aber der Förster hat es dem alten Herrn so auszureden gewußt, daß er lieber auf der anderen Seite jüngeres Holz schlagen ließ."

„Und die Braut des jungen Herrn?"

„O, er hat ihre Nähe seit jenem Tage mehr als die eines anderen Menschen vermieden, das macht das arme gnädige Fräulein sehr traurig. Sie wohnt noch immer auf dem Gute ihres Vaters, obwohl es schon sehr herbstlich geworden, um ihm näher zu sein, und sie läßt sich täglich nach ihm erkundigen, ohne daß wir ihr einmal eine Beruhigung geben könnten. Das macht sie sehr traurig."

„Nun, ich weiß genug, um lange nachdenken zu können," meinte der Arzt mit fast hoffnungslosem Ausdruck. „Gehen Sie jetzt, um mich bei der Familie anzumelden."

„Sie wollen es also doch versuchen?" fragte der Diener erstaunt.

„Ja, mein Freund, der Arzt muß kommen, wenn er gerufen wird, und er darf nicht gehen, bis er nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß er keine Heilung hofft, manchmal auch dann noch nicht. Ich muß das Meinige versuchen nach bestem Wissen und Können, so ist es meine Pflicht, und hier ist es nicht allein die des Arztes, sondern auch die des Freundes, die mich fesselt.“

„Möchten Sie glücklicher sein, als die andern,“ meinte seufzend der Diener und ließ den Arzt allein.

IV.

Einsam im ungewohnten Gemach, in fremder Umgebung, fühlte der Ankömmling unmittelbar das Bedürfniß, sich mit dem in Verbindung zu setzen, was den Menschen auf allen seinen Wegen nahe und befreundet bleibt, mit der Natur. Er öffnete das Fenster und tauchte seine Blicke ins Freie. Die Abendsonne sandte ihm da die letzten Strahlen zu, vor ihm rauschten, vom sanften West bewegt, die gelblichen Blätter, als sängen sie das Abschiedslied des Herbstes, es klang in seinen Ohren ähnlich der Melodie des irischen Volksliedes:

Letzte Rose, wie mag Du
So einsam hier blühn?

Unter seinem Fenster plätscherte der Springbrunnen, auf dessen Umfassungsgemäuer sich das Moos mit seinen bescheidenen Ansprüchen auf Nahrung behaglich ausgebreitet hatte. An solchem Orte kann man stundenlang sitzen; das Auge ist mäßig gesättigt und die innere Gedankenwelt treibt ungestört ihr geistiges Spiel. Ob auch hunderte von Meilen fern von der Heimath, sobald Du die alten Sandsteinfiguren mit dem emporstrebenden Epheu, das klare Wasser träumend anschaust und die einfache Musik des Plätscherns vernimmst, bist Du heimisch, bist Du bei Dir, gleichviel

ob an den Ufern des Tajo oder an der blauen Donau, die Welt, die jenseits der hohen Bäume und ihrem Rauschen liegt, kannst Du da leicht vergessen.

Aber wenn Du die Welt vergißt, vergißt die Welt Dich darum nicht, zumal wenn sie Deiner bedarf.

„Der Herr Graf läßt bitten!"

Diese Einladung des alten Dieners rief den Träumer in die Wirklichkeit zurück. Er bemerkte mit stillem Vorwurf, daß er die Zeit versäumt, in welcher er seinen Anzug zum Besuch hätte ordnen sollen. So gut es ging, verbesserte er in aller Eile den Fehler und folgte dem geduldig wartenden Diener in das gewöhnliche Empfangszimmer.

Ein hochgewachsener Herr mit militärischer Haltung, dem man die Sechziger Jahre noch kaum angesehen hätte, schritt ihm gleich beim Eintreten entgegen und rief ihm zu:

„Vielen Dank, Herr Doktor, für Ihre Willfährigkeit sowohl, wie für ihre Eile. Gern hätte ich Sie mit uneigennützigerer und ungetrübterer Freude einmal bei uns bewillkommen mögen, so treten Sie in ein trauerndes Haus, möchten Sie dafür ein fröhliches verlassen."

„Was meine schwache Kraft vermag, Herr Graf," erwiderte der junge Mann, indem er bescheiden die dargebotene Hand in die seinige schloß, das, glauben Sie es mir, werde ich mit Freuden thun, um womöglich Ihre Hoffnung zu erfüllen."

„Es steht Ihnen eine schwierige Aufgabe bevor; schon mancher ältere Kollege ist unverrichteter Sache wieder von uns geschieden und hat uns trauriger verlassen, als wie er uns begrüßte."

„Das würde mich entmuthigen, wenn ich nicht zunächst weniger als Arzt zu wirken gedächte; der Freund hoff' ich, soll hier das Meiste thun. Darum bitte ich Sie auch, daß Sie Ihrem Sohne meine Ankunft zunächst nicht bekannt geben; er soll mich zufällig finden und bis dahin möchte ich ihn ganz unbemerkt beobachten."

„Es soll Alles geschehen, wie Sie es für gut halten. Inzwischen bitte ich, Platz zu nehmen, betrachten Sie sich als Glied der Familie. Die Gräfin und meine Tochter werden sich bald hier einfinden, und beim Abendthee können wir uns hinreichend aussprechen.“

„Bevor dies jedoch geschieht,“ erwiderte der Arzt, indem er auf dem ihm bezeichneten Armstuhle Platz nahm, möchte ich mir eine Aufklärung über ein Verhältniß erbitten, welches ich in Gegenwart der Damen nicht berühren, ja welches ich überhaupt nicht berühren möchte, wenn es mir nicht unerläßlich zum Zwecke meines Hierherkommens erschiene.“

„Fragen Sie nur ohne alle Rücksichten; ein solch ungewöhnlicher Fall entschuldigt alles Außergewöhnliche.“

„Nun wohl; meine Frage betrifft die Braut Ihres Alfred. Ich weiß so ungefähr wer und wie sie ist. Aber welchen Charakter hat dieses Verhältniß und wie ist es entstanden?“

„Ich will Ihnen hierüber Alles sagen, was zu sagen ist. Cäcilie, die Tochter meines Freundes und nächsten Nachbars, des Barons L., ist drei Jahre etwa jünger als Alfred und muß, meiner Ansicht nach, durch Schönheit nicht nur ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch ihres Herzens wie ihres Geistes Jedermann liebenswürdig im hohen Grade erscheinen. Das Verhältniß bildete sich schon in früher Zeit, indem wir bei einem Familienfeste die Kinder schon scherzweise verlobten. Während der Ferien, welche Alfred aus dem Banne des Gymnasiums und später der Universität zeitweilig entließen, knüpften sich die Bande, wie es schien, mit jedem Jahre fester. Dieses innige Verhältniß wurde nur einmal während der Studienjahre Alfred's getrübt, indem mein Sohn plötzlich eine heftige Neigung zu einem Bürgermädchen gefaßt zu haben schien, die ihn sogar veranlaßte während der großen Ferien seinen gewöhnlichen Besuch bei uns zu unterlassen. Mutter und Schwester waren außer sich und befürworteten ein ernstes Einschreiten meiner-

seits. Ich aber hütete mich, Oel ins Feuer zu gießen, und ließ der Sache lieber ihren natürlichen Verlauf."

„In jener Zeit," bemerkte der Arzt, „war ich fast täglich mit Alfred zusammen, bin also über diesen Zwischenfall vollständig unterrichtet. Es war eine von den vielen flüchtigen Studentenliebschaften, die einfach im Sande verlaufen."

„So hatte ich's geahnt, nur für das Verhältniß mit Cäcilien, welche wohl davon gehört hatte, hatte diese Affaire einen Rückschlag im Gefolge. Als Alfred seinen nächsten Ferienbesuch abstattete, den letzten, während seiner Universitätszeit, traf er Cäcilien nicht an, sie hatte mit ihrer Mutter eine Reise angetreten. Der ächte Wein und wahre Liebe, sagt man, haben das miteinander gemein, daß sie die Zeit immer mehr kläret und gehaltvoller macht. Als Alfred nach glücklich bestandenem Staatsexamen zu uns zurückkehrte, war seine Ungeduld, Cäcilien wieder zu sehen, eine so unbezwingliche geworden, daß er trotz der Strapazen der Reise noch am Spätnachmittage zu ihr hinüberritt. Eine feierliche, förmliche Verlobung war die unmittelbare Folge, und seit jener Zeit ist mir keine Störung dieses uns so sehr zur Freude gereichenden Verhältnisses bekannt geworden bis zu dem verhängnißvollen Tage, der uns so viele Thränen und schlaflose Nächte verursacht hat. Aber ich glaube, ein Geheimniß ist in Alfred's Brust verborgen, welches er Ursache zu haben glaubt, eifrig und eifersüchtig vor uns zu wahren, und dieses Geheimniß zu erforschen, dürfte auch wohl der erste nothwendige Anfang Ihres Versuchs zur Heilung sein."

„Es mag so sein," erwiderte der Arzt sinnend, „und liebt mich Alfred noch so, wie er's früher that, so verzweifle ich nicht an einer glücklichen Lösung."

V.

Während dieser Auseinandersetzungen zwischen dem sorgenvollen Vater und dem sorgfältig spürenden Arzte war die Dunkelheit angebrochen und erheischte das Anzünden der Lampen. Nicht eher erschien die Gräfin mit ihrer Tochter. Der Arzt grüßte in ehrerbietigster Weise; er kannte die ebenso schöne, wie liebenswürdige Dame von jenem Besuche, den sie einstmals mit ihrem Gatten und ihrer Tochter in der Universitätsstadt unternommen. Die sieben Jahre, welche seitdem verronnen, waren fast spurlos an ihren Zügen vorübergegangen und das wohlwollende Lächeln, mit welchem sie Alles was ihr begegnete zu begrüßen pflegte, hatte nichts von seiner gewinnenden Anmuth verloren. Ganz anders verhielt es sich mit der jungen Gräfin. Für sie waren die 7 Jahre gleichwie sieben Lebensperioden.

Dem Arzte ward es seltsam zu Muthe beim Anblick seiner damals so kindlichen Bekannten. Es waren wohl noch dieselben Züge und sie waren es auch nicht, dieselben blonden Locken, aber der Farbenton dunkler, und die heiteren, seelenvollen Augen waren wohl noch immer so herrlich blau, aber nicht mehr so harmlos heiter, muthwillig; viel ernster, viel verständiger schauten sie jetzt drein. Und dennoch sah er lebendig vor sich das lichte Tannenwäldchen, in welchem sie vor ihm gleich einem jungen Reh dahinflog und mit muthwilligem Spott ihn aufforderte sie einzuholen. Wie er da seine vom vielen Sitzen über dicken Werken der Wissenschaft fast ungelenken Glieder angestrengt und sie verfolgt hatte, bis sie endlich im rasenden Laufe überholt sich rückhaltlos seinen Armen gefangen übergab und halb beschämt ihre glühenden Wangen an seiner Brust verbarg. Die Blumen hatten sich seitdem nicht verändert, die blühten noch immer so zart und duftig, wie damals, als sie das zarte Mädchen als Preis ihrer Freigebung zu pflücken versprach und getreulich dann auch in dem Knopfloch seines Sammetrocks befestigte. An vielen Tausenden Schöpfungen der Natur merken wir nicht, daß wir älter werden, wir merken es

kaum und nur spät an uns selbst aber an den bekannten und befreundeten Personen wird es uns oft und oft auch schmerzlich bewußt. Die Frau Gräfin konnte er begrüßen, gerade wie er damals sie zu begrüßen sich gedrungen fühlte, sie erschien ihm nicht älter, ihr gegenüber fühlte er sich selbst nicht älter, aber die ehemals kleine Freundin war doch ein ganz anderes Wesen geworden, und es klang ihm wie ein Märchenton, als sie, da er sie nicht anders als kälter und zeremonieller, wie nöthig, begrüßte, mit einem Anflug ehemaliger Schalkheit, lächelnd bemerkte:

„Sie brauchen sich nicht so fremd zu stellen, Herr Doktor, ich erinnere mich noch, daß wir alte Bekannte und als solche reiche ich Ihnen die Hand. Mein armer Bruder hatte Sie viel zu lieb, als daß er sich nicht gedrungen gefühlt hätte, recht oft von Ihnen mit mir zu sprechen, und Ihre Züge konnten mir um so weniger verloren gehen, als ich auf Alfred's Bitte, mein kleines Talent, das Bildniß bekannter Personen aus dem Gedächtniß zu entwerfen, auch an Ihrem Kopfe mit befriedigendem Erfolge bewährt habe."

„Mein Bildniß haben Sie aus dem Gedächtniß entworfen?" frug der Arzt erstaunt, es war ihm wie ein Traum.

„Ja, und noch dazu mit der langen Pfeife, mit Kanonenstiefeln und Cereviskappe, obwohl ich die aus der Phantasie ergänzen mußte. Sie müssen es ansehen, es wird Sie an Ihre Studentenzeit erinnern."

Der leichte unbefangene Ton, in welchem das Mädchen sprach, hob gleich die peinliche Stimmung, die bei einem ersten Zusammentreffen oft mit der größten weltmännischen Gewandtheit nicht zu besiegen ist.

Man servirte den Thee; die Kühle des Abends wurde durch ein lebhaftes Feuer im weißen Kamine beschwichtigt, und gewiß hätte sich ein heiteres Gespräch nach solchem Anfang fortgesponnen, wenn nicht, während man tausend Dinge leicht zu besprechen beflissen war und der Arzt mit seinem trockenen Humor manches Lächeln selbst wider Willen hervorrief, eine fünfte Tasse an das abwesende

Familienglied, als an den Gegenstand so lebhafter Sorge erinnert hätte. Man sprach nicht davon, aber man wurde fortwährend daran erinnert.

Da schlug die achte Abendstunde, sie tönte der sorgenden Mutter ins Herz, denn plötzlich aufzuckend klingelte sie heftig und rief dem herbeieilenden Diener zu:

„Sind die Zimmer des Grafen Alfred geheizt?"

Und die Nennung des Namens in dieser Weise hatte die Wirkung des Klanges einer Todtenglocke in einem fröhlichen Kreise; das Gespräch verstummte sofort, der Graf fuhr sich traurig mit der Hand über die sorgenvolle Stirn, und auch die Züge der jungen Gräfin nahmen einen tiefen melancholischen Ausdruck an, der äußerlich wie eine bläuliche Flamme um das Gesicht schwebte.

Eine feierliche Stille war eingetreten, man hörte das Knistern des Holzes im Kamin und den einförmigen Tik-Tak der kunstvollen Pendeluhr. Alle erfaßte ein Gefühl, als wäre etwas Schlimmes geschehen, und die Gräfin gab diesem Gefühle bestimmten Ausdruck, indem sie sich mit den Worten an ihren Gemahl wendete:

„Es ist mir, als würde dieser Abend verhängnißvoll; ich empfinde dieselbe Angst, wie an jenem ersten Abend. Laß' uns lieber Leute ausschicken, die Alfred aufsuchen und nach Hause begleiten können."

Der Graf wollte etwas darauf erwidern, als sich die Thüre öffnete und der alte Valentin augenscheinlich sehr bestürzt hereinkam.

„Was ist, was giebt es?" rief der Graf rasch aufstehend.

„Der Förster vom Finsterbusch ist da und verlangt dringend mit Ew. Erlaucht zu sprechen. Es wäre etwas wegen des jungen Herrn."

Die Gräfin stieß einen dumpfen Schmerzensschrei aus, während sich die Augen des Mädchens mit Thränen füllten, welche dem jungen Arzt, der sie betrachtete, auf dem Herzen brannten.

Der Graf wollte das Zimmer verlassen, die Gräfin hielt ihn an und rief:

„Nein, nein, bitte ernstlich, lassen Sie den Förster hier hereinkommen, ich muß wissen, was mit meinem Sohn geschehen ist, die Angst würde mich tödten.“

„Wenn es Dir zur Beruhigung dient, so sei es,“ sprach der Graf, indem er sich schnell faßte und seinem alten Diener einen entsprechenden Wink gab.

VI.

Es giebt unter den Tausenden von Menschen, die Jeder im Laufe seines Lebens kennen lernt und denen man es ansieht, daß sie ruhig und harmlos das ihnen zugetheilte Stück Lebensarbeit vollbringen werden, immer Einige, die uns gar nicht auf diese Erde und unter diese Menschen zu gehören scheinen, in deren Gesicht es wie eine Prophezeiung angedeutet ist, daß sie etwas Außergewöhnliches thun oder erfahren werden. Deutet dieser ungewöhnliche Ausdruck auf etwas Schlimmes, dann nennen wir solche Menschen unheimlich, weil wir denken, ihre Heimath müsse wo anders sein oder wir könnten uns nie in ihrer Nähe heimisch fühlen. So oft unser Blick dem Blicke eines solchen Unheimlichen begegnet, erfaßt uns ein Gefühl wie von Mitleid und Abscheu gemischt, und wir suchen die oft zäh in uns haftende Erinnerung in unserer Seele wieder zu verwischen. Im Tageslichte, im Tagesgeräusch wird der Eindruck immer nur ein oberflächlicher sein, aber kommt uns ein solches Gesicht in verhängnißvollen Stunden entgegen, dann wird es uns klar, warum wir einen Unterschied machten zwischen ihm und dem unserer anderen Mitmenschen. Aber freilich wie oft täuschen wir uns auch!

Das ganze Aeußere des Försters machte beim Eintritt in den Salon einen unheimlichen Eindruck auf sämmtliche Anwesende. Die wettergebräunten Züge des hohen Fünfzigers, die kleinen, unter buschigen Augenbrauen verborgenen Augen, die niedrige

Stirn, das rothe, stark mit Grau gemischte Haupt- und Barthaar, welches nur wenig vom Gesichte frei ließ, alles das erschien zusammen mit der kleinen, gedrungenen Gestalt durchaus unsympathisch, denn auch der Widerspruch mit den Linien, Formen und Farben der Schönheit, den die äußere Erscheinung eines Menschen ausdrückt, will versöhnt sein durch irgend einen Zug, der da rührt oder beruhigt.

Der Förster seinerseits schien sich nicht behaglicher im Salon zu befinden, auf den Anwesenden hafteten seine Blicke keine Sekunde lang, sie rollten im ganzen Zimmer mit unstätem Ausdruck umher, und zwischen den braunen, knochigen Händen drehte der Mann eine stark abgetragene Lederkappe.

„Was führt Euch so spät noch zu mir, Förster?“ fragte der Graf mit einer Stimme, welche im Angesicht dieses Mannes unwillkürlich rauher und barscher wurde, als man sie sonst zu hören gewöhnt war.

„Ew. Gnaden werden entschuldigen, aber es ist leider so weit gekommen mit dem jungen Herrn Grafen, daß wohl unausbleiblich etwas geschehen muß, wenn größeres Unglück verhütet werden soll. Mich geht das Wesen des jungen Herrn sonst nichts an, es ist der Wald des Herrn Grafen, dacht' ich, da kann der Sohn vom Hause darin treiben, was er will, und wenn's dem gnädigen Herrn nicht recht wär', dacht' ich, so würde er es nicht zugeben. Nach dem Vorfalle von heute Abend jedoch, nein, dacht' ich, da geht es nicht mehr so fort. Ich bin der Diener und bin Gehorsam und Respekt schuldig, aber jedem Menschen ist sein Leben lieb, sich niederschießen zu lassen gleich einem wilden Thier oder einem tollen Hund, nein, dacht' ich, das wird man doch nicht von uns verlangen. Und der gnädige Herr werden es selbst nicht wünschen, daß Dero Herr Sohn als Menschenmörder in der ganzen Welt verschrieen würde, wenn auch eine solche That bei so vornehmen Herrschaften anders angesehen werden mag, als bei uns niederem Volke.“

„Mein Sohn hat Jemandes Leben bedroht, sagt Ihr das, Förster?" rief der Graf erregt und betrübt.

„Ja, so ist's, Gott kann mir's bezeugen, und zwar an diesem selbigen gesegneten Abend, wo sonst sich Alles in der Natur zum Besten gewendet zu haben schien. Wenn er nach Hause kommt, braucht man nur seine Büchse nachzusehen, nnd man wird erkennen, daß sie heute Abend erst einen Schuß abgegeben hat."

„Und wo ist das geschehen und wie konnte es geschehen?"

„Draußen im Finsterbusche, der mir als Ew. Gnaden Förster zur Pflege übergeben ist."

„Ihr habt ihn dort getroffen?"

„Seit Wochen schon ist er dort zu treffen und man sieht ihn dort Dinge treiben, die Niemand als vernünftiges Thun ansehen kann. Felsstücke läßt er von der Höhe in den Bach hineinrollen, daß das Wasser zu beiden Seiten aus dem Bette heraustreten muß und die Bäume unterwegs beschädigt werden. Ich wollte ihm wohl einige Male Vorstellungen machen, aber das giebt's bei ihm nicht, er geht so vor sich hingebeugt und Worte murmelnd, die man nicht verstehen kann, und will man ihn anreden, dann sieht er Einen so merkwürdig an, daß man gern bei Seite geht. Manchmal schon schlug er sich rasch in die Büsche, als wollte er sich meinem Blicke entziehen, aber einmal gehen wir beide am Erlenteiche, er drüben und ich hüben, wir konnten uns gut mit dem halben Körper über das Schilf sehen und ich hatte schon zweimal nach meiner Mütze gegriffen, um ihn zu grüßen, da schüttelt er mit einem Male die Faust gegen mich und ruft: „Geh nur, du heimlicher Geselle, ich komme dir schon noch auf die Spur. Und heute Abend, als ich den untern Pfad in der Schlucht hinabsteige, ruft es mich unvermuthet mit einem Male an: „Halt Schurke!" Unsereins hat wohl nicht mehr Furcht zur Nacht im Walde, wie Andere in ihrer Stube, aber es packte mich doch mächtig, als ich den jungen Herrn im Halbdunkel oben stehen sehe am Elfenstein, die Flinte an der Wange zum Schuß bereit. Ich bleibe

stehen und rufe hinauf: „Zu Befehl, Herr Graf, was beliebt Euer Gnaden?" — „Wo hast Du sie?" ruft er da wieder, gleich sagst Du's oder ich probire, ob du ein Teufel oder ein Mensch." — Gott sei bei mir, ich weiß nicht, was ich sagen soll, da ruft er nochmals: „Sprich oder ich schieße!" Und wie ich mich über eine richtige Antwort besinne, da hör' ich ein unheimliches Lachen, das mir durch Mark und Bein rieselte, und gleich darauf gab's einen Knall. Die Kugel schlug nicht weit von mir in eine Erle und ich habe sie mit dem Messer herausgeschnitten, um sie Euch zu bringen, hier ist sie. Er selbst aber war mir gleich entschwunden, und Ew. Gnaden mögen nun sagen, wie es künftig damit fortgehen soll."

Die Mitglieder der gräflichen Familie hatten den Bericht mit bangem Schweigen entgegengenommen und schauten sehr niedergeschlagen vor sich hin. Der Arzt aber, welcher der Erzählung mit nicht geringerer Spannung gelauscht und in dem Gesichte des Sprechers zu lesen versucht hatte, was wohl in dessen Innern vorgehen mochte, unterbrach die bange Stille mit der Frage:

„Sind Sie, Herr Förster, vielleicht früher einmal mit dem Grafen Alfred in irgend eine nähere Berührung, oder gar in einer schlimmen Weise zusammengekommen. Hat es irgend einmal zwischen Ihnen Beiden etwas Besonderes gegeben?"

Der Förster wandte sich gegen den Sprecher mit einer Miene, die fast Geringschätzung ausdrückte und schien unentschlossen, ob er überhaupt antworten sollte. Er sah seinen Dienstherrn an, bis dieser ihn mit den Worten ermahnte: „Sprecht doch, Förster es verlangt uns sehr zu wissen, wie es damit steht."

„Als der junge Herr noch ein Knabe war, ist er oft in meine einsame Wohnung in den Wald ganz allein gekommen und hat oft mit mir den ganzen Wald nach allen Richtungen durchstreift, und er ließ sich alle Geschichten und Sagen erzählen, die ich gehört oder auch gelesen hatte, obwohl ich sagen muß, daß das Gedruckte mir nicht viel des Merkens werth erschien. Damals

wollte er am liebsten immer nur in den Finsterbusch. Als er dann aber die Stadt und die Schule besuchte, meinte er, der Finsterbusch sei doch gar zu finster und unfreundlich, und da ist er jahrelang nicht mehr hingekommen, ja wohl nicht einmal bis zu dem Tage, wo, wie man sagt, ihm etwas Besonderes zugestoßen sein soll."

„Und sahen Sie ihn an eben diesem Tage?" forschte der Arzt weiter.

„Ich sah ihn, ja, gerade wie er nach dem Elfenstein hinaufstieg. Ich grüßte ihn und wollte ihm folgen, aber er grüßte so, wie zu Zeiten, wo er allein gelassen sein wollte, und da bin ich zurück geblieben. Ein Holzschläger hat ihn noch mehrere Stunden später da oben sitzen sehen. Das ist Alles, was ich zu sagen weiß."

„Es ist gut, Förster, Ihr mögt gehen," bemerkte nach einigem Nachsinnen der Graf, „ich werde geeignete Vorkehrungen zu treffen suchen, damit Niemandem durch meinen Sohn ein Leid's geschieht. Inzwischen mögt Ihr über den Vorfall gegen Jedermann schweigen, damit nicht gleich ein unnützes Gerede unter den Leuten entsteht."

„Wie Ew. Gnaden befehlen."

„Man würde den Zustand des augenscheinlich in seinem Gemüthe etwas gestörten Kranken unbedingt verschlimmern, wenn man ihn am weiteren Besuche des Waldes hindern wollte. Es wird deshalb rathsam sein, Herr Förster, wenn Sie es zu vermeiden suchen, ihm dabei in den Weg zu kommen. Zur Vorsorge könnte man ja auch das Gewehr, welches er zu führen pflegt, auf unmerkliche Weise unschädlich machen."

Als der Arzt diese Mahnung äußerte, sah ihn der Förster mit ziemlich unzufriedener, fast ärgerlicher Miene an, dann nickte er nur ganz flüchtig, als wollte er sagen „schon gut, weiß schon selber besser," und verabschiedete sich mit dem üblichen Gruße.

VII.

Eine beängstigende Stille herrschte nach dem Weggang des Försters im hohen Gemach, die Theetassen, die Teller blieben unberührt, und Alle erfaßte es wie ein plötzlicher Schrecken, als die Gräfin, unfähig länger ihren Schmerz zu beherrschen, ausrief:

„Mein armer, lieber, unglücklicher Sohn“ und ihr von Thränen überströmtes Gesicht an dem Busen ihres treuen Lebensgefährten verbarg.

Der Graf nahm die Schwergebeugte sanft in seinen Arm, einen Trost in Worten vermochte er wohl selbst nicht zu spenden.

Das Fräulein aber richtete auf den Arzt ihre Augen mit einem Blick, der ihn erbeben ließ im Innersten des Herzens. O er hatte sich oft die Wundergabe gewünscht, die die christliche Ueberlieferung dem Heiland zuschrieb, so heiß wie diesmal aber wohl nie in seinem Leben.

Diese stumme Szene ward plötzlich vom alten Valentin unterbrochen, der im sichtlichen Schrecken alle anerzogene Etiquette bei Seite setzte und mit dem Ruf ins Zimmer stürzte:

„Er kommt, er kommt.“

Der Graf ahnte, wen der alte treue Diener des Hauses in solcher Weise anmelden wollte, er lehnte sanft das Haupt der Gattin gegen die Rücklehne ihres Sessels und erhob sich in banger Erwartung, indem er forschte:

„Wer kommt? Mein Sohn?“

Der Diener nickte, und nun riefen auch die Damen wie aus einem Munde:

„Alfred?“

Der Arzt selbst, der sich durch diese unerwartete Anmeldung in seinem bereits flüchtig entworfenen Operationsplan gekreuzt sah, konnte eine augenblickliche Bewegung nicht verbergen, doch das Bewußtsein der Wichtigkeit des Augenblicks und das Gefühl seiner Verantwortlichkeit, ließen ihn alsbald wieder die nöthige Fassung erlangen:

„O ich bitte Sie insgesammt,“ mahnte er nunmehr, „bleiben Sie doch ja ganz so sitzen und empfangen Sie ihn genau so, wie Sie ihn sonst in gewöhnlichen Stunden zu empfangen pflegten. Es darf ihn nichts Ungewöhnliches stutzig machen.“

„Sie haben Recht,“ anerkannte der Graf, indem er wieder seinen Platz einnahm, während die Damen stillschweigend seinem Beispiele folgten.

Gleich darauf wurde die Thür mit ziemlicher Heftigkeit aufgerissen und die Gestalt eines schlanken jungen Mannes kam in den Bereich des Lichtkreises. Der Arzt erschrak, er hatte beim Abschiede von der Universität einen jugendlichen, kräftigen, feurigen Jüngling verlassen, dem fast ein Uebermaß von kerniger Gesundheit auf den Wangen blühte und aus den Augen blitzte. Jetzt sah er ein alabasterbleiches, fast abgezehrtes Gesicht, in welchem die eingesunkenen Augen bald glasig und matt, bald in unheimlichem Feuer glühten. Und während der Arzt vorsichtig seine Blicke auf dem Kranken ruhen ließ, schauten die Andern besorgt, aber zurückhaltend auf die deutlichen Zeichen einer Natur, die sich selbst verzehrt.

Der Gegenstand so vieler Sorge bemerkte aber nicht das Mindeste von alledem. Er rief schon von der Thür her einen heiser klingenden „guten Abend,“ zog sich dann einen Sessel an das Feuer des Kamins, streckte sich mit einem gewissen Behagen aus, kreuzte die Beine, deren eines er beim Knie mit beiden Händen umspannte.

Der Arzt war bald mit seiner Prüfung, soweit die ruhige und gleichgültige Haltung des Kranken dazu Stoff bot zu Ende. Er blickte erwartungsvoll den Grafen an und dieser entschloß sich endlich zu der Frage:

„Willst Du nicht eine Tasse Thee mit uns trinken, Alfred?“

„Kann sein,“ erwiderte dieser mit demselben heiseren Ton, „später vielleicht, ich muß mich wärmen, es ist so kalt heute, nicht?“

Und sich zu dem Kamin niederbeugend warf er einige Scheite in die Gluth.

„Ist Dir nicht wohl, Alfred?“ fragte nun die Gräfin mit gepreßter Stimme.

Man vernahm darauf ein Lachen, fast wie Hohn:

„Sehr wohl, Frau Mama, sehr wohl . . , ha, ha . . . war lange nicht so wohl, so leicht . . . könnte fliegen. Aber kalt, ganz bedenklich kalt jetzt, besonders im Wald . . . ja, ha!“

„Warum läufst Du auch immer so im Walde herum bis zur nächtlichen Zeit, Alfred? Du läßt uns fast immer allein die Herbstabende verbringen, es ist uns recht einsam, wenn Du nicht bei uns bist,“ bemerkte das Fräulein mit sanftem Vorwurf.

„Hast Recht, Schwester, sehr recht . . . 's ist dummes Zeug, Alles dummes Zeug . . . man läuft da 'rum und kann doch gar nichts finden, gar nichts . . . ganz und gar nichts, denn da wird vertuscht, Versteckens gespielt, der alte Schurke, er weiß es wohl . . . ha, ha, der weiß es. Aber . . .“

Der Sprecher unterbrach sich plötzlich, sein Auge war dem des prüfenden Arztes begegnet und konnte sich nicht wieder abwenden vom ihm. Langsam erhob er seinen Arm und streckte den Zeigefinger in derselben Richtung aus:

„Wer ist denn aber der da, das fremde Gesicht? He! wer bist Du denn Geselle, warst Du nicht eben mit dem Förster? Kamst Du aus dem Walde . . . ha, ha, sehr kalt da, nicht?“

„Aber Alfred, kennst Du denn Deinen Busenfreund, den Dr. Enzin nicht mehr, den Du so oft zu uns eingeladen? Endlich kommt er nun doch einmal und Du erkennst ihn nicht?“

„Guten Abend, Heinrich, wahrhaftig,“ rief der Kranke und nickte dem Arzte mit einem kalten Lächeln zu. „Kommst in guter Zeit, bringst gutes Wetter mit. Wollen wir morgen in den Wald gehen . . . früh, recht früh! Aber nicht in den Finsterbusch, nicht in den Finsterbusch . . . Finsterbusch. Aber ins Buchenwäldchen, da ist's hellgrün . . . hellgrün, lustig . . . lustig. Hei, das wird schön, hast mir Vieles zu erzählen, und ich erzähle Dir auch eine Geschichte. Du willst doch?“

„Gewiß, da ich Deinetwegen gekommen, gehe ich mit, wohin Du mich führen willst.“

„Schön, ja, ha, guter Heinrich. Na, auf Wiedersehen. Gute Nacht Allen, gute Nacht . . . gute Nacht; ich gehe jetzt schlafen!“

„Der Thee würde Dir gut thun, Alfred, meinte die besorgte Mutter.“

„Gut, ja, Frau Mutter. Es soll gut sein. Ich werde mir Thee ausbitten, wenn ich mich niedergelegt haben werde. Es ist kalt heute bei Euch hier unten . . . kalt; und dann bin ich auch müde, ich bin müde, sehr müde; gute Nacht, gute Nacht.“

Eine bange Pause folgte dem Weggange des Kranken, es hatte Jedes ausreichend mit seinen Gedanken zu thun, und das waren Gedanken, die sich nicht leicht mittheilen und austauschen.

Endlich meinte der Graf:

„Ist das nicht eine seltsame Erscheinung, Herr Doktor?“

„Wer so viel über Geistes- und Gemüthskrankheiten nachgedacht hat, wie ich,“ erwiderte der Arzt sinnend, „der findet solche Erscheinungen weniger neu. Ich habe es geschildert gefunden, wie eine junge geistreiche Dame sich in einen Schmetterling verliebte und ihm mit ihrem Geiste soweit in unbekannte Fernen folgte, daß sie in völliger Geistesabwesenheit verstarb. Ich habe es selbst erlebt, daß sich ein gesunder starker Mann, über den Tod eines Hundes, der ihn vor einer schlimmer Gefahr geschützt hatte, so betrübte, daß er von Tag zu Tage trübsinniger wurde, bis er in eine ständige Gemüthskrankheit verfiel. Ja, ich wurde zu einem Dienstmädchen gerufen, welches die Launen und die unmäßig harte Behandlung, der diese armen Geschöpfe so oft ausgesetzt sind, mit einer fast engelhaften Geduld fast jahrelang ertragen hatte. Von da weg war sie zu einer besonders gütigen Herrschaft gelangt, bei der sie eines Tages einen schön gemalten Porzellanteller aus Unvorsichtigkeit fallen läßt. Die ziemlich gelinde Verweisung, welche sie darüber erhält, alterirt sie dann aber auch so, daß sie einen

Selbstmordversuch unternimmt, und als dieser glücklicher Weise verhindert worden, wird sie gemüthskrank, ja fast blödsinnig."

„Das sind schreckbare Erscheinungen, Herr Doktor," meinte der Graf, da möchte man fast Sorge wegen seiner selbst tragen."

„Es ist auch Keiner davor sicher zu nennen. Denn etwas Wunderbares, Unerklärtes bleibt in der Natur auch für den, der am Weitesten in ihre Schachtgänge eingedrungen ist. Und wunderbar, geheimnißvoll bleiben auch mannigfaltige Erscheinungen in den verwobenen Schicksalen der Menschen. Ein Augenblick bringt da häufig, was in Jahrtausenden unter gleichen Umständen nicht zusammengekommen ist. Wäre nur ein Atom dabei weggeblieben, oder wäre dasselbe nur eine Sekunde früher oder später hinzugetreten, so konnte dieses Ereigniß nicht eintreten. Es werden auch jahrelang dieselben Stoffe, die ungefährlich erscheinen, zusammengeworfen, da kommt ein Stäubchen, oder es kommt ein andrer Wärme- oder Feuchtigkeitsgrad hinzu, da giebt es ganz unvermutheter Weise eine Explosion, von der der Chemiker lernt, daß unter den und den Verhältnissen die und die Stoffe, so und so gemengt bei einem Wärmegrade von der und der Höhe eine Explosion von bestimmter Stärke geben. — Ich bin, wie Sie wohl sehen, kein Mystiker, kein Geisterseher, kein Phantast; mit realen Studien habe ich mich mit Vorliebe beschäftigt, seitdem ich zu denken angefangen, aber ich halte für beschränkt und nicht bildungsfähig den, der mit den Resultaten seiner praktischen Forschungen allen Erscheinungen gegenüber auszukommen gedenkt. Aus den wissenschaftlichen Studien entspringen die sicheren praktischen Regeln, die Lebenserfahrungen bilden die sogenannte „gesunde Vernunft," an beide hält sich der moralische Mensch, weil er damit sein Gewissen zu beruhigen versteht, wenn ihm etwas zustößt. Aber so lange die Wissenschaft nicht zum völligen Abschluß gekommen, so lange werden die praktischen Regeln und die „gesunde" Vernunft sich oft an etwas stoßen, das sie zu verneinen suchen, aber ohne allen Nutzen. Dem forschenden Geiste dagegen eröffnet alles Außerge-

wöhnliche neue Aussichten, neue Aufgaben steigen vor ihm auf, die zu bewältigen, für die Menschheit nutzbar zu machen der Triumph der großen Geister einer Nation, einer Zeit ist. — Entschuldigen Sie nur ja, daß ich mich unwillkürlich zu einer ziemlichen Abschweifung verleiten ließ, aber es drängte mich, Ihnen im Allgemeinen meine Stellung solchen Erscheinungen gegenüber zu bezeichnen."

„Wir sind Ihnen im Gegentheil sehr dankbar, Herr Doktor," entgegnete der Graf. „Je näher man Jemanden kennen lernt, von dem man etwas fürchtet oder hofft, um so ruhiger sieht man seiner Thätigkeit entgegen, und schon der Hinweis auf den allgemeinen Zusammenhang in der Natur wie auch die Gesetze der Welt hat etwas Beruhigendes und Tröstendes. Gestatten Sie mir nur die eine Frage noch: „Wie fanden Sie meinen Sohn, halten Sie seine Gemüthsstörung für eine tiefgreifende, schwere, oder hat Ihnen sein Verhalten und Gebahren am heutigen Abend Hoffnung auf Hebung des Uebels eingeflößt?"

„Entschuldigen Sie mich, Herr Graf, wenn ich auf eine bestimmte Antwort verzichte, wo ich mir keine zu geben getraue. Meine Herren Kollegen haben in dieser Beziehung eine von der meinigen nach beiden Seiten hin abweichende Praxis. Die Einen stellen das Uebel gern als größer und bedenklicher dar, als wie sie im Innern meinen, um beim Gelingen der Heilung ihr Verdienst desto höher erscheinen zu lassen. Andere wieder treten, oft nur um die Angehörigen leichteren Sinnes zu machen, mit einer Zuversichtlichkeit auf, als hätte die Krankheit nur auf ihr Erscheinen gewartet, um, wie man zu sagen pflegt, mit Sack und Pack abzuziehen. Ich kann mich zu Beiden nicht bequemen, mein etwaiges Verdienst soll nicht größer erscheinen, als es in Wirklichkeit sein wird, aber ich will mir auch eine mögliche Beschämung ersparen. Solange mir Grund und Veranlassung des Uebels unbekannt, kann ich die Bedeutung desselben nicht ermessen, nichts über seine Beseitigung versprechen. Sie Alle aber werden am Besten thun, wenn Sie vor-

läufig Ihre Gedanken und Gefühle von diesem Gegenstande abwenden.“

In der That sahen die Anwesenden das Gute des Rathschlags ein und waren beflissen, das weitere Gespräch auf andere Gebiete übergehen zu lassen, bis die elfte Nachtstunde, die gewohnte Stunde des Auseinandergehens, geschlagen. Längere Zeit noch hielten die vielfach ihn bestürmenden Gedanken und Fragen dem jungen Arzt die Augen offen, bis die Ermüdung von der langen Reise auch ihm endlich den Schlummer zuführte, dessen sich alle Bewohner des Schlosses wohl nicht zu erfreuen hatten.

VIII.

Worüber wir im Zustande des Wachens oft gar nicht nachzudenken wagen, das drängt sich wohl gern im Schlafe, wenn dann die Willenskraft die unmuthig brausenden Gedanken nicht mehr zügelt, mit Gewalt unserem Geiste auf, dann aber auch greller, ungeheuerlicher, weil die Vernunft und das lebendige Bewußtsein der Wirklichkeit der Phantasie keine Schranken zu setzen vermögen. Der neuangekommene Gast des Schlosses mußte es erfahren, denn kaum hatte er die Augen geschlossen, als der innere Blick das suchte, was er wachend nicht gewagt. Nicht die hohe, anmuthige Jungfrau, die ihm am Abend entgegengetreten, nahte sich ihm im Schlummer, es war die kleine Jenny, das zwölfjährige blondlockige Mädchen, mit den klugen, hellen Augen, die gar so Vieles erzählen wollten, das Kind mit der hellen Stimme, die so anmuthig plauderte, daß es klang wie das Rieseln des Waldbaches, wenn der Frühlingsstrahl seinen Pfad beleuchtet und ihm die muntere Laune geweckt zu haben scheint, dieses Bild, welches er in früher Jugend geträumt, später gesehen und seit der Zeit auch schon halb und halb wieder vergessen hatte, dieses Bild war es, welches schöner

denn je ihm im Traume nahte. So ein Traum ist oft wie ein sonniges Landschaftsbild, welches ein plötzlich heranziehendes Gewitter mit einem Schlage zu entgegengesetzten Wirkungen bringt. Eben noch war er mit ihr durch Wiesen und Aehrenfelder gewandert, jetzt standen sie mit einem Male auf einer Insel mitten im Bach. Die Insel selbst war wiederum durch eine Wasserrinne in zwei Hälften getheilt. Drüben steht sie, er hüben; scherzend giebt sie vor, ohne seine Hülfe nicht über den schmalen Graben gelangen zu können, er reicht ihr die Hand, die Hände berühren sich schon, da fühlt er wie der Boden zurückweicht, wie der Graben immer breiter wird, der Bach wird zum Fluß, zum Strom, der Strom zum Meere. In grauem Nebel weicht das grüne Eiland zurück und sie mit ihm. Groß war die Angst. Doch auch sie verschwimmt in Nebel, eine wohlthätige Ruhe erquickt die Seele und schon kehrt das liebliche Bild zurück. Auf waldigem Bergpfade folgt er der Voranhüpfenden mit fröhlichem Lachen und hastet sich, wenn sie zuweilen stehen bleibt, um ihn ob seiner Schwerfälligkeit zu verspotten. Schon ist er halb und halb ohne Athem, noch ein kräftiger Anlauf, und er muß sie erreichen. Da plötzlich sieht er sie auf einer gegenüberliegenden Höhe, sie streckt ihm die Hand entgegen, als wollte sie ihn hinüberziehen. Aber die Höhe ist zum steilen Berge geworden, ein Abgrund, dessen schwarze Tiefe das Auge nicht ermessen kann, liegt zwischen ihnen. Es ist undenkbar dort hinüber zu kommen, zu breit ist die schauerliche Kluft. Und dennoch reißt ihn die Sehnsucht unwiderstehlich hin, er macht den tollkühnen Sprung und stürzt mit einem Wehgeschrei hinab.

„Dummes Zeug,“ murmelt unser Arzt, indem er sich noch schlaftrunken in die Höhe richtete, „das war ja ein förmlicher Alp.“

Die Morgensonne sandte ihm gerade ihre ersten Strahlen ins Schlafgemach und veranlaßten ihn, sein Lager zu verlassen. Im Wohnzimmer hatten die aufmerksamen Dienstleute bereits ein Feuer zur Bekämpfung der herbstlichen Morgenschauer angezündet, aber er suchte die Kühle und Frische der Luft und öffnete das Bogenfenster halb.

Wiederum fesselte seinen Blick der einsame Springbrunnen, der unermüdlich, unverdrossen, wie am Abende vorher sein Wasser steigen und fallen ließ.

„An so einem Brunnen, dachte er still vor sich hin, „könnte man gesund werden, wenn man ihn immer vor sich oder nur lebhaft im Gedächtniß haben könnte, solch' ruhiges Bild des Lebens stellt er vor. Der Strahl springt aus der Tiefen der ewig schaffenden Natur, er strebt hinauf zur Höhe, findet das Ziel und die Grenzen seiner Kraft, zersplittert dann in tausend Fädchen und Tropfen und kehrt zurück dahin, von woher er gekommen. Doch Manches haben die oberen Regionen sich abgesogen, das Feinste gewiß, daß Beste, fruchtbringend sinkt schließlich Alles wieder auf die Erde zurück, so auch das Erstrebte des menschlichen Geistes."

Es war dem Träumer, als müsse an diesem Brunnen Jemand erscheinen, der so recht wie zu dieser Umgebung geschaffen schien, manchmal wollte es ihm auch däuchen, als höre er das Rauschen eines Gewandes, aber nur die hohen, ehrwürdigen Eichen rauschten, als riefen sich die Blätter vieltausendstimmig den Morgengruß zu.

Die Diener hatten, von ihm unbemerkt, den Kaffee auf dem Tische servirt, und als er endlich hinzu trat, um sich an dem aromatischen Getränk in reinster und einfachster Form zu stärken, erschien der alte Valentin mit ganz bedenklicher Miene:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich störe," rief er schon von der Thür her, „und vor allen Dingen einen guten Morgen, aber ich muß Ihnen melden, daß wieder etwas Außergewöhnliches passirt ist."

„Ei was, Sie machen mich neugierig, worin besteht denn dieses Außergewöhnliche."

„Denken Sie sich, Herr Doktor, der junge Herr haben gestern noch Thee getrunken, um 11 Uhr das Licht ausgelöscht, die ganze Nacht geschlafen, wie es scheint, und — worauf man gar nicht gefaßt war — heute Morgen den Kaffe verlangt."

„Ei was, und so etwas ganz Gewöhnliches nennen Sie außergewöhnlich?“

„Ja, lachen Sie nur, Herr Doktor, Ihnen mag's schon gewöhnlich scheinen. Wenn man aber mit einer wahrhaften Seelenangst, wie wir in diesen qualvollen Wochen, gewünscht, daß das Gewöhnliche geschehe, dann ist man wohl überrascht, wenn's einmal vorkommt.“

„Ja, seien Sie mir über meine Einwendung nur nicht gleich bös, mein lieber Herr Valentin, sagen Sie mir lieber gleich, was Sie zu mir führt.“

„Nun ja; da bin ich also kaum vom Klingeln des jungen Herrn benachrichtigt, als ich auch gleich die Treppe hinauflaufe, — denn hier laß' ich keinen Anderen aufwarten, der vielleicht Dummheiten anrichten könnte — und das werden Sie wohl in der Ordnung finden . . .?“

„Ei gewiß, und nun?“

„Und nun sehe ich ihn ganz anders, als er sonst dieser Tage gewesen, gar nicht so verstört und wegwerfend gegen seine alten Diener. Er fragte auch gleich nach Ihnen, während er den früheren Aerzten gleich den Rücken wandte, wenn sie ihn ansprachen. Aber er fragte mich auch gleich und sah mir dabei ganz absonderlich in die Augen, ob Sie so von selber hierhergekommen, oder ob der Herr Graf, sein gnädiger Herr Vater, nach ihnen geschrieben.“

„Und, was haben Sie ihm darauf erklärt?“

„Nun, ich dachte mir wohl, daß Sie wahrscheinlich verschrieben seien, aber ich wußte es doch nicht bestimmt, und da glaubte ich, es sei besser, wenn ich sagte, daß mir darüber etwas von dem Herrn Grafen, Vater, nichts mitgetheilt worden sei.“

„Daran haben Sie Recht gethan und sich als ein gewissenhafter und vorsichtiger Mann bewährt. Was erfolgte nun weiter?“

„Der junge Herr sagte: so, so, ja, ja; trank schnell hintereinander zwei Tassen schwarzen Kaffee, schnallte den Hirschfänger um, hing sich die Jagdtasche über, nahm Hut und Gewehr und

pfiff nach dem Sultan. Der Hund hatte nicht weit zu laufen, weil er seit einiger Zeit nicht von der Schwelle weicht, um den Herrn nicht zu verpassen. So ging er fort, und ich glaubte schon er würde seinen gewöhnlichen Ausgang allein unternehmen, als er sich plötzlich umdrehte und meinte: „Ja, so, ich habe dem Doktor versprochen, ihn mit in den Wald zu nehmen. Geh' zu ihm, Vatentin und sage, daß ich ihn unten erwarte."

„Ei da müssen wir uns beeilen. Es ist ein gutes Zeichen. Vielleicht war mein Hierherkommen doch nicht so unnütz, als Sie erst meinten, wie?"

„Herr Doktor wollen entschuldigen, aber . . ."

„Machen Sie sich nur ja keine Gedanken, wir fangen ja erst an, uns gegenseitig kennen zu lernen. Melden Sie nur jetzt dem Grafen Alfred, daß ich in 5 Minuten bei ihm bin."

IX.

Ein dichter Herbstnebel hatte sich kurz nach dem Aufgang der Sonne von dem heimischen Erdboden erhoben; als daher der Arzt in dem Hof erschien, hatte er Mühe seinen Begleiter ausfindig zu machen. Ein kurzer und karger Gruß ward gewechselt, dann schritten sie Beide in den Nebel hinein. So ein Wandeln im Nebel gleicht recht unserem Lebenswege. In dunklen Umrissen liegt die Zukunft vor uns, so daß wir sie nicht recht erkennen, das Meiste nur ahnen. Je näher wir dem Bilde kommen, je deutlicher erscheint es, wohingegen die Bilder der Vergangenheit von demselben Nebel mehr und mehr verschleiert werden. Zwischen den beiden Wanderern schien still ein Uebereinkommen getroffen worden zu sein, sich nicht mit Reden zu belästigen, den Keiner gönnte dem Andern im Weitergehen ein Wort.

Graf Alfred schien sich über das Ziel der Morgenwanderung

noch keinen Plan gemacht zu haben, denn fast bei jedem sich abzweigenden Wege zögerte sein Fuß und schwankte. Aber immer wieder entschied er sich für die Richtung nach einem dunklen gespenstig durchscheinenden Gegenstande von riesigen Umrissen, der an Umfang zunahm, je näher man ihm kam. Endlich besiegte die Sonne den Nebel, der schließlich nur noch wie ein goldener luftiger Schleier um den Berg flatterte, dessen Anblick dem Namen „Finsterbusch“ so sehr entsprach.

Ja, als die hinter ihnen liegende Landschaft schon hell und heiter im Sonnenglanze lag, war es in der aufwärts strebenden Schlucht, in welche sie eintraten, still und schauerlich, so kalt und düster, als herrschte dort noch keine Ahnung vom Anbruch des Tages. Die hohen Tannen, die dichtbezweigten Fichten, deren Wurzeln sich rechts und links in dem Lehmboden begegneten und verschlangen, ließen kaum einen Schimmer durch ihre Aeste dringen, und schlaftrunken schienen die Wipfel sich einander zuzuneigen, als hätten sie sich ihre nächtlichen Träume zuzuflüstern. Riesige Farrenkräuter schauten melancholisch nach dem reichlich verbreiteten Brombeergesträuch mit fast schon überreifen Beeren. Das Alles machte einen gar einschläfernden Eindruck auf den stillen Wanderer, der sich den Einwirkungen nur entzog, um seinen ziemlich rasch voranschreitenden Gefährten nicht aus den Augen zu verlieren. Und welch eine seltsam originelle Waldlandschaft breitete sich erst oben auf dem flachen Bergkegel aus, der überall mit dem üppigsten Moos überzogen war. In der Mitte der Teich erinnerte den Arzt sogleich an die Erzählung des Försters. Auf ihn fiel allerdings von der Höhe ein matter Schimmer und zeichnete in das grünliche Wasser die Schatten der im Rundkreis an seinen Ufern stehenden Bäume.

Das war ja der Weg unter den Erlen am Wasser. Drüben ging ja wohl auch ein Weg, wie der Förster erzählt hatte? Unwillkürlich wendeten sich die Blicke des Arztes dem gegenüberliegenden Ufer zu, und ganz merklich erschrak er, als sein Begleiter

plötzlich die Hand an seinen Arm legte und mit der heiseren Stimme ihm zuflüsterte:

„Sahst Du nicht eben etwas?“ —

„Nichts, gar nichts“ erwiederte er indessen schnell gefaßt. —

„Sahst Du denn nicht da drüben einen Menschen schleichen, Du sahst doch hin?“ —

„Ich sah dorthin und bemerkte nichts; wer sollte sich auch in diese Einöde verlieren?“

„Ich will Dir's sagen, ich weiß es ganz gewiß, der Förster war's.“

„Was sollte der hier suchen?„

„Er? o, er lauert mir jeden Morgen und jeden Abend auf und schleicht mir beständig nach. Wenn ich hier hüben gehe, ist er gewiß da drüben, und bin ich dort, geht er auf dieser Seite. Ich bin schon manchmal rund um den Teich gegangen, aber er war allemal auf der andern Seite, und . . . sieh, sieh nur, da geht er eben ins Gebüsch . . . “

„Dem Arzt war es selber, als bewege sich am jenseitigen Ufer das Gebüsch; aber er wollte es lieber nicht zugestehen und suchte eben nach einer ausweichenden Antwort, als sein Begleiter in fieberhafter Erregung mit einem Male im Zorn die Faust hinüber schüttelte und rief:

„Da, da, geh nur, geh nur immer gerade Linie mit mir, immer in gleicher Linie, immer schußrecht. Willst mich wohl höhnen, verspotten? willst Du mich. Paß' auf, ich mache frei die Luft.“

Diese Worte waren von dem kranken Mann kaum gesprochen, als er auch mit Blitzesschnelle sein Gewehr von der Schulter gerissen, es angelegt und abgefeuert hatte. Das war Alles so schnell gegangen, daß auch ein besser auf solche Vorkommisse gefaßter Mensch den Moment verpaßt haben würde, um es rechtzeitig zu hindern. Besorgt schaute er sich nach den etwaigen Folgen des Schusses um, als er zu seiner höchsten Verwunderung beim Umbiegen des Pfades den Förster gerade entgegenkommen sieht. Der alte Forstwächter grüßte

auch ganz harmlos und freundlich, und — was das Seltsamste von Allem, sein Gruß ward von dem jungen Grafen ruhig und einfach erwiedert, gerade als wenn gar nichts Besonderes vorhergegangen wäre. Da mußte er sich wirklich an den Kopf fassen, um sich zu vergewisseren, daß er mit seinem Körper, nicht blos mit seiner Phantasie, in so fabelhaften Regionen weile.

Der junge Graf war bereits rüstig an dem Förster vorbeigeschritten, und mit einem kurz gemessenen Gruß wollte auch er an der ihm verdächtig erscheinenden Person vorbei, als er sich sanft am Arm angehalten fühlte."

„Herr Förster?" fragte der Arzt betreten, indem er dem Manne forschend ins Gesicht schaute.

„Sie haben selbst gesehen. Habe ich nicht Recht?"

„Was meinen Sie? weshalb sollen Sie Recht haben?"

„Daß der junge Herr mir nachstellt."

„Euch? wo kommt Ihr denn her?"

„Ei, von dort drüben?"

„Von dort drüben? Und wie könnt Ihr da hier sein?"

Der Förster lächelte etwas verächtlich und meinte:

„Unsere Wege im Walde sind kürzer, als die anderer Leute."

„Und so wollt ihr behaupten, daß Ihr eben drüben war't?"

„Ich kann's beschwören."

„Es wäre überflüssig, denn Ihr müßt wissen, daß die Flinte bereits unschädlich gemacht worden."

Und ohne sich um den eigenthümlichen Blick weiter zu kümmern, den der Forstmann auf ihn richtete, eilte der Arzt dem Jugendfreunde nach.

X.

„Mit diesem Förster werde ich wohl noch ein ernstliches Wort zu reden haben“, meinte der Arzt, indem er seinen Pfad weiter verfolgte. „Der Mann weiß augenscheinlich mehr als wir Alle zusammen. Nun, wir werden ja sehen.“

Mit dieser Beruhigung verfolgte er seinen Weg, der nach der Spitze des Berges führte. Die Bausteine, die abgebrochenen oder losgesprengten Felsblöcke, die, je höher er kam, je häufiger vorhanden, zeigten ihm deutlich an, daß er sich den Ruinen einer alten Burg nahte. Hin und wieder hatte der Pfad Ueberreste von steinernen Stufen aufzuweisen, die auf einen ehemals gutgepflegten Eingang deuteten.

In der That ging es nach der alten Stammburg der Standesherrschaft zu S., welche der erste Graf, der in die Ebene hinunterzog, gänzlich ihrem zufälligen Schicksal überlassen, ohne auch nur das Geringste zum Schutz vor den Angriffen der Naturmächte angeordnet zu haben.

Letztere hatte in dieser Beziehung Erstaunliches geleistet, aber doch nicht so viel, daß nicht ein Einblick in die ehemalige Anlange des Burggebäudes gewonnen werden konnte. So standen vor der kleinen Kapelle noch die Mauern mit den Nischen, die Säulen und das Getäfel. Nur das Dach trennte den Raum nicht mehr von der Himmelsdecke und keine Glasscheiben wehrten mehr dem Eindringen der Waldesluft, durch die geschmackvoll umrahmten Fensterhöhlen. Dafür war Epheu und wilder Wein zu allen Ritzen und Höhlen hereingewachsen, um die Blöße der alten Mauern wie liebend mit ihrem Mantel zu bedecken.

Einen herrlicheren Ort kann eine von Qualen heimgesuchte Seele schwerlich auffinden, als auf den Stufen vor dem ehrwürdigen steinernen Altarstocke, zumal an diesem Morgen, wo das unvergängliche Dach, der Himmel dunkelblau darüber gespannt war,

wo aus den engen Mauern heraus, die Seele wie aus den Kerkerwänden des Körpers, die Blicke tief in das Unendliche tauchen konnte. Ja, laßt ein schwer umnachtetes Gemüth an solchem Orte zu solcher Zeit weilen, laßt ihm die heilige Festesstille genießen, gewiß, die starre Rinde wird schmelzen, die Sonnenstrahlen, die zu den schmalen Spitzbogenfenstern hereindringen, müssen ihm neues warmes Leben wecken, und anders als noch kurz zuvor, wird er das Dunkelgrün des Waldes von Gold umsäumt durch Bogenfenster sehen. Konnte sich doch selbst der Arzt, der eine nüchterne Seelenstimmung für eine Tugend ansah, eines gewissen Zaubers nicht erwehren.

„Wie viele fromme und zerknirschte Seelen haben wohl vor diesem altersgrauen, schon merklich zum Fall geneigten Kreuz gekniet und Versöhnung mit sich, Versöhnung mit der Welt durch Versöhnung mit dem Gotte, der ihnen gepredigt wurde, gesucht, um doch wieder zu sündigen, wenn wirklich Sünde war, was sie gethan. Doch was ist das? sind das nicht Alfred's Schriftzüge?“

Der Arzt beugte sich zu einem Blättchen nieder, an welchem die vergangenen Regentage manche schwere Unbill verübt, das aber die Sonne fast getrocknet. Mit Mühe entzifferte er die folgenden Zeilen:

Auf dieser Waldeshöhe
Saß ich wohl manches Mal
Vom Morgenwind umwehet
Im Morgensonnenstrahl.
Die Sonne hab ich kommen
Und wieder scheiden sehn,
Und Liebe keimen, wachsen
Und welken und vergehn.
Die hohen Felsen schauen
Mich alle fragend an,
Bist Du denn noch Derselbe,
Derselbe frohe Mann?
Wie bleich ist nun Dein Antlitz!
Wie schwand der Augen Glanz,

Des Mundes frohes Lachen?
Der Lieder bunter Kranz?

O fragt mich nicht, ihr Felsen,
Mit Eurem stummen Blick,
Dahin, wo sie gegangen,
Dahin ging auch mein Glück.
Oed' ist die Welt geworden,
Und, ach, das Herz so schwer,
Lebt wohl, lebt wohl, ihr Felsen,
Ihr seht mich nimmermehr!

Dieses Gedicht, welches ihm wie ein ewiges Gebet in der stillen, von Menschenhand aufgerichteten, von der Natur selbst reichgeschmückten Kapelle erschien, rührte den jungen Mann fast zu Thränen; den Schmerz ahnend, den diese Zeilen hervorgerufen, und ihn achtend, wie man jeden Schmerz auf Erden achten soll, legte er das Blatt wieder an seinen Ort und trat nachdenklich ins Freie.

Wie er dann um das Gemäuer herumkam, erblickte sein Auge zur sichtlichen Ueberraschung eine rings von bemoosten Steinblöcken eingefaßte natürliche Terasse.

Welch ein Blick in die Tiefe bot sich da!

Ein kleines Felsenthal, von den Bergwänden so eingeschlossen, daß man von Oben aus keinen Ausweg entdecken konnte, lag unten tief in einsamer Stille, die nur von dem Rauschen des Waldbaches gestört ward. Fast gleich beim Eingange in das Thal theilte sich der Bach in zwei Arme, die rechts und links an den Bergwänden hinliefen, sich am Ausgange aber wieder vereinigten und so die grüne Wiese zu einer Insel machten. Diese stille Thallandschaft hätte man recht wohl als einen von der Menschheit unentdeckten oder wieder vergessenen Versteck ansehen können, den kein menschlicher Fuß seit langen Zeiten betreten, wäre die Mühle nicht gewesen, die wahrscheinlich die Ursache einer künstlichen Zweitheilung des Baches wurde. Freilich war das große Wasserrad halb zer-

brochen und halb zertrocknet, also wohl schon lange nicht mehr im Gebrauch gewesen. Trotzdem mußten Menschen noch gegenwärtig in der Mühle wohnen, denn grüne Vorhänge sah man deutlich hinter den Fensterscheiben, und das kleine Gärtchen, dicht am Gebäude, zeigte, daß eine fleißige Hand bis in der allerletzten Zeit darin thätig gewesen.

„Ah“, murmelte der Arzt vor sich hin, indem er das eine Mal den Blick in diese Waldeinsamkeit tauchte und dann wieder die malerischen Formen der Felsen ansah, das ist ein Ort, der Mancherlei erklärt. Wenn ich den Inhalt des Gedichts bedenke, diese Terasse mit ihrer Umgebung sehe und mich bezaubert fühle von Waldespracht und Waldesduft, dann wird Alles zu einem Rahmen in dem das Bild Alfred's natürlicher erscheint, als dort im Schlosse. Aus seinem Antlitz, wie aus seinem Gedicht leuchtet mehr der Schmerz um etwas Verlorenes, als wirkliche ernste Störung des Geistes. Hier oben hat er gesessen, hier oben hat er geträumt und gedichtet, von hier aus sah er nur die Thalwiese mit der Mühle. Es wohnen Menschen drin, wie es scheint, aber wer mag hier wohnen?“ —

Wie um Antwort zu geben auf die Frage des Arztes öffnete sich in diesem Augenblicke die Thür des Mühlengebäudes unten, und zu seiner nicht geringen Ueberraschung sah er die Gestalt des Försters heraustreten. Unwillkürlich trat der Lauscher hinter eine dichtgezweigte Fichte, als fürchtete er, der scharfe Blick des Waldhüters würde ihn alsbald auf seinem Lauscherposten entdecken. Aber es war nicht so. Nur rechts und links spähete der Förster vorsichtig, schloß dann die Thür und barg den Schlüssel in seine Tasche, worauf er einen nun erst bemerklichen Pfad einschlug. Einmal war es dem Arzte, als erkannte ihn der Förster beim Hinaufblicken und als rücke er deshalb an seiner Kappe wie zum Gruß. Aber es konnte auch sein, der Förster sah gar nicht richtig herauf und lüftete seine Kappe nur vor der Schwüle der heraufziehenden Mittagshitze.

„Also der Förster ist in der jedenfalls romantischen, für uns auch geheimnißvollen Mühle, und wahrscheinlich . . . möglicher Weise, will ich sagen — steht die Mühle in Verbindung mit unserem Fall. Die Mühle muß ich mir einmal näher ansehen," meinte er dann weiter, „denn sie hat etwas, was man räthselhaft nennt."

XI.

Das Selbstgespräch des Arztes war bis zu diesem Punkte gekommen, als sich leichte Schritte seinem Platze näherten. Der junge Graf war es, der sich ohne Vorsicht, aber doch still und gewandt heranbewegte und nun auf einer breiten Steinplatte Platz nahm.

„Bewunderst Du nicht auch diese Waldeinsamkeit unten, Heinrich, auf die wir lieber blicken, als auf die Ruinen der alten Burg, so imposant sie immer uns entgegentreten mögen?"

„Ja, ich muß gestehen, daß, trotzdem die Ruinen uns sagenhaft anstarren, die Waldlandschaft doch fast des Zauberhaften noch mehr in sich hat, erwiderte der Arzt."

„Weil die Natur selbst eine größere Zauberin, als aller Menschenwitz."

„Ich glaube kaum; die Natur kann man berechnen, aber den menschlichen Genius nicht, nein, niemals!"

„Die Natur auch nicht."

„Nicht bis ins Kleinste, aber doch in ihren größeren Umrissen, in ihren Hauptgesetzen."

„Und Vieles, das Meiste dabei bleibt räthselhaft."

„Ja, aber wir hoffen es zu erforschen, nachdem uns so viel bereits zu erforschen gelungen."

„Aber das, was noch nicht erkannt, wirkt oft sehr beängstigend, bis zum Krankwerden, bis zum Krankwerden."

„Und Alfred, Du bist krank, gesteh' es mir nur ein, nicht wahr?" rief der Arzt, indem er schnell auf den überraschten Freund zutrat und ihm die Hand darbot.

„Was willst Du von mir," rief aber Dieser, indem er zurückwich und die Hand wie zur Abwehr gegen ihn ausstreckte.

„Alfred, kennst Du mich nicht mehr? Wann hast Du jemals in den Tagen unserer glücklichen Studentenzeit die Berührung meiner Hand vermieden."

„Es ist ja wahr, Heinrich, ich weiß nicht, was ich thu'." Ich weiß nicht was ich thun könnte. Aber was willst Du?"

„Ich will wissen, Alfred, was Dich krank gemacht, nichts Anderes kann ich ja wollen. Dich drückt, beunruhigt und verwirrt etwas!"

„Du meinst, ich bin verwirrt? so sagen die Leute; und es mag ja wohl auch richtig sein. Freilich, freilich, es ist ja schon so lange, und schon lange quält man mich, und ich werde wüthend, weil man mich nicht in Ruhe läßt. Was geht Euch mein Wesen an? Seht zu, daß es Euch nicht fehl geht. O, ich hasse nichts mehr, als die Menschen, die sich in unser Heiligthum aus Neugier oder Wißbegier einzuschleichen bestreben. Was geht es Euch an? nochmals, macht mich nicht wüthend, ich rathe es Euch."

Der junge Graf stand ähnlich einem gereizten Tiger, wie zum Sprunge bereit, und sah den Arzt mit zornsprühenden Blicken an, seine Hände ballten sich zur Faust und die Zähne knirschten hörbar, die weißen Zähne, welche das dunkle Schnurbärtchen in ihrem reinen Glanze erhöhte.

Die Augen des Arztes suchten und fanden alsbald einen mit Moos überkleideten Stein. Auf diesem nahm er in aller Ruhe Platz und erwiederte:

„Stürme doch nicht so in Deinem Zorn hinaus. Wenn Du den altbewährten Freund nicht mehr liebst, ihm nicht mehr vertraust, so sage es ihm; aber, Alfred, willst Du Einem, mit dem Du das brüderliche Du gewechselt, dem Du Freundschaft geschworen

in Ewigkeit, das Recht absprechen, nach Deinem Kummer, Deinen Sorgen oder Aengsten zu fragen? Dann ist die Freundschaft nichts weiter als ein Glas, das man gelegentlich auf den Boden wirft, so daß es am Boden in Splitter und Scherben zerspringt!" —

„Hast Recht, Heinrich, sehr Recht", entgegnete der Gereizte und so leicht wieder Besänftigte. Ich erzürne mich auch weniger über Dich, als über mich, denn ich weiß nicht, was ich sagen soll, und eben das erzürnt mich gegen die Frager. Ich werde Euch Alles sagen, was ich zu sagen habe, und Ihr werdet verdutzt dastehen und enttäuscht fragen, wie ein Mann sich so leicht erschüttern und in seinem Gemüth so verwirren lassen kann. . . . Nein, unterbrich mich nicht, ich bin nun schon mitten im Selbstgeständniß." —

Der Arzt, welcher sich zu einer beruhigenden Antwort angeschickt hatte, begnügte sich nur mit einer zustimmenden Handbewegung, und der Kranke fuhr fort:

„Du weißt, Heinrich, daß ich immerdar zu den zufriedenen Menschen gehörte, ich habe das für eine Pflicht angesehen, da ich so vorzugsweise vom Schicksal mit Glücksgütern gesegnet wurde, die man nur infolge Mißbrauchs zu übermäßigen Genüssen geringschätzen lernt, ohne sie entbehren zu können. Und während mir Rang und Reichthum Alles leicht erschlossen, ließ auch die so launische und oft so grausame Liebesgöttin mich gleichsam von selbst das finden und gewinnen, was Andere oft nur in schwerem Kampf und mit vieler Herzensbeunruhigung erringen.

„Und doch, sollte man es für möglich halten, konnte ich ein Gefühl des Unbefriedigtseins, ein Gefühl der Leere mit allen Vernunftgründen nicht beseitigen und dauernd unterdrücken. Von unseren schönsten Festen, ja selbst von der Geliebten ging ich manchmal fort, hinaus ins Weite und ließ meine Blicke umherirren, als müßte es in der Welt noch etwas geben. Ja, mir war's wie einem Wanderer, dessen Augen über eine freundliche Ebene mit frischen grünen Feldern und Wiesen hinblickt und vergeblich nach einem Berge, nach einem Hügel wenigstens ausschaut, der ihm

etwas in seinem Rücken verborgen halten könne. Cäcilie ist schön, liebreizend und ich hatte nie ein lieblicheres Wesen gesehen, da ich zu meinem Entzücken vernahm, daß sie mir, bestimmt von Kindheit an durch Willen der Eltern, ihre Liebe treu und ungetheilt erhalten. Aber, Heinrich, war das Liebe! Aber Heinrich, sage mir, konnte eine solche Liebe Wurzel schlagen, tief genug, um anderen Eindrücken zu widerstehen! Schon einmal wich sie einer anderen Liebe, die freilich nur als Tändelei erscheint, gegen das, was mich jetzt bestürmt." —

„Wie? Alfred?" rief der Arzt, ganz erstaunt sich von seinem Sitze erhebend, „auf so etwas war ich wirklich nicht gefaßt." —

„Ich hatte Dir's vorhergesagt, Ihr würdet enttäuscht vor der Lösung des Räthsels dastehen. Aber ist wohl die Sache so unnatürlich, daß sie Euch in Staunen versetzen kann?"

„Aber wozu dann diese innerliche Angst? Standen Dir die Eltern, war die Schwester Dir nicht nahe befreundet genug, daß Du sie in Deinen Gefühlswandel einweihen konntest?"

„Einweihen? Sie einweihen? Ha, ha, es ist so merkwürdig, daß die Leute immer Alles für so einfach und natürlich halten, wo Andere sich schwere Sorgen und Gedanken machen. Seit länger als zehn Jahren wird Cäcilie von meinen Eltern als Schwiegertochter angesehen und begrüßt, und ich soll nun anzeigen: Die beabsichtigte Vermählung kann wegen eingetretener Gefühlsänderungen seitens einer der hauptbetheiligten Persönlichkeiten nicht stattfinden? Die Schwester wird sich vollkommen und ohne Weiteres beruhigen, wenn ich ihr mittheile, daß ich das schwersterliche Band, welches ihre beiden Seelen so eng umschließt, aufs Schwerste erschüttern muß? Sie werden nun wenigstens die Zauberin zunächst anstaunen wollen, die solche Wandlung bewirken konnte, was sollte ich thun, um sie zu befriedigen?"

„Ei, Du wirst sie ihnen zuführen, Alfred, das ist ja selbstverständlich."

„O, Du selbstverständlicher Verstandesmensch . . . entschuldige

mich, Heinrich, aber Du reizest meine Hülflosigkeit mit Deiner selbstbewußten Weisheit."

„Ich bitte Dich nochmals, Alfred, kränke mich nicht mit solchen Vorwürfen. Ich rathe nichts, was Dir nicht Jedermann in solchem Fall anrathen müßte. Wenn ich Dir auch zugeben will, daß es weder für Dich, noch für Deine neue Auserwählte ein besonders angenehmer Schritt sein mag, Deinen Verwandten einen Begrüßungsbesuch abzustatten, so ist es doch eine von der Nothwendigkeit gebotene Ceremonie, und was sollte Euch abhalten?"

„Uns? o, mich jedenfalls nichts, aber sie, sie."

„Sollte sie Ursache haben, einer Begegnung mit Deinen Verwandten um jeden Preis auszuweichen? das wäre sicher kein gutes Zeichen. O, o, ich errathe. Eine kleine Mesalliance! Deine Auserwählte ist Deines Standes und Ranges nicht. Nun, ich weiß die Bedeutung, welche eine derartige Verschiedenheit bei den Angehörigen Deines Standes bis auf die heutige Zeit herab gehabt, aber ich selbst fühle mich frei und muthig genug, um das Recht der Liebe solchen Standesansichten gegenüber zu vertreten. Ja, Alfred, ich anerkenne wesentliche Unterschiede zwischen Mensch und Mensch, und ich halte jede Ehe für ein Unglück, für ein Vergehen an der Natur, wenn sich nicht Gleiches zu Gleichem gesellt. Aber die Gleichheit suche ich nicht innerhalb der Grenzen, welche altererbte Vorurtheile gezogen, sondern in der körperlichen, geistigen und moralischen Beschaffenheit der einzelnen Personen, und diese, obwohl die wichtigste von allen, hat bis jetzt weniger Berücksichtigung gefunden, als die der Ehe fremdartige Unterscheidung von Adel und Plebs, von Vermögenden und Proletariern. Bei unseren Nutzthieren haben wir behufs Veredelung der Racen bereits die Gesetze der Zuchtwahl möglichst zu ergründen gesucht, selbst der Züchter der Blumen forscht den Geheimnissen der Zeugung nach, um schönere Formen und Farben bei seinen Pfleglingen zu erzielen, und hier bei der Ehe der Menschen treffen wir noch auf wahrhaft barbarische Grundsätze, was die Leute nicht abhält von

der „Heiligkeit" der Ehe zu sprechen, die in 9 von 10 Fällen weiter nichts, als ein formgerecht eingeleitetes und von Pfaffen eingesegnetes Concubinat sein wird. Also, Du siehst Alfred, wie ich denke; und wie ich es demgemäß für recht halte, werde ich Deine Sache vertreten. Also sage mir auch frei und offen, wer die Auserwählte ist."

„Weiß ich es denn?" fragte dagegen der Kranke mit dem Ausdrucke höchster Hoffnungslosigkeit in seinem bleichen Gesichte.

„Wie? Du liebst und weißt nicht wen? Aber Alfred!"

„Du staunst abermals, aber es ist so; sie ist gekommen, sie ist verschwunden; ich habe sie gesehen, ich habe mit ihr geplaudert, ihre feine weiße Hand mit den durchschimmernden blauen Aederchen gedrückt und geküßt, unsere Herzen fanden sich unmittelbar und flossen in einander über, als wären sie nur zeitweilig durch unüberwindliche Gewalt von einander getrennt worden. Und nun ist sie trotzdem wieder fort, weg, verschwunden, meine Augen sollen sie nicht mehr sehen, wenigstens sagt mir so mein täglich bänger werdendes Herz. Seit mancher Woche suche ich nun wachend und träumend ihre Spur, aber ohne Antwort verhallen meine Worte, wenn ich den geliebten Namen mit heißen Wünschen durch den Wald rufe."

„Ein Märchen hört sich so an," murmelte der Arzt mit Besorgniß sein Haupt schüttelnd, aber er bat den Freund, nur einmal zu erzählen, wie Alles gekommen. Der junge Graf fuhr dann auch unbeirrt fort:

„Es war ein wunderherrlicher Morgen im Hochsommer noch, die Sonne schaute frühzeitig in mein Zimmer und dann langten ihre Strahlen wie wunderkräftige Arme herein und zogen mich widerstandslos ins Freie. Schnell waren Jagdtasche und was mich sonst zu begleiten pflegte, ein kräftiger Imbiß, ein Buch, die Waldpfeife, und dergleichen mehr beschafft, und rüstig und lustig ging's geraden Wegs nach dem zwar finstern, aber frischen und schattigen Finsterbusch. Ja, da drinnen merkte man wenig von dem Sonnen-

brand und der Schwüle da draußen, hoch über meinem Haupte umschlangen sich zum Freundschaftsbunde für ewig die vielgekrümmten markigen Arme der Eichen und Buchen, der Bach dagegen hüpfte von Kiesel zu Kiesel, von Block zu Block und spritzte oft schelmisch sein Wasser in die Luft wie ein spielendes Kind, das sich an den wie Diamanten, Smaragden und Rubinen glänzenden Wasserbläschen freut. Da war mir so leicht und wohl um's Herz, daß ich singen mußte, singen immer, während ich die Schlucht hinauf nach der Stammburg meiner Väter stieg — hier herauf. Es ist hübsch hier, heimisch, wenigstens war es bis vor Kurzem so; ich kletterte zwischen den Steinen herum, bis die mächtige und ungebrochener hier wirkende Sonne zum Ruhen einlud. Welches angenehmere Ruheplätzchen hätte ich wählen können, als dieses hier auf der Terrasse, von welcher aus man den tröstlichen Blick ins Thal hat? Hier stärkte ich mich durch mein Waidmannsfrühstück und einen Trunk aus der Jagdflasche, worauf ich das Buch herauszog und in Erwartung eines merklich sich nahenden Mittagsschlummers zu lesen begann. Der Mittag zog über meinem Haupte vorüber und streute mir die schlafzwingenden Mohnkörner über die Augen um sie zu schließen. Schwüle Waldluft und Harzduft betäubten mich und hielten mich gefesselt, bis die Nachmittagssonne mit höherer Macht dort durch die Bogenfenster mit goldenem Glanze hereindrang und mir die Augenlider durch ihren Feuerkuß öffnete.

„Schwerfällig erhob ich mich und suchte Wasser, um die schlaftrunkenen Augen zu erfrischen. Da, wie ich mich durch den Bogengang wandte, sehe ich zu meiner höchsten Ueberraschung eine weibliche Gestalt, eine Engelsgestalt vor dem Steinaltare knieen und beten. Es war mir immer noch, wie ein Traum, ich reibe mir die Augen, um mich von meinem wachen Zustande zu überzeugen, und trotzdem war mir's, als müßt' ich doch, vom Schlaf gebändigt, niedersinken.

„Plötzlich aber erhebt sie sich und wendet sich gegen mich. Ich

trete ganz unwillkürlich zurück, um von ihr nicht als Lauscher entdeckt zu werden. Weiter zurückzuweichen, dazu war ich gänzlich unfähig, denn der Anblick hielt mich zauberhaft gebannt. Es war eine elfenhaft leichtgebaute Gestalt im blendend weißen Kleide, schwarze Locken umrahmten in üppiger Fülle ein Madonnengesicht mit den lieblichsten Zügen, und flossen auf den zarten weißen Nacken herab. Das lange weiße Gewand mit den Händen anmuthig vorn aufnehmend, schreitet sie auf mich zu, bis sie mich erblickt und mit jähem Erschrecken stehen bleibt.“

„Ich sah, wie ihre Augen nach einem anderen Auswege suchten, auf dem sie mir entgehen möchte, deshalb faßte ich mir Muth, nahm meinen Hut zum Gruß ab und sagte ihr: „Fürchten Sie sich keineswegs, mein Fräulein; ich bin hier ein Waidmann, der sich freut in solcher Einsamkeit ein menschliches Wesen anzutreffen, das so hold und lieb erscheint, wie Sie. Und so wenig ich von Ihnen, haben Sie von mir die geringste Widerwärtigkeit zu befürchten. Gute Menschen sind wir wohl Beide, die fürchten sich nicht voreinander, auch wenn sie sich in der Waldeinsamkeit begegnen, oder sehe ich Ihnen aus wie ein Bösewicht?“

„Da lächelte Sie leise, ihre schwarzen seelenvollen Augen, die mich trotz ihres harmlos kindlichen Ausdrucks bezauberten, sahen mich unbefangen an, und wie ein Lispeln gingen die Worte von ihren rosigen Lippen:

„Ich fürchte mich nicht, denn ich habe soeben mit meinem Gotte gesprochen; wer davon kommt, der fürchtet keinen Menschen. Und Sie erscheinen auch nicht wie ein Mann, der einem armen Mädchen etwas zu Leide thun könnte. Aber mich soll Niemand sehen, noch sprechen, deshalb erschrak ich über Ihren Anblick.“

„Darf ich Sie nicht ein Stück begleiten?“ frug ich nun, weil ich die Gesellschaft des holden Mädchens nicht so schnell wieder verlieren mochte, aber sie schüttelte lebhaft ihr Haupt und rief abwehrend:

„Ich wohne da unten“, und dabei zeigte sie auf die Mühle

unter uns, „mein Weg ist mir sehr wohl bekannt, aber es darf uns Niemand bei einander sehen, sonst . . . sonst . . .“

„Sie vollendete nicht, sondern sah mich nur nachdenklich an, indem sie die wie mit Pfirsichhaut überzogene Wange mit einer schwarzen Locke umlegte und auf ihre Hand stützte. Nach einigem Zögern meinte sie:

„Ein Viertelstündchen dürfte ich hier wohl noch verweilen, und wenn Sie mir versprechen wollen, mich dann allein meines Weges ziehen zu lassen, so will ich noch ein Weilchen hier ruhen.

„Damit setzte sie sich auf einen breiten und glatten Steinblock, legte die Falten ihres weißen Gewandes über den zarten Knieen zusammen und sah mich mit einem ganz naiven Ausdruck unschuldiger Neugier an. Ich aber setzte mich hierher, ihr gegenüber und sprach viel mit ihr von der Pracht des Waldes, von der Aussicht, die man von dieser Burg, da sie noch stolz und prächtig ins Land hinausgeschaut, gehabt haben mochte, von den tapferen Rittern und den frommen Frauen, die einstmals hier gehaust und gewaltet. Ueber dieses Gespräch vergaß ich nach ihrer Herkunft und Familie zu fragen, nur als sie sich erhob und mich recht herzlich bat, sie nun nicht länger aufzuhalten und ihr nicht weiter zu folgen, da bat ich sie, mir doch zu sagen, wo ich sie wieder sehen würde. Sie zögerte sehr, als ich aber ihre Hand ergriffen und sie recht inständigst bat, da versprach sie an einem der nächsten Tage, welchen? könnte sie vorher nicht sagen, wieder zu kommen und zwar zur selben Stunde. Ich küßte dankbar die kleine Hand, die sie mir langsam entzog, und dann sah ich sie noch den Bergpfad hinunterschweben, bis mir das Gesträuch ihren Anblick entzog. Nur einmal noch tauchte sie vor meinen Blicken auf, dort unten auf der Wiese, aber bald war sie hinter der Mühle verschwunden.

„Lange, lange, saß ich an jenem Tage noch auf derselben Stelle, im Geiste wiederholend und im Herzen wiederfühlend, was sie mit ihrer süßen Sprache zu mir gesprochen, und schon be-

leuchteten die Sterne nur noch mit ihrem Silberglanze den dunklen Pfad, der mich dem Vaterhause wieder zuführte."

„Und nun?" fragte der Arzt, nachdenklich den Worten der Erzählung folgend.

„Und nun sitze ich seit Wochen täglich auf dieser Terasse, lasse sehnsüchtige Blicke in die Tiefe dringen, aber vergeblich suche ich auch nur den Saum ihres Gewandes wieder zu erblicken. Ebenso vergeblich habe ich den Wald nach allen Richtungen durchstrichen, ihren Namen auf den Schwingen des Windes wie viele Male nach allen Richtungen des Himmels hinfliegen lassen, vergebens, vergebens. Und mich zermartert die Sehnsucht, sie frißt mir das Herz an, sie macht mir das Blut einmal über das andere Mal sieden, sie verwirrt mir den Kopf und verzehrt mir das Mark. Heinrich, meinst Du, daß man das Alles so leicht sagen kann? Begreifst Du, daß ich zu Grunde gehe, Heinrich, ohne daß ich mich ausspreche. Soll ich durch Geständnisse mich einer Fluth von vernünftigen Vorstellungen aussetzen? soll ich mir sagen lassen, daß ich ein Narr bin, da ich es doch selbst zur Genüge schon weiß. Und nun, willst Du gehen, willst Du mein Geheimniß verrathen?"

Erschüttert sah der Arzt seinen gemüthskranken Freund an, der nach Fassung rang, ohne doch Energie genug in sich zu finden. Er faßte seine Hand tröstend und meinte:

„Dein Geheimniß bleibt bis auf Weiteres unser Geheimniß. Es ist wahr, die Deinigen würden sich kaum bei einem solchen Geständniß beruhigen. Laß uns weiter studiren und suchen. Was der Zufall einmal erscheinen ließ, kann er jeden Tag wiederbringen. Warst Du niemals in der Mühle drunten?"

„Nein, man sagt, sie sei unnahbar gemacht worden, denn der ehemalige Weg ist von Felsen, welche die Gewässer des Frühlings von einigen Jahren losgewälzt, versetzt."

„Und seitdem bewohnt sie in der Regel Niemand, weißt Du vielleicht seit wann? Und warum ist sie nicht mehr im Gang?"

„Die Mühle gehört zu unseren Besitzungen und wurde immer

auf zeitliche Pacht ausgegeben. Mit einem Male aber behauptete der letzte Müller, der dort gemahlen, die Mühle sei unheimlich, es ginge dort um, und der Förster bekräftigte diese Angaben mit der Versicherung, daß schon die früheren Pächter aus diesem Grunde nie eine Verlängerung der Pachtzeit nachgesucht. Mein Vater, sowie der Amtmann und der Pastor, versuchten zwar auf alle mögliche Art und Weise, den Leuten das Unsinnige solchen Aberglaubens einleuchtend zu machen, die Müllersleute zogen aus und hinterließen im Dorfe solche Gerüchte, daß kein Anderer sich meldete, die Mühle wieder in Pacht zu nehmen. So ist das Werk verfallen, und einige Jahre später erbat sich der Förster die Erlaubniß, zeitweilig und gelegentlich, wenn seine Pflicht ihn besonders in dem Finsterbusch zurückhalte, dort Wohnung nehmen zu dürfen. Vor dem Spuk behauptete er sich nicht fürchten zu brauchen, weil er von seiner Mutter dagegen besprochen sei."

„Und hast Du sonst wohl mit dem Förster von Deinem Abenteuer gesprochen?"

„Ich mit ihm," gewiß nicht, denn es war mir seit dem ersten Male, als ich nachdem mit ihm zusammentraf, als wisse er um mein Geheimniß und als hätte ich Niemand deshalb mehr zu fürchten, als ihn. Ist das Instinkt oder Vorurtheil?"

„Vielleicht keins von Beiden, vielleicht Beides zusammen. Wer kann das sagen? Das Ende wird es zeigen. Aber Du vermuthest vielleicht Deine schöne Unbekannte da drunten in der Mühle?"

„Ich vermuthe sie ganz bestimmt da drunten."

„Aber Du fürchtest, ihr dorthin zu folgen?"

„Ich fürchte sie auf immer durch einen solchen Schritt zu verlieren."

„Durch Maßnahmen des Försters?"

„So oder so!"

„Durch Maßnahmen des Försters? antworte mir bestimmt, Alfred!"

„Es ist vielleicht Vorurtheil."

„Gleichviel, aber es war für Dich bestimmend. Du hast den Förster sehr gehaßt, Du hast ihn für Deinen Todfeind angesehen, hast sein Leben bedroht, auf ihn geschossen . . .“

„Es waren Schreckschüsse.“

„Die unabsichtlich tödtlich werden konnten.“

„O Gott, was zieht mir manchmal durch das Hirn, seitdem ich nicht mehr schlafe!“

„Beruhige Dich, Alfred; sieh', ich habe hier ein Büchlein über die Diätetik der Seele, neu bearbeitet nach der trefflichen Vorarbeit von Feuchtersleben. Lies darin zu Deiner Seele Stärkung und Beruhigung; mich aber laß' ein Weilchen zu meiner eigenen Sammlung im Finsterbusch spazieren gehn.“

Stumm nahm der junge Graf das Buch aus der Hand des Freundes und wandte sich, da die Sonne jetzt zudringlich auf der früheren Stelle brannte, nach einem schattigeren Versteck. Der Arzt aber warf den Riemen seiner Jagdflinte wieder über die Schulter und, noch einen Blick auf die kleine Kapelle, die ruhig in ihrer Sonntagsstille bei allem dem Treiben der Menschen in ihrer Nähe verblieb, werfend, vertiefte er sich von Neuem in den dunkeln Waldpfad.

XII.

Gleich einem Heerführer, der einem gut gedeckten Feinde beizukommen strebt, suchte der Arzt im Dahinschreiten zwischen Licht und Schatten nach einer Auflösung des Räthsels, nach einem Wege wenigstens, der ihn dahin führen könne. Und gleichwie der Professor Leverrier aus einer Lücke seiner astronomischen Berechnungen einen Planeten auf dem Papiere ausrechnete und entdeckte, so suchte auch er aus den bekannten Größen, die ihm zu Gebote standen, durch seine Rechnung die ungekannte herauszurechnen. Aber seine

Phantasie blieb regelmäßig vor der ihm wirklich räthselhaft erscheinenden Person des Försters stehen. Da war der Weg verschlossen, und kein Wunder konnte es da nehmen, daß er unwillkürlich oft und sehr verlangend nach ihm ausschaute, zumal als er sich wiederum dem vielberufenen Teiche mit den von Erlen umsäumten Pfaden an seinen Ufern nahte. Es drängte ihn, den Mann, den er im gräflichen Schlosse mit so wenig Erfolg angesprochen, im Walde zu zwingen, ihm völlig Rede zu stehen. Sorgfältig spähte er nach allen Seiten und einmal rief er sogar eine alte knorrige Eiche an, die fast vor diesem Verkennen ihre Wipfel zu schütteln begann.

Aber es schien auch, als habe sein Anrufen eine weniger leblose Person aus ihrer Ruhe oder aus ihrem Lauscherposten verscheucht, denn dicht nebenan rauschte es leicht in den Gebüschen. Das war ein Mensch, der ihn floh. So dachte der Arzt und eilte seinerseits dem sich entfernenden Geräusche nach. Den Weg bezeichneten ihm Farrenkräuter, die sich wie vom Niedertreten durch leichte Schritte erhoben, und endlich sah er mit deutlicher Bestimmtheit auf 20 Schritt Entfernung kaum, wie er meinte, eine dunkle Gestalt nach einer kleinen Lichtung zu entfliehen. Zwischen ihm und der Lichtung lag noch ein schmaler Hohlweg, den die Gewässer des Frühlings in das Erdreich gegraben, den nahm er — doch trotz energischen Anlaufs — zu kurz, und als er am jenseitigen Rande langgestreckt mit seinem Leibe die Erde deckte, da wollte er die vermeintliche Beute so leichten Kaufes nicht fahren lassen, sondern unter dem donnernden Rufe: „Steht! oder ich schieße!“ erhob er sich und trat, das Gewehr zum sofortigen Anschlag bereithaltend, an den Rand der Lichtung, einer ganz kleinen Waldwiese, die einmal zu irgend einem Zwecke, vielleicht gar zu einem Religionsdienst im Freien gerodet worden sein mochte . . . .

„Wendet Euch hierher,“ rief da plötzlich eine starke, sonore Stimme von entgegengesetzter Seite unter den Bäumen hervor, und als der Arzt seine Blicke nach jener Richtung wendete, sah er

zunächst die auf seine Brust gerichtete Mündung eines Gewehres, hinter derselben die dunkle Gestalt des Försters in Deckung.

So kaltblütig der Arzt zu sein pflegte, sah er sich doch nicht ohne eine gewisse Befangenheit unter dem lebensbedrohenden Gebote des Fremden, aber er überwand das Gefühl schnell, hing die Flinte über die Schulter, rückte den Hut wie zum Gruße und schritt quer über die Wiese der Stellung des Gegners zu.

Auf bis etwa drei Schritte herangetreten, mußte er doch vor dem Gegenüber Halt machen, denn bei allem Verbleiben im Anschlage, streckte der Förster den linken Arm aus und befahl:

„Halt, stehen Sie still und reichen Sie das Gewehr her."

„Wie? mein Gewehr?"

„Oder ich schieße, drohte der Förster," indem er die Hand zurückzog.

Dem Arzte wollte es nicht recht einleuchten, aber die Augen seines Gegners leuchteten so im Feuer der Energie, daß er, um der Szene ein Ende zu machen, die Flinte von der Achsel streifte, das Gewehr auf die Erde warf und nunmehr auf seinen bewaffneten Gegner zuschreitend, ihm zurief:

„Da haben Sie Ihren Willen, aber nun stehen Sie mir Rede, was wollten Sie hier? was stehen Sie hier fortwährend auf der Lauer?"

„Was mein Verfahren betrifft, so fragen Sie den Herrn Grafen, mich nicht. Ich aber habe ein Recht zu fragen, die Pflicht sogar: Haben Sie einen Erlaubnißschein der Standesherrschaft, im Finsterbusch zu jagen?"

„Den habe ich nicht, denn ich wollte nicht jagen. Aber Sie wissen, daß ich Gast der Standesherrschaft und heute Morgen in Gesellschaft des jungen Herrn hier herausgekommen bin?"

„Ich weiß von gar nichts," erwiderte der Förster trotzig, als daß Sie nach eigenem Geständniß kein Recht zur Führung eines Gewehres im Finsterbusch besitzen. Deshalb nehme ich Ihnen das Gewehr."

„Es ist standesherrliches Eigenthum."

„Es ist in meinen Händen jedenfalls besser aufgehoben, zumal

auch Sie von der Leidenschaft des jungen Herrn angesteckt zu sein scheinen, menschliche Wesen, wie ein Jagdwild niederzuschießen."

Der Arzt fühlte das Herbe der Zurückweisung in seinem vollen Umfange, er schämte sich fast vor dem simplen Mann, der so sicher auftrat. Deshalb wartete er nicht ab, bis der Forstmann das Gewehr sich aneignete, sondern er hob es selbst auf und überreichte es ihm mit den Worten:

„Ich will der festgesetzten Ordnung im Walde nicht widerstreben, hier haben Sie das Gewehr, aber nun folgen Sie mir auch nach dem Schlosse."

„Um mich zu verantworten?"

„Nebenbei auch deshalb. Aber es handelt sich um verschiedene sehr wichtige Angelegenheiten des Waldes, bei denen man Ihren Rath brauchen wird."

„Angelegenheiten des Waldes, wohl auch des Finsterbusches, bei denen Sie auch zu thun haben?" frug der Förster ergrimmt.

„Nur in gewisser Beziehung, wollen Sie jetzt mit mir gehen?"

„Ich bin bereit," erwiderte mürrisch der Alte, indem er sein eigenes Gewehr auf die Schulter hing und das andere in die Hand nahm.

„So kamen sie nun schweigend wieder auf den Pfad, den der Arzt eben erst verlassen. Sie schlugen den Rückweg ein und schritten lange schweigend neben einander, bis der Arzt endlich, die dringende Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung fühlend, sich zu der Bemerkung herbeiließ:

„Wir hätten eigentlich erst nochmals hinaufsteigen sollen, um den Grafen Alfred abzuholen."

„O, der gnädige Herr kennt den Weg," bemerkte abwehrend der Förster.

„Er kennt ihn, ja, aber erscheint Ihnen der junge Herr nicht seit einiger Zeit recht sehr verändert, ich meine in Bezug auf sein geistiges Wesen?"

„Ja, es ist so etwas Aehnliches vor sich gegangen, aber wir

wissen nicht den Ursprung. Der junge Herr ist ja auch so eine Art Gelehrter, die sich aus ihren Büchern manche Grillen und Schrullen in den Kopf hineinlesen."

„Es handelt sich aber leider nicht allein um Grillen und Schrullen, sondern um ein ganz gehöriges Familientrauerspiel, welches schwere Opfer kosten könnte. Dem Grafen Alfred ist an einem Tage ein seltsames Abenteuer passirt, das ist nun nicht mehr zu leugnen, wissen Sie keine Auskunft darüber zu geben?"

„Was soll ich Auskunft geben, wo ich weniger weiß, als die Andern? Ich weiß nur soviel, daß es im Finsterbusch zuweilen ganz sichtlich spukt, und daß demjenigen wohl leicht etwas passiren will, der nicht, wie ich, dagegen gefeit worden."

„Unsinn," rief der Arzt, als er vom Nachdenken bei diesem Worten erwachte und dem Förster wieder in die Augen sah. Es giebt in der Natur nichts Anderes als nur Natürliches, und Alles hat seinen guten Grund. Wenn Sie aber nichts weiter wissen, als solchen vom Aberglauben gesuchten Firlefanz, so ist es unnöthig, Sie zu fragen."

„Ich kann nur sagen, was ich weiß, entschied sich der Förster mit sichtlicher Selbstergebenheit."

„Und was Sie wissen, ist so gut wie nichts, wenn Sie nicht Alles sagen, was Sie wissen. Aber ich will Ihnen sagen, was ich mir als Grund der geistigen Verstörtheit des jungen Herrn denke!"

Der Förster spitzte die Ohren und schaute mit sichtlichem Verlangen der Neugier seinem Begleiter ins Gesicht, welcher seinerseits die Eindrücke seiner Mittheilungen in den Mienen des Andern zu lesen versuchte.

„Sie kennen die Terrasse oben hinter der Kapelle, von der man in das Waldthal mit der Mühle hinunterblickt?"

„Sicherlich, wenn es auch keine Terrasse ist," meinte der Förster.

„Nun, wohl, dort oben hat der junge Herr Jemanden getroffen."

„Dort oben? unmöglich, wen glauben Sie, soll er dort getroffen haben?

„Ich glaube nicht nur, ich weiß es fast, Förster, wenn Sie auch ziemlich unwirsch darüber die Stirn runzeln."

„Wie? Und wer sollte das gewesen sein, Herr Dokter, wenn ich fragen darf?"

„Wenn ich das wüßte. Aber ich glaubte, Sie könnten mir auf die Spur helfen?"

„Wie? ich? wie sollte ich das können? Ich habe Niemanden im Finsterbusche gesehen, ich wüßte gar nicht, wer in dieses Gehölz kommen sollte."

„Könnte es nicht Jemand sein, der im Finsterbusch wohnt?"

„Das müßte nun gerade ich sein, denn außer mir wohnt keine Menschenseele hier."

„Das wissen Sie genau?"

„Ganz sicher und genau."

„Es wohnt außer Ihnen kein menschliches Wesen in der Mühle da unten?"

Es war dem Arzte jetzt, als bemächtige sich der Gestalt des Försters ein nervöses Zittern, dessen er sich zwar schnell wieder entledigte, dessen Nachwirkung aber nicht eben so schnell sich aus der Stimme verbannen ließ, mit der er betheuerte:

„Niemand außer mir!"

„Es wohnt," fuhr der Arzt nunmehr mit Nachdruck zu fragen fort, „kein weibliches Wesen in der Mühle?"

„Ich bin Junggeselle, Herr, und folglich wohne ich allein," erklärte der Förster wieder nach einigem Zögern."

„Gut, ich werde mich überzeugen, sobald ich wieder in den Finsterbusch komme."

Hier blieb der Förster mit einem Male stehen und rief mit drohender Miene:

„Sie wollen in die Mühle, in meine . . . Wohnung dringen? Herr, ich sage Ihnen, das werden Sie mir bleiben lassen!"

Der Arzt schaute sich um, er war mit seinem Begleiter bis an den Ausgang der Schlucht gekommen, welche von den offenen Wiesen nach dem Finsterbusch hinaufführte. In nicht zu großer Entfernung von ihnen waren Leute beschäftigt, die abscheulich vom Regen heimgesuchten Heuschober zu zerstreuen. Dicht trat er vor den Förster und sagte, jedes Wort betonend:

„Ich werde die Mühle untersuchen, Herr Förster, und mich überzeugen, ob wirklich kein weibliches Wesen darin haust."

„Thuen Sie es, wenn Ihnen Ihr Leben nichts werth ist," rief der Förster nun im hellen Zorn, indem er mit der knöchernen Hand den Lauf seiner Büchse umspannte.

„Sparen Sie Ihre Drohungen, denn ich bin kein Kind; was ich mir vorgenommen, führe ich aus, wenn's das Recht erheischt oder die Nothwendigkeit gebietet."

„Und mit welchem Rechte, Herr Doktor, wollen Sie in meine Wohnung dringen? wollen Sie mir diese Frage einmal beantworten vor allen Dingen, Herr Doktor?"

„Mit dem Rechte eines Arztes, welcher einem Kranken seine Gesundheit, seinen Frieden wiedergeben will. Nach Allem, was ich nun gesehen und erfahren, schließe ich mich Ihrer Ansicht an, Herr Förster, daß es nicht richtig ist im Finsterbusch, daß es spukt in der Mühle, daß eine Zauberin, eine Hexe drin wohnen muß, welche die Leute im Schlafe behext. Ich muß ein Wörtchen mit ihr reden, es koste was es wolle. Kommen Sie, Herr Förster, wir wollen nun zunächst die Sache mit dem Gewehre in Ordnung bringen.

XIII.

Das Erscheinen des Arztes, der dem finster dreinschauenden und fast unwillig folgenden Förster rasch voraneilte, erregte sowohl bei den Landleuten, wie bei den Bewohnern des Schlosses nicht

geringes Aufsehen. Das Verhältniß der gräflichen Familie zu ihren Unterthanen, Beamten und Dienern war ein viel zu nahes, als daß die Letzteren nicht an den Freuden und Leiden der Gutsherrschaft einen ähnlichen Antheil nehmen sollten, wie an denen der nächststehenden Familien. Deshalb war die Nachricht von der Ankunft eines neuen „Doktor" (und Doktor hieß unfehlbar hier wie anderswo jeder Arzt, wie denn auch jeder Doktor Arzt sein mußte nach den Begriffen der Leute) weit und breit Jedermann bekannt geworden und zwar wenige Stunden schon, nachdem sie sich ereignet. Nun war das Ueberraschende geschehen, daß der allbeliebte und allbedauerte junge Herr zum ersten Male wieder seinem Hange zur Einsamkeit entsagt und Gesellschaft auf seinem Wege zum Finsterbusch mitgenommen hatte. Und jetzt kam der „Doktor" allein zurück, wenigstens ohne den Kranken, und entwaffnet, wie es schien, eskortirt sogar von dem Förster.

Was mochte da geschehen sein! Der Anfang von hundert seltsamen Geschichten ward in einem Augenblick der Phantasie entrungen! Schade, das der Förster ein so unzugänglicher, wortkarger Mensch!

Als die Beiden nach dem Standesherrn fragten, erfuhren sie, daß derselbe ausgeritten. Auch die Frau Gräfin wurde nicht mehr angetroffen, sie war nach der Meierei gefahren, in welcher die Braut des Kranken weilte und wohl des tröstenden Zuspruchs bedürftig war, den ihr die mütterliche Freundin zu spenden für ihre Pflicht erachtete. Nur das junge Fräulein hatte den Ort nicht verlassen, sie sollte sich nach dem Parke gewendet haben, und dorthin wendete sich auch ohne Aufenthalt der Arzt, dem Förster es überlassend, wie er sich einstweilen unterbringen wollte.

Der Park entsprach ganz dem Schlosse und seiner nächsten Umgebung. Ueberall Spuren der sorgenden, nachhelfenden Hand des Gärtners, des Wegebauers, des Technikers, nirgends eine Vergewaltigung der prächtigen Natur durch die eigensinnige Hand der Kunst. Es war eben nur nachgeholfen, weggeräumt oder ergänzt

worden, um die Schönheiten zu befreien von den Hindernissen und Unbequemlichkeiten, welche die Natur bei ihrem Schaffen im Großen und Ganzen bestehen ließ. Deshalb sahen auch die prächtigen, vollen, himmelhohen Bäume so gewaltig drein, deshalb heimelte das Grün der Wiesen so natürlich an, deshalb hatte das Rauschen und Murmeln der Wasser die anmuthende Frische der Naturstimmen für das Ohr des Wanderers behalten.

„In solchem Parke," meinte der Arzt, indem er eilig dahinschritt und rechts und links ausschaute, „bleibt man dem Frieden und der Ruhe der Natur, und auch ihrer wohlthätigen Frische nahe, hier wird der Mensch nicht alt!"

„Wo mag ihr Lieblingsplätzchen sein?" fragte er, nach langem Suchen endlich seinem geheimen Wunsche Ausdruck mit Worten verleihend. „Eine Laube, eine Grotte, eine Waldbank oder Moosbank am murmelnden Bach müßte es doch sein, aber ich bin nun wohl schon an allem vorüber und sie hat einstweilen auf einer andern Seite den Rückweg genommen."

Langsamer wurde sein Gang, und als er das Schloß wieder erreichte, sah er den Förster stehen, dem er nun in seiner Stimmung gar nicht begegnen mochte. Er bog deshalb um den Flügel des Schlosses und nach dem stillen Platze mit dem Springbrunnen, der vor seinen Fenstern plätscherte.

Und sieh', da schimmerte zwischen dem dunklen Grün des Epheu ein lichtblaues Gewand über die Moosbank gebreitet und leicht auf den Kieseln des Weges ruhend. Das war sie. Hier pflegte sie doch zu lesen, nur hatte sie das Buch zeitweilig auf die Moosbank neben sich gelegt, und die Hände auf den Knieen gefaltet, nicht zum Beten, sondern wie im Halbtraume, denn der anmuthig gebogene weiße Hals hielt das von blonden Locken umfluthete Gesicht in halb gehobener Lage und die gerade vor sich hinsehenden blauen Augen schienen die Perlen und Diamanten zählen zu wollen, welche die Sonne hier aus Wassertropfen in verschwenderischer Fülle entstehen ließ.

Er hätte sich gern ganz unbemerkt genähert, aber ein dürrer Zweig brach unvermuthet unter seinen Füßen, und nun sah sie schon erwartend zu ihm auf.

„Um Vergebung, gnädiges Fräulein . . ." so begann er in aller Verlegenheit, aber sie wehrte mit der Hand und meinte:

„Lassen Sie nur das „gnädig" bei Seite, Herr Doktor, denn wir sind hier über diesen Rokokostyl der Umgangssprache so ziemlich hinaus. Bei der Dienerschaft, mit der wir unmittelbar und täglich zu thun haben, ist's freilich nicht so leicht zu beseitigen, aber bei Leuten, die unsere Gnade nicht brauchen noch begehren, wollen wir auch nicht mehr gnädig sein. Also sagen Sie nur Fräulein kurzweg, ich werde schon wissen, mit wem Sie sprechen."

„Ich füge mich Ihrem Wunsche, selbstverständlich, und . . ."

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Sie sehen, die Moosbank bietet Raum genug für Zwei, auch noch für eine respektvolle Entfernung," fuhr das Fräulein fort, indem sie den größeren Theil der Moosbank für ihren Besuch freigab.

„Sehen Sie mich, ich bitte Sie, nur nicht für ungeschickt und ungelenk an" bat er aber, indem er den Sitz ablehnte. „Ich bin dermaßen in die Gewohnheit hineingewachsen, meinen Patienten, zur besseren Beobachtung gegenüber Platz zu nehmen, und ich unterhalte mich so selten mit Jemandem außer meinen Patienten, daß ich kaum noch ein ordentliches Gespräch zu führen im Stande bin, wenn ich nicht die Person, mit der ich spreche vor mir habe."

„Sie werden doch nicht pedantisch werden vor lauter Gelehrsamkeit," meinte das Fräulein lächelnd, indem es sich erhob und mit dem Buche nach einem breiteren Gange einlud.

„Ich bin auf dem besten Wege dazu," gestand der Arzt, der sich den leichteren Umgangsformen der Dame gegenüber wirklich etwas sehr unbeholfen vorkam. „Bedenken Sie mein gnä . . ., mein hochgeschätztestes Fräulein, daß Unsereins noch alle freie Zeit, die die Praxis läßt, am Studirtisch zubringt und deshalb noch nicht

viel von dem Umgange mit der feineren Gesellschaft profitiren kann."

„Ich verstehe und begreife vollkommen; während der Ausübung ihres Berufes haben die Herren Aerzte immer ähnlich den Geistlichen etwas Würdevolles, Steifes, Zurückhaltendes und das erschwert ihnen die Rückkehr in den gewöhlichen Gesellschaftston. Aber Sie bringen mir wohl Kunde von meinem armen Bruder?"

„So ist es, mein gnä . . . mein verehrtes Fräulein."

„Sie haben etwas erkundet, sind dem Uebel auf der Spur? Ich meine, so etwas spricht aus Ihren Blicken?"

„Ja, Sie haben Recht. Ich bin dem Geheimniß bedeutend näher gerückt, und das Kurze und Lange der Geschichte ist: Graf Alfred ist verliebt!"

„In der That, Herr Doktor, ich will Ihrem Scharfsinn in keiner Weise zu nahe treten, aber diese Entdeckung hatten wir bereits früher gemacht."

„Aber Sie wissen nicht, wen?"

„Ich bedauere sehr, Ihnen auch den Ruhm dieser Entdeckung bestreiten zu müssen, denn das Verhältniß Alfred's mit der Baronesse Cäcilie ist beinahe weltkundig."

„Gut, aber Sie werden begreifen, daß wenn ich Ihnen etwas enthülle, es nicht weltkundige Dinge sein können. Die Sache ist eben, daß Graf Alfred eine Andere liebt."

„Eine Andere? mein Gott, wie Sie mich erschrecken. Wenn es wahr wäre, arme Cäcilie! Sprechen Sie, Herr Doktor, wen um alles in der Welt, meinen Sie, liebt Alfred, wenn nicht Cäcilien?"

„Das eben ist das Geheimniß, dem ich noch nicht auf den Grund zu kommen vermocht habe."

„Und doch glauben Sie behaupten zu können . . ."

„Wenn er mir's doch selbst gestanden!"

„Es klingt wie ein Märchen."

„So klang mir's auch, als mir Alfred davon erzählte, aber

wie er's erzählte, mußte ich es glauben, wenn ich auch nicht die sichtbaren Wirkungen auf seinen Geist, auf sein Gemüth zum Zeugniß hätte."

„Wie? und so etwas soll so plötzlich möglich gewesen sein? Eine lange Reihe von Jahren, die auch nicht völlig ungetrübt verronnen, haben die Liebe Alfred's zu Cäcilien unerschütterlich, wie wir meinen, wachsen lassen, ebenso auch ihre Gegenliebe. Und Sie glauben, daß so eine Liebe wie im Handumdrehen, wie ein Windwechsel, sich wandeln könne?"

„Ja, davon bin ich vollkommen überzeugt."

„O, diese Antwort hätte ich niemals für möglich gehalten. Und da spricht man von männlicher Beständigkeit, von männlichem Charakter!"

„Sie verzeihen mir, gnädiges Fräulein, aber aus Ihren vorwurfsvollen Worten möchte ich fast schließen, daß Sie von dem, was man Liebe nennt, doch noch keinen ausreichenden Begriff haben, sonst würden Sie nicht so hart sprechen."

„Wirklich? meinen Sie das, Herr Doktor? Sie billigen also, wie mir scheinen will, das Verfahren des Grafen Alfred?"

„Ich kann es nicht billigen, ich kann es auch nicht mißbilligen, aber ich finde es natürlich . . ."

„Sie finden . . .? nein, erlauben Sie, Herr Doktor," rief das Fräulein immer erregter werdend, „daß ich Ihre letzten Worte für Scherz annehme."

„Wenn es sie beruhigt, wie sollte ich Sie nicht gewähren lassen, obwohl ich meine, die Situation ist ernst genug . . ."

„Sie können es also natürlich finden, wenn ein Mann sich dem ersten Rausch der Liebe überläßt, ein armes Mädchenherz mit tausend Liebesbetheuerungen und Schwüren erstürmt, es an sich kettet mit dem Gelübde ewiger Treue, um sie dann in einer Minute, um einer Anderen willen zu verlassen, ihr die Treue und das Herz zugleich mit zu brechen?"

„Sie fassen, gnädiges Fräulein, die Sache nur von einem

total anderen Standpunkt aus auf, als sie beurtheilt sein will. Daher das Mißverständniß. Wäre die Liebe die Folge eines bedachten Entschlusses, kein Mensch könnte Ihre Vorwürfe bestreiten, denn die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Moral steht auf Ihrer Seite, aber die Liebe ist kein Entschluß, dem die Handlung entspricht, sondern ein Ereigniß in der Menschenbrust, und was wollen wir gegen Ereignisse?“

„Nun, Herr Doktor, wenn das freilich so ist, dann bedauere ich nur uns arme Mädchen, die wir bestimmt sind, das Bild so eines Mannes in unser Herz einzuschließen, es sorglich drin zu bewahren und wie einen heiligen Gedanken Jahre lang durch trübe und sonnige Tage mit aller Innigkeit der Seele zu hegen und zu pflegen. So ein Mädchen fühlt sich dann beglückt durch jedes liebende Wort, welches ihm ins Ohr geflüstert wird, es zehrt davon in den Stunden der Einsamkeit, als wäre es himmlisches Manna. Müßte man nicht solch einem arglosen Wesen zurufen: Hüte Dich, verschließe Dich! Wehe Dir, wenn Du Dein Glück in der Zukunft von einem Manne abhängig machst, Dir eine glückliche Zukunft ohne ihn gar nicht vorstellen kannst. Ein Ereigniß kommt, ein blinder Zufall, er wandelt so ein Männerherz, wie der Wind die Blätter der Bäume, und Dein ganzes Leben ist vernichtet, Dein Glück zerbrochen, Deine Zukunft ist vergiftet, Deine Vergangenheit auch. Wohl dem Mädchen, das bei Zeiten gewarnt ist. Nun, mir soll so etwas wahrhaftig nicht begegnen; der Himmel schickte mir bei Zeiten eine Warnerstimme. Ein Ereigniß . . . ein Ereigniß . . . arme Cäcilie! Ich danke aufrichtig, Herr Doktor, für die Belehrung.“

Das Fräulein hatte sich bei den letzten Worten in eine so hastige Bewegung hineingefunden, daß sie schon die Stufen zu der oberen Terrasse erstiegen hatte, bevor der Arzt noch auf die unterste seinen Fuß gesetzt. Er war nun auch stehn geblieben und harrte in stummer Resignation, wie das wohl enden sollte. Da

kam auch schon ein Mädchen auf sie zugeeilt, augenscheinlich hatte es seinem Fräulein eine Botschaft auszurichten.

Da mußte eine stumme Verbeugung die Szene enden; auch der Arzt wandte sich nach dem Springbrunnen zurück und meinte kopfschüttelnd:

„Was ist nun das wieder? Die Mitglieder dieser Familie, die jüngeren wenigstens sind von einem Ungestüm, wie ihn die Natur zeigt, in deren Vertrautheit sie leben. War ich nicht ganz in meinem Rechte? habe ich etwas gesagt, was nicht jeder Psycholog unterschreiben muß? Die Liebe ist eine Art Fieber der Einbildungskraft, durch welches der normale Werth der Menschen willkürlich verändert wird und welches den Menschen gewöhnlich im Alter vom achtzehnten bis zum dreißigsten Jahre zu befallen pflegt, auch nicht selten in Tobsucht umschlägt. Ich hätte ihr das ganz ausführlich weiter nachweisen können, aber sie schnitt mir so alle vernünftige Deduktion ab, daß ... sollte sie etwa auch wie Alfred's Braut ...“

Hier stockte das Selbstgespräch des Arztes plötzlich, denn ein merkliches Pochen seines eigenen Herzens beunruhigte ihn, ein Meer entfesselter Gedanken begann durch einander zu wogen, und ehe er Zeit hatte, einmal mit sich selbst wieder ins Klare zu kommen, störte ihn das eilige Herannahen des Standesherrn, welchem in einiger Entfernung der Förster folgte:

„Entschuldigen Sie, bester Herr Doktor,“ rief der Graf schon von fern, „daß Ihnen solche Unschicklichkeiten gerade in unserem Hause passiren müssen. Ich habe soeben den Rapport des Försters gehört und bringe Ihnen Ihr Gewehr zur Genugthuung selbst zurück. Ihr aber, Förster, laßt solche Ungereimtheiten uud respektirt in Zukunft besser die Gäste meines Hauses. Bei Eurem Alter, Eurer Erfahrung hätte man besondere Instruktionen in dieser Beziehung nicht für nöthig gehalten.“

„'S ist schon recht. Ew. Gnaden,“ entgegnete der Förster so mürrisch, als wie nur der Respekt zuließ, indem er zugleich seine Lederkappe einen Ringeltanz durch die Finger aufführen ließ, „aber

man ist's nicht gewöhnt, Gäste des Schlosses so im Finsterbusch, hausen zu sehen."

„Hausen! wieder ein ungeschicktes Wort! Meine Gäste hausen nicht, Förster, sie ergehen sich, wie es billig ist, nach Belieben."

Der Förster trat unzufrieden über diese Zurechtweisung etwas zurück. Der Herr des Hauses aber legte leise die Hand auf den Arm des Arztes, und indem er ihn mit leichtem Druck zum Weitergehen veranlaßte, meinte er:

„Der Förster und der Finsterbusch sehen aus Einer wie der Andere, drum sind sie auch so mit einander verschlungen."

„Ja, so scheint's", meinte der Arzt nachdenklich. „Aber ich glaube, dieses Verhältniß muß gelöst werden, wenn wir zu einem Ziele mit dem Grafen Alfred gelangen wollen. Der Förster ist ein eigensinniger, ein eifersüchtiger Hüter des Finsterbusches, er sucht denselben mit einer Art Zauber zu umkleiden, und die Zauber wirken auf Andere. Aufrichtig gesagt, es wäre ganz gut, wenn eine Schneiße wenigstens vom Thal nach den Ruinen geschlagen würde. Ein Stück gerader Weg, eine schmale Bahn für freie Luft und für goldenes Licht, das muß den Zauber brechen. Und wie gesagt, da droben sitzt Alfred wie die Eule der Burg, auch ihn wird solch' ein freier Streifen erlösen."

„Sehr richtig, Herr Doktor, erwiderte der Standesherr nachsinnend. Und der Zufall will, daß wir eben ein Dutzend Waldarbeiter mit neuer Arbeitsanweisung zu versehen haben. So mögen sie der Arbeit im Finsterbusch zugewiesen werden. Sie haben wohl selbst schon die günstigste Linie ausgerechnet?"

„So ist es, Ew. Gnaden, ich weiß die beste Linie bereits und möchte sie gern den Arbeitsleuten bezeichnen."

„Gut, gut; Herr Förster, ich übergebe Sie hiermit der Führung des Herrn Doktor, er wird Ihnen die Arbeit zeigen, welche unsere Arbeiter unter Ihrer Aufsicht ausführen sollen."

„Wie, Herr Graf, Erlaucht wollen verzeihen, aber ich ver-

stand so etwas, wie als wenn der Herr Doktor in unserem Walde herumdoktorn wollte?"

„So ist 's," erwiderte der Standesherr und empfahl sich nun bei seinem Gaste bis zum Abend.

Der Arzt aber wendete sich zu dem ganz versteinert dastehenden Forstmann und rief:

„Ihr habt nun selbst gehört; führt mich und die Leute hier den besten Weg nach der Thalwiese und der Mühle. [Kommt Leute!"

Und alsbald setzte sich, zum nicht geringen Erstaunen der Landleute, welche an eine Verunglückung des jungen Herrn zu glauben begannen, der kleine Trupp in Bewegung.

XIV.

Langsam ging es die Schlucht, die nun in warmen Nachmittagsduft gehüllt doppelte Reize entfaltete, hinauf, der Förster mit dem Arzte voran, und schweigend, wie die Beiden, der Trupp der Holzschläger hinterdrein.

Der Förster kämpfte sichtlich einen innern Kampf; schwere Besorgniß und festgewachsener Trotz rangen mit einander, und die verschiedenen Phasen dieses Kampfes spiegelten sich in den verwitterten, harten Zügen wieder.

Der Arzt bemerkte es wohl, er kannte auch diese Art Naturen hinlänglich, um zu wissen, wie viel ihnen das erste Wort koste. Deshalb glaubte er ihm die Brücke schlagen zu müssen und meinte:

„Sie wissen wohl, Herr Förster, um was es sich bei unserem jetzigen Wege handelt?"

„Was ich gehört habe; es soll im Forste etwas angerichtet werden, ohne daß ich darum befragt werde."

„Und das kränkt Sie?"

„Ja, es ist, als wenn ich an Ihrer Stelle eine Krankheit kuriren wollte, an Jemandem, bei dem Sie Leibarzt sind.“

„Es ist auch manchmal gut, wenn ein Anderer statt des gewöhnlichen Leibarztes zu einem Kranken kommt.“

„Aber dann doch wenigstens ein anderer Arzt.“

„Richtig; und Sie meinen, daß ich mich um den Wald besser nicht kümmerte?“

„So ungefähr; es liegt das so in der Natur der Sache.“

„Nun, ich will auch gar keine durchgreifende Aenderung vornehmen, aber gegen eine Schneiße könnt Ihr selbst schwerlich etwas haben.“

„Eine Schneiße?“

Der Förster war bei diesem Worte stehen geblieben und sah den Begleiter mit einem sonderbaren Ausdrucke an.

„Und wo?“ fuhr er zu fragen fort, „soll denn diese Schneiße angelegt werden?“

„Einfach von der Thalwiese, da wo die Mühle steht, über die Burgruine weg bis an die jenseitige Grenze des Finsterbusches. Gefällt Ihnen der Plan nicht?“

„Ich sehe den Nutzen nicht ein, denn der Finsterbusch ist kein so gleichartig bewachsenes Stück Wald, daß er solche Schneißeneintheilung brauchte und in der Richtung gleich gar nicht.“

„Gerade in dieser Richtung brauche ich die Schneiße zu meinen Zwecken. Ich will nämlich die Mühle, da die Müller so abergläubisch sind, zu einem Badeorte umgestalten und zur Probe selbst einige Wochen drin wohnen.“

„In der Mühle?“

„Ja, in derselben Mühle.“

„Wenn Ihnen dort nur nichts passirt.“

„O, mir passirt dort nichts, ich bin gegen solchen Spuk auch besprochen, wie Sie, Herr Förster.“

Der Waldmann fühlte den Stich und erbleichte. Der Arzt aber fuhr sorglos fort:

„Ich gedenke Sie dabei nicht zu belästigen oder zu vertreiben; wir können uns einrichten und ganz gute Nachbarschaft halten, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, ich liebe die Einsamkeit recht sehr und mehr als jede Gesellschaft, wenn's auch die eines Herrn Doktor wäre."

„Wenig höflich, aber desto aufrichtiger," bemerkte der Arzt mit einigem Spott."

„Sie entschuldigen, aber Sie wissen auch, daß Sie wenig freundlich gegen mich handeln, warum soll ich es Ihnen nicht sagen. Sie wollen sich rächen, weil ich Ihnen vorhin das Gewehr genommen. Sie wollen mir merken lassen, daß Sie unter gegenwärtigen Verhältnissen bei Sr. Erlaucht dem Herrn Grafen mehr Einfluß besitzen, als ein alter treuer Diener. Und so wählen Sie auch gerade die Mühle, ehe Sie dieselbe untersucht, ehe Sie von den Wirkungen derselben Kenntniß genommen."

„Nun, da irren Sie doch, Förster. Gerade die Wirkungen, die ich wahrgenommen, haben meinen Entschluß angeregt."

„Wirkungen? was für Wirkungen könnten Sie meinen?"

„Zauberhafte Wirkungen, Herr Förster, von denen Sie mir selbst erzählt und gegen welche die besten Mittel Luft und Licht sind. Vielleicht passirt es dann nicht mehr, daß aus der Mühle Mädchen kommen, deren Erscheinen die Leute überrascht oder wohl gar erschreckt, die dann wieder verschwinden und, nach Ihrer Versicherung, Herr Förster, dort gar nicht wohnen?"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, Herr Doktor, aber ist es das allein, was Sie antreibt, unsere Waldesruh zu stören, wenn das Mädchen, welches scheu alle Berührung mit Menschen vermeidet, ja sogar jedes Gesehenwerden scheut, Ihre Neugierde reizt, wenn, wie gesagt, ja . . . was wollen Sie noch?"

„Ich? ei, ich will mich nur überzeugen, daß Alles mit natür-

lichen Dingen zugeht, dann hat auch die Mühle ihren Reiz für mich verloren."

„Und bestehen dann nicht mehr auf der Schneiße und nicht mehr auf dem Bade in der Mühle."

„Ich will dann nicht mehr darauf bestehen, ich will Ihrem guten Willen gegenüber dann auch erkenntlich sein."

„Gut; Sie sollen das Mädchen sehen, da Sie seltsamer Weise so sehr darauf bestehen."

„Also ist doch ein Mädchen in der Mühle," rief der Arzt frohlockend über diese Aussicht auf endlichen Sieg."

„Aber die Leute möchten wir zurücklassen."

„Ja, sie können einige von den hohen Buchen umschlagen, da müssen sich prächtige Bretter draus sägen lassen."

„Wie? diese ehrwürdigen Säulen des Waldes wollten Sie umschlagen lassen?

„Ja, ich denke, sie haben lange genug dort gestanden, werden sich auch einmal nach einer Veränderung aus diesem nutzlosen Dasein sehnen."

„Nutzloses Dasein, so sprechen die Leute, die weder die Schönheit des Waldes verehren, noch seine Bedeutung erkennen. O, Du gütiger Himmel, wie wenig Menschen wissen Deine Gaben zu erkennen und zu ehren. Ja, überall haben sich Verschwörungen gegen den Bestand der Wälder gebildet, überall ist die frevlerische Axt schon geschliffen, um ihnen den Garaus zu machen. Da denkt Niemand, daß das dichte Blättermeer die Gebiete des Waldes in Schatten und Feuchtigkeit hält, daß die Quellen nicht versiechen, sondern auch im heißen Sommer das frische Naß zum Trunke der Ebene darreichen, daß sie die Sonnenstrahlen nicht so früh und so schnell im Frühjahr durchdringen und thauen lassen, daß sie vielmehr die Wasser des Waldes erst auf die Wanderschaft gehen lassen, wenn sich die Wasser des offenen Landes verlaufen haben, wodurch die Ueberschwemmungen nicht so schlimm und nicht so oft auftreten. Ja, und wie viele gehen in den Wald, weil sie sagen, daß seine

Luft sie stärkt und erfrischt. Daß der Wald auch die schlechten Luftarten aufsaugt und der Gegend weit und breit gesunde dafür abgiebt, das bedenken sie auch nicht, oder wollen es nicht Wort haben. Da wird so ein gesegnetes Stück Wald gekauft wie eine Waare und ausgeholzt, daß sich Einem das Herz im Leibe umdreht und was übrig bleibt ist ein Greuel für das Auge des Forstmanns. Was für Missethaten muß man jetzt an den Wäldern begehen sehen, und Sie wollen hier auch anfangen lassen?"

„Nun, nun, was Sie sagen, leuchtet mir ja ein; es ist wohl richtig und wird schon allenthalben anerkannt, daß man die Wälder als etwas anderes ansehen müsse, als Gegenstände der Spekulation, weil sich schon sehr bedenkliche Wandlungen des Klimas herausgestellt haben. Aber wo der Wald einmal Privateigenthum geworden, läßt sich nichts dagegen thun, die Leute können mit ihrem Eigenthum verfahren, wie sie wollen."

„Eigenthum?" sprach der Förster mit finsterer Miene. „Wer könnte den Wald verkaufen und kaufen, den die Natur schöner geschaffen, als Menschen es können und möchten? Warum verkaufen sie den Himmel nicht, die Sonne, den Mond und die ewigen Sterne? Ist der Wald nicht eben so etwas Heiliges und Unverkäufliches?"

„Er ist etwas auf Erden Bestehendes."

„Und so ist der Strom, das Meer, die Gletscher, aber das können sie nicht theilen, weil sie es nicht stehlen konnten.

„Mann, Mann, Ihr seid, wie ich es zu meinem höchsten Erstaunen bemerken muß, ein Anhänger der sozialistischen Lehre. Bis hierher hätte ich nicht gemeint Dergleichen anzutreffen."

„Ich weiß nicht, was diese Lehre besagt, aber wenn sie so etwas sagt, so sagt sie das Richtige. Aber hier sind wir angekommen."

„Gut, und was machen wir mit den Leuten?"

„Sie können einen Windbruch aufarbeiten, dorten hin, kaum 300 Schritt von hier."

„Wollen Sie die Leute nicht anweisen?"

„Ja, Sie wollen wohl nicht mehr selbst an dem Walde doktorn?“

„Nein,“ meinte der Arzt lachend, „ich will mich nicht mehr Vorwürfen aussetzen, auf die ich die Antwort schuldig bleiben muß.“

Nachdem der Förster die Waldarbeiter unterrichtet, öffnete er die nur durch einen Holzriegel verschlossene Hausthür, die auf eine mit Ziegelsteinen gepflasterte, aber sehr reinlich gehaltene Hausflur führte, deren Seitenwände mit Geweihen, Zinken und Spiesern geschmückt waren, wie sie die Pfleger des Waldes so gern als Beweise ihres Weidmannsglückes den Fremden präsentiren. Von hier ging es in ein großes Zimmer, dessen kleine Fenster dicht mit Epheu und wildem Wein überwachsen waren, so daß ein ordentliches Halbdunkel in dem weiten Raume herrschte. Tische und Stühle erschienen von rohem Eichenholz, aber so blank gescheuert, daß sie selbst hier glänzten. Ein gewaltiger Kachelofen, eine ansehnliche Wanduhr mit ihren Gewichten an Messingketten, eine mächtige Truhe und ein halb in die Wand eingemauerter Wandschrank füllten den Raum nur zum kleinen Theile. In einer Ecke aber führte eine hölzerne Leiter mit breiten Trittbrettern nach dem oberen Stockwerk.

„Ich will Sie gleich hinaufführen, Herr Doktor,“ meinte der Förster, „damit Sie nicht argwöhnen, ich wollte Ihnen etwas verheimlichen.“

„Bist Du da, Vater?“ rief es gleich darauf herunter.

Der Arzt fühlte sich eigenthümlich von dieser Stimme berührt. Sie klang so sanft, so sympathisch und doch wieder auch wie heiser, halb geisterartig. Er dachte sich die Gestalt der märchenhaften Maid dazu und fühlte sich nun wirklich wie unter einer Art Zauber.

„Ja, Hannchen, ich bin's,“ antwortete der Förster hinauf.

„Soll ich hinunter kommen?“

„Nein, nein, Hannchen, wir kommen hinauf zu Dir.“

„Hast Du den Wolf mit?“

„Nein, mein Kind, aber ich bringe Dir einen Doktor mit.“

„Einen Doktor? was ist denn das? frug die Stimme weiter mit verwunderter Neugier.

„Du wirst ihn gleich sehen, geh nur zurück," mahnte der Förster, indem er hinaufstieg.

Ein lichter Strahl aus der halbgeöffneten Thür hervorquellend erleuchtete neben einigen Luken auf der entgegengesetzten Seite den lang hinuntergehenden Gang. Die Thür zur Erkerstube aber war gleich neben der Treppe, und in diese trat voller Spannung der Arzt hinter seinem Führer ein.

Es war ein kleineres und weit freundlicheres Zimmer, überall mit Teppichen belegt und mit Polstermöbeln, wenn auch der einfachsten Art, versehen. Auf der Kommode, auf dem Sims, auf den Wandbrettern glänzte einewahre Fülle von Nippsachen, Muscheln, Steinen, Blumenstöckchen, Sträußchen, die Wände waren dermaßen mit Spiegeln, Bildern, Strohblumenkränzen mit Namen und dergleichen bedeckt, daß man sie kaum noch in den Zwischenräumen erblickte. Freilich gehörten die Bilder meist einer so kunstlosen Gattung an, daß nur ein ganz naives Auge Gefallen daran finden konnte.

Desto größeres Interesse wandte der Arzt der Bewohnerin des Stübchens zu. Das war nun in der That eine Erscheinung, die seine Phantasie mit dem kalten Douchebade einer totalen Enttäuschung ernüchterte. Es war eine kleine, dürftige, halbverwachsene Gestalt, die mehr auf ihrem Lehnstuhl kauerte, als daß sie darauf zu sitzen schien, während die langen mageren Händchen sich wie zum Aufrechterhalten an die beiden Arme des Lehnstuhls klammerten.

Auch die Züge des Gesichts waren unregelmäßig, ziemlich gewöhnlich, die Stirn niedrig und schon merklich gerunzelt, dagegen legte sich das braune Haar wie Seide um die eingefallenen Wangen und die Augen, die sie unter langen Wimpern gegen die Eintretenden aufhob, hatten einen so sanften, rührenden Ausdruck und solch hellen Glanz, daß sie zugleich rührten und fesselten.

„Sie kann selten ohne Krücken gehn oder stehn, das arme Kind," bemerkte der Förster mit einem so sanften Ausdruck der

Stimme, daß der Arzt ganz verwundert auf den rauhen Mann blickte. „Sind Deine Hustenanfälle wiedergekommen, Hannchen?“

„Er quält mich immer dann und wann, und da denk ich doch, die Brust will mir entzweigehn und die Augen wollen sich ’rausdrehn. Aber wenn’s vorbei ist, fühle ich mich recht wohl und könnte springen.“

„Der Herr Doktor hier ist ein Mann, der aus dem Körper den garstigen Husten und das Reißen vertreibt. Er wird Dir etwas verschreiben, was Dir wohl thut und Dein Leiden erleichtert. Nicht wahr, Herr Doktor?“

„Ja gewiß,“ erwiderte dieser, „und seien Sie nur nicht erschreckt, wenn ich ein wenig nachsehe, wo das Uebel steckt. Geben Sie mir Ihre Hand . . . matter Puls . . . und nun husten Sie einmal! So, das sitzt da, und nun geht auch der Puls stürmischer. Halten Sie sich nur immer so viel wie möglich aufwärts, das Kinn immer wieder in die Höhe, wenn es auf die Brust sich stützen will. Geht sie gar nicht aus?“

Die letzte Frage richtete sich an den Förster, der mit dem Ausdruck lebhaftester Wißbegier und Besorgniß den Erörterungen gefolgt war.

„Sie geht aus, wenn sie einmal etwas wohler ist als gewöhnlich, und die Luft ist warm und ruhig. Weit freilich kommt sie nicht, bis zum Schloß hinan, nicht wahr Hannchen. Hi, hi, das mußt Du wohl bleiben lassen?“

Das Mädchen antwortete gar nicht, sondern schlug die Augen verlegen nieder.

„Ich werde ihr etwas aus der Stadt besorgen lassen, was ihr Erleichterung bringen soll,“ meinte der Arzt und dann fragte er noch wie gelegentlich:

„Blut spucken Sie wohl aber nicht?“

„Hannchen schwieg; der Förster antwortete für sie:

„Selten, nur selten; vor einigen Wochen war es einmal so

schlimm, da hatte sie sich wohl etwas beim Ausgehn übernommen Nicht wahr, Hannchen?“

Hannchen antwortete aber nicht, und so empfahlen sich die Beiden, um wieder in das untere Zimmer zurückzukehren. Der Arzt hatte vor dem Hause eine stark bemooste Steinbank gesehen, nach dieser lud er den Förster ein und begann dort, während seine Blicke unter den Linden weg nach dem Grün der Wiese schweiften:

„Was ist nun das wieder, Herr Förster, woher haben Sie das unglückliche Kind, da Sie doch, wie Sie sagten, nie verheirathet waren?“

„Ich war niemals getraut, will ich sagen,“ entgegnete der Förster mit dumpfer Stimme, aber ich hatte nach meinen Begriffen ein Weib. Damals war ich Waldhüter bei einer anderen Herrschaft, und dort lernte ich sie kennen, die Einzige, die mich trotz meines häßlichen Gesichts, was sonst den jungen Mädchen ein Gräuel, geliebt hat. Trauen lassen konnten wir uns nicht, denn dazu waren wir Beide zu arm. Destomehr aber liebten wir uns und warteten auf bessere Tage. Die sollten sobald nicht kommen denn es gefiel den Herren am Staatsruder mit den Herren am Ruder eines anderen Staats uneins zu werden, und ich hatte, um endlich zu dem nothwendigen kleinen Kapital zu kommen, eine Ersatzstelle angenommen, wegen der ich sonst nicht wieder eingezogen worden wäre, wenn die Herren sich in Ruhe und Frieden vertragen hätten. So mußte ich meine Stelle quittiren, mußte fort von meinem Hannchen, der Mutter, die damals mit dem kleinen Hannchen schwanger geworden war. Nun, die hohen Herren besannen sich und vertrugen sich, und wir wurden nach 4 Wochen Kriegsbereitschaft, die dem Lande viele Millionen gekostet hatte, wieder in Urlaub geschickt. Aber meine Stelle war besetzt, und das Vaterland vertröstete mich. So mußte ich tagelöhnern, bis ich hier endlich meine Stelle fand. O, wer war glücklicher wie ich! Sofort durch expressen Brief bestellte ich sie hierher, in ihre Heimath, und sie war doch schon in eine bessere Heimath, wie die Leute

sagen, hinübergegangen. Fortgejagt, erbarmungslos fortgejagt hatte man sie, denn sie hatte gefrevelt, hatte rückhaltslos geliebt. Mit ihren sauer ersparten Groschen — was kann eine Magd ersparen — bezahlte sie die Kosten ihrer Niederkunft unter fremden armen Leuten. Dann wurde sie von der Polizei ausgewiesen, fort, nach ihrem Heimathsorte.

„Ja, Herr Doktor, das ist ein christlicher Staat, der durch seine Polizei eine arme erschöpfte, halbtodte Mutter mit ihrem armen Kinde auf die Landstraße weist, er überläßt es ihnen, zu verschmachten, im Freien umzukommen, oder zu stehlen, denn erst im letzteren Falle läßt er sich herbei, Obdach zu geben. Und mein armes Hannchen kommt bis zum Heimathsdorfe, und um ein Obdach zu suchen, legt das arme geängstete Weib das kleine Hannchen in den nahen Busch, wo es schlafen soll bis zur Rückkehr der Mutter. Aber das Kind schläft nicht, es schreit, Vorübergehende auf der nahen Landstraße heben es auf und bringen es der Behörde. Bald ist die „natürliche" Mutter, die ihr Kind ausgesetzt haben soll, verhaftet. Wenn Mutter und Kind nebeneinander auf der Landstraße elendiglich verderben, infolge polizeilicher Ausweisung, kein Hahn und keine Henne krähte darnach, aber so durfte Niemand helfen. Mein Weib wurde wegen Kindesaussetzung verurtheilt und starb vor Gram und Noth; mir blieb nichts als ein hülfloses Kind, welches in einer Holzhackerfamilie dürftig und so schlecht ernährt und so nachlässig besorgt wurde, daß es jetzt als das da ist, als was Sie es kennen gelernt. Was bleibt mir nun übrig, als meinen ewigen Schmerz in meinem Herzen und mein armes verkrüppeltes Kind in diese Hütte zu verschließen."

Der Arzt hatte dem Forstmann während dieser von der inneren Aufregung oft unterbrochenen Erzählung forschend und bald überrascht in das gebräunte Gesicht gesehen. Er war erstaunt, darin nur die Spuren tiefen Weh's, aber weder einen Zug des Hasses,

noch der Bosheit zu entdecken. Er reichte dem in trübe Rückerinnerungen versunkenen Mann die Hand meinte:

„Sie haben viel Schmerz und Herzeleid erfahren und Ihnen müßte viel vergeben werden. Aber warum das Geheimniß, mit welchem Sie sich umgeben, und nicht blos sich und Ihre Mühle, sondern den ganzen Finsterbusch?"

„Ja, welch' anderes Mittel hat Unsereins zu Gebote, um die Neugierde zudringlicher Menschen abzuhalten. Und giebt es nicht auch Viele, die nur auf solche Weise abgeschreckt werden können, einen Frevel zu begehen an der Heiligkeit des Waldes."

„Einen Frevel an der Heiligkeit des Waldes?"

„Ja, Herr Doktor, das ist etwas, was Menschen Ihrer Art nie begreifen wollen. So ein Wald ist mir ein ganz anderes Heiligthum, als eine Kirche die von den Menschen zusammengeschunden oder zusammengebettelt wurde und die mancher Finsterling und Eiferer von Pfaffen oft mehr entweihte, als es ein frecher Geselle sonst vermocht hätte. In dem Frieden des Waldes kommt solche Tempelschändung nicht vor, und kommt was vor, so wäscht's der Regen des Himmels schnell wieder weg und es bleibt der Frieden. Da kränkt es Einen freilich, wenn rohe Hände sich an den Säulen vergreifen, um sie für ihre Zwecke zu verbrauchen, wenn sie ein Leben vernichten, das oft mehr werth ist als das ihre."

„Die Bäume haben doch so eigentlich kein Leben."

„Leben und auch Gefühl," versicherte der Förster, indem er seinem versöhnten Gegner ernstlich ins Gesicht sah. Aber das kann nur Einer begreifen, der täglich mit ihnen umgeht und auch manches Mal mit ihnen spricht, wie ich mit Ihnen spreche, denn sie sind meine einzigen Freunde, und wenn die gefühllosen Gesellen mit ihren Aexten kommen, erscheinen sie mir wie Mörder, die ich bekämpfen möchte auf Tod und Leben. O, wenn einstmals der Finsterbusch umgelegt werden sollte, so würde ich mich auch umlegen, um nicht wieder aufzustehen."

Dem Arzte wollte es scheinen, da er die düstere Gluth in den

Augen des Försters auflodern sah, als wenn dort nicht Alles ganz in Ordnung sei. Er sah auch davon ab, mit ihm darüber zu streiten, zumal es ihn drängte, noch einmal wegen der seltsamen Erscheinung auf der Ruine Anfrage zu halten.

„Ja, lieber Förster," meinte er darum, „ich wäre soweit nun ganz befriedigt, aber vermöchten Sie mir nicht auch nur einige Andeutung zu geben über das Fräulein, welches dem Grafen Alfred dort oben begegnet ist?"

„Beim heiligen Hubertus, den wir alle ohne Unterschied des Glaubens als Beschützer der Jagd und des Waldes verehren, davon weiß ich nichts zu sagen," betheuerte der Förster und sah den Frager offen und treuherzig an.

„Und Graf Alfred will sie dann auf dieser Wiese bei der Mühle noch einmal gesehen haben?"

Der Förster zuckte die Achseln.

„Also auf Ehre und Gewissen, Förster, Sie wüßten mir auch nicht die geringste Erklärung hierauf zu geben?"

„Auf Ehre und Gewissen, ich weiß von nichts und ahne nichts."

„Nun dann helfe ein Anderer weiter. Leben Sie wohl, Herr Förster, und seien Sie beruhigt. Durch mich und mit meinem Willen, soll die Ruhe weder des Finsterbusches, noch der Mühle ferner gestört werden."

„Und wenn ich Ihnen sonst etwas helfen könnte, Herr Doktor, ich würde gern dankbar sein."

„Ich glaub 's Ihnen, will 's Ihnen gern glauben. Nun wer weiß, wie wir in Zukunft uns noch einmal nützen können. Aber nun danke ich für Ihre Begleitung, gewiß, ich steige noch einmal den Bergkegel hinauf. Hier geht ja doch wohl der Jägerpfad, nicht wahr? Von hier unten ist er weit leichter zu entdecken. Grüßen Sie Ihr Hannchen, ich werde ihr bald recht merkliche Erleichterung verschaffen und wenn der Rheumatismus sich nicht gar zu sehr in den Gelenken ansässig gemacht hat, so machen wir in

der Mühle doch noch ein Kiefernadelbad und heizen dem Erbfeind so tüchtig ein, daß er verschwindet wie die verwünschte Prinzessin oben auf der Ruine. Ja, ich bringe es doch vielleicht noch dahin, daß sie einmal von hier bis hinauf klettert. Nun bleiben nur einstweilen Sie gesund."

XV.

Je zuversichtlicher unser Arzt die Lösung seines Räthsels in der Mühle zu finden gehofft, je niedergeschlagener fühlte er sich jetzt, wo Alles ihn getäuscht in seinen Erwartungen und Hoffnungen. Das Ziel, noch eben nahe vor seinen Blicken gelegen, hatte ein heimtückischer Zauber wieder weit, weit von ihm weggerückt. Es schien ihm nur ein Hügel zum Uebersteigen übrig zu sein, und jetzt sah er, daß hinter dem Hügel ein Strom seine breiten Wellen zwischen dem Ziele und dem Orte, wo er stand, vorbeirollte. Und über diesen Strom führte weder Brücke noch Kahn! Die Niedergeschlagenheit seiner Seele wirkte förmlich auf die Spannkraft seiner Muskeln, da er den unbequemen schmalen Pfad hinaufklomm, er mußte sich oft selbst durch Mahnung anfeuern.

Oben herrschte noch immer das milde Licht der Nachmittagssonne, ein Hauch der Melancholie ging durch die ehrwürdigen Baumkronen, wie durch die moosbewachsenen steinernen Fenster, alte Sagen und Märchen schienen hier von den Gräsern den Blumen erzählt zu werden, und wer sie gehört, der hätte gewiß auch bald längstvergangene Gestalten aus dem Halbdunkel hervorschweben sehen.

Umsonst suchte der Arzt seinen Kranken, der war verschwunden. Leise nur rauschte es in den Blättern, in den Zweigen. Es war ein monotones Lied, wie das Lied vom Weltschmerz, welches Lenau sang, vom Menschen als Fremdling auf Erden. Er setzte sich auf

eine Fensterbrüstung in der Kapelle, von der aus er in einen von Gras überwachsenen, gepflasterten Burghof sah. Er spürte Neigung, zu träumen und zu schlafen, bis auch ihn vielleicht eine solche Märchenerscheinung beglückte oder betrübte. Aber die Sonne ging schon merklich tief und er mußte fürchten, in der Dunkelheit den Rückweg nicht mehr zu finden.

So trat er nun, und merklich ermüdet, den Rückweg an. Die Zauber des Waldes wichen zurück vor seinen eigenen lebhaften Gedanken. Mit rastloser Energie war er bis jetzt jeder Krankheit zu Leibe gegangen, und die gespannte Aufmerksamkeit die er jedem Hemmniß bis zu dessen Besiegung zuwandte und die sich mit einer Art übermenschlicher Errathungsgabe verband, hatte ihn Siege erringen lassen in Fällen, wo weit erfahrenere und berühmtere Aerzte resignirt, wie vor einer höheren Macht, zurückgetreten waren. Er war in Folge dessen so wenig an Niederlagen gewöhnt, daß er mit einer Art Ingrimm über die Grenzen, die beim besten Willen menschlicher Kraft gezogen bleiben, den Rückweg antrat. Siegreich lächelnd hatte er am Morgen die Krümmungen des Waldpfades verfolgt, diesen Abend wuchsen die Riesen des Waldes übermächtig über ihm zusammen und ihre Schatten selbst schienen ihn zu verschlingen. Er hätte mit der Faust gegen die knorrige Rinde der Stämme schlagen mögen, wenn er sich vorstellte, wie klein, wie nichtig er an diesem Abend der gräflichen Familie erscheinen würde. Es war ihm jetzt, als wäre er recht zuversichtlich, recht selbstbewußt am vergangenen Abend aufgetreten und müßte nun die schlimme Rolle eines entlarvten Prahlhanses spielen.

Und wie war er nun erst der jungen Gräfin entgegengetreten! Mit was anderem, als mit seinem wissenschaftlichem Uebergewicht, seinen reichen Kenntnissen, seiner hochwichtigen Kunst, hatte er das Recht begründet gefunden, einer gesellschaftlich viel höher gestellten Dame als Gleicher vor Gleichem zu begegnen. Und nun kam er zurück mit nichts als, wenn er ehrlich sein wollte, mit dem Geständniß, daß er sich der Lösung seiner Aufgabe noch um nichts näher be-

fände, als 24 Stunden früher. Er schalt sich Charlatan, er schalt sich Phrasenmacher, er hätte sich selbst Ohrfeigen geben können; er beneidete die Landleute auf den Feldern, die ihrer Sache jeder Zeit sicherer waren und sich entschuldigen konnten, wenn Nässe oder Trockenheit, Hagel und Fröste ihre Hoffnungen vernichteten, weshalb sie auf Mitleid oder auch thätige Hülfe rechnen konnten, während er, den diese Landleute als etwas Höheres ehrerbietig begrüßten, dem Spotte wohl rechtmäßig verfiel. Und je mehr er sich dem Schlosse näherte, je höher steigerte sich der Unmuth, bis er in Trotz umschlug, der sich dann dahin äußerte:

„Mögen sie denken und sagen, was sie wollen, ich habe versucht, was ich konnte; Hexenkünstler bin ich nicht, und wenn sie mir ihren Unmuth entgelten oder auch nur merken lassen, macht mich die Abreise frei von allem Uebel."

Dieser eigene Zuspruch hatte ihn sehr gestärkt, und er schritt ruhiger und selbstzufriedener dem Haupteingange zu, bis mit einem Male die lichtblaue Erscheinung der jungen Gräfin, die ihm entgegenkam, sein Herz mit solcher Blutwallung bestürmte, daß er keine andere Rettung sah, als mit einer möglichst steifen Verbeugung an ihr vorüberzukommen.

Aber das Fräulein erwiderte nicht nur die Verbeugung mit einem herzgewinnenden Lächeln, sie reichte ihm sogar die reizend, schöne Hand und meinte:

„Mein Bruder hat schon nach Ihnen gefragt, Herr Doktor, und ich habe ihm Nachricht versprochen, sobald Sie ins Schloß zurückgekehrt sein würden. Es ist eine recht glückliche Wendung in seinem ganzen Wesen eingetreten, möge sie unter Ihrer günstigen Einwirkung recht nachhaltig sein. Und nicht wahr, Sie haben mir schon unterwegs mein fast verletzendes Wesen bezüglich Ihrer mich so überraschenden Enthüllung verziehen. Wir leben hier so weit von der Gesellschaft und ihren Umgangsformen, daß wir uns selbst als halbe Bauern geben, und einem ganz Fremden gegenüber, wäre mir's vielleicht auch nicht so entschlüpft, als wie Ihnen

gegenüber, den ich so lange wie einen lieben Jugendfreund in meiner Erinnerung gehegt. Nicht war, das ist vorbei, Sie denken nicht mehr daran?"

Fiebergluth durchrieselte den Arzt, als er die dargebotene weiße Hand mit den Fingerspitzen berührte. Zorn und Trotz schmolz, wie der Schnee auf den Baumkronen beim ersten Kuß der Frühlingssonne, vor der bewältigenden Macht der tiefblauen Augen mußten die seinigen sich ohnedies senken, und so murmelte er nur die Worte:

„Ihre Güte, Fräulein, würde den schlimmsten Groll im Windhauch zerstreuen, wenn ein solcher Groll überhaupt gegen Sie aufkommen könnte. Ich wenigstens fühle mich widerstandslos."

„Sie machen mich zur Siegerin, und das erfreut mich; möchten Sie dafür Sieger sein in dem ernsteren Kampfe, den Sie begonnen. Und nun, wie finden Sie Alfred? Ist denn das „Ereigniß", wie sie die Wendung Alfred's von seiner treuen Cäcilie zu einem anderen Wesen bezeichneten, noch immer mächtig, ist denn noch keine Aussicht vorhanden, daß der Einfluß jenes „Ereignisses" soweit gebrochen werden könnte, daß Alfred einsieht, was ihm andrerseits der Verlust Cäciliens für sein ganzes Leben zu bedeuten hat? Man mag von der Macht gewisser Ereignisse denken, was man will, sage ich, aber der Macht einer wahrhaften Liebe, wie sie Alfred zu Cäcilien gewiß empfunden, einer solchen Macht gegenüber ist Alles wehrlos."

„Ja, Sie glauben noch an die Allgewalt der Liebe," erwiderte der Arzt, und auf diesem Glauben beruht auch die Heilung Alfred's. Ihr Glaube, hoffe ich, wird ihn und dann noch Manchen retten."

„Ja, wenn Sie diese Hoffnung theilen," rief das Fräulein, „dann bin ich überzeugt, daß der einzige Gedanke: Cäcilien zu verlieren, bei Alfred allmächtig wirken muß, denn schöner, als sie, sind wenige, aber liebreicher, herrlicher in Geist und Gemüth, als sie, wohl keine."

Die Sprecherin war sich's schwerlich bewußt, welch' einen

Sturm von Gedanken und Hoffnungen sie in des Arztes Seele entfesselt. Er sah mit einem Male einen dunkel geahnten Weg wie mit bengalischem Feuer erleuchtet und Sprühkätzchen und sogenannte Frösche hüpften sprühend in Flammen herüber und hinüber, die nächste Umgegend beleuchtend.

„Wenn ich nur morgen früh die Baronesse Cäcilie einmal sprechen dürfte," sagte er am Schlusse seiner Ueberlegungen.

„Das dürfen Sie; ich glaube Mama hat Sie heute schon als baldigen Besuch angekündigt; Sie werden also bereits erwartet."

„So werde ich mich morgen recht früh regen und heute zeitig die Nachtruhe beginnen."

„Und zum Thee erscheinen Sie nicht?"

„Heute nicht, wenn es kein Verstoß ist."

„Behüte. Nur Ihretwegen würden wir eine Theekonferenz abhalten. Da Sie aber verzichten, giebt's auch für uns keinen Aufenthalt."

„Und Sie entschuldigen mein Schlafengehen ohne vorherige Abmeldung?"

„Gewiß, denn wenn der Arzt nicht wohl ist, leiden alle Kranken doppelt," sprach das Fräulein mit anmuthigem und halb schelmischem Lächeln, während es sich sonst ziemlich ernst zum Abschied verneigte.

XVI.

So ein Schlaf, früh begonnen und nach ungestörtem Verlauf früh beendigt ist für Geist und Körper eine Wohlthat, die nur der richtig zu würdigen in die Lage kommt, der sie meistens entbehren muß, weil unsere sozialen Einrichtungen bei der unnöthig

lang ausgedehnten Arbeitszeit zu Vieles für den Abend zu thun übrig lassen. Und was den Abend bis spät beschäftigte zittert in der Nacht nach, und die Nerven wissen noch am andern Morgen viel davon zu erzählen. Was aber ein gesunder Schlaf gut macht, das ist in seiner Fülle so wenig zu berechnen, wie das, was er verhütet, und manches läßt er dem unruhigen Geiste so kommen, das der Ueberraschte selbst sagt: „Das ist mir wie im Schlaf gekommen.“ Ja, es giebt Gläubige an die Zaubermacht des Schlafes, die sagen, wenn sie mit sich nicht recht einig zu werden vermögen: „Das will ich mir erst einmal beschlafen.“

Auch unsern Arzt hatte der Schlaf Ruhe, Klarheit und Zuversicht in die Seele zurückgeführt, da er am andern Morgen, nachdem er rasch beim Ankleiden den Kaffee heruntergeschlürft, sich von zwei kräftigen Rossen durch die noch im Herbstnebel dampfenden Fluren ziehen ließ. Die Morgenwinde küßten mit ihrem frischem Hauche die letzten Spuren der Schläfrigkeit von seiner Stirn und die leichten Erschütterungen, die der Wagen durch die Unebenheiten der Landstraße erfuhr, wirkten wie ebensoviele Anregungen auf seine Gedankenoperationen.

„Ich muß wissen, mit welchen Einflüssen ich zu kämpfen habe,“ meinte er, „und da ich die unbekannte Größe nicht direkt finden kann, muß ich die bekannte zu Hülfe ziehen. So weit er dieser gehört, gehört er der Andern nicht, das ist ja einfacher als das Einmaleins.“

Der ganze Feldzugsplan stand ihm nun klar vor Augen, und da er eine energische Natur war, die gern unmittelbar zum Handeln überging, sobald sie nur über das wie? wo? und wann? mit sich einig, so ward ihm bald der Weg zu lang und er mußte sich ein anderes Thema aus dem Gedankenmagazin seines Kopfes hervorsuchen, um der Ungeduld nicht ganz zum Raube zu werden. In dieses aber vertiefte er sich alsbald so, daß es ihn nun sehr störend überraschte, als der Wagen vor einem eisernen Gartenthore hielt, der Kutscher den Schlag öffnete und die Frage an ihn richtete:

„Soll der Wagen ausgespannt werden, oder gedenken der Herr Doktor sich nicht lange zu verweilen?“

„Was weiß ich? spannt nur getrost aus. Wenn ich mich auch nicht lang verweilen sollte, so habe ich doch Zeit auf Euer Wiederanspannen zu warten, oder ich gehe Euch ein Stück zu Fuß voraus!

Und während nun der Kutscher zurücktrat und der Arzt sich anschickte den Wagen zu verlassen, öffnete sich auch schon die eiserne Gartenthüre, und eine junge Dame im eleganten Morgenanzuge trat heraus.

„Das gnädige Fräulein“, murmelte der Kutscher, Raum gebend, und lüftete seinen Tressenhut.

Das Fräulein schien sehr überrascht und zwar ziemlich unangenehm, denn während ein leiser Schrei ihren Lippen entschlüfte, trat sie, die eben noch sich ziemlich eilig genähert, einige Schritte zurück.

Der Arzt beeilte sich, der Verlegenheit ein Ende zu machen, indem er seinen Hut zog und mit der Frage herantrat:

„Um Vergebung, ich habe doch wohl die Ehre, die Baronesse Cäcilie hier zu finden?“

„Ja, mein Herr, und wer erweist mir die Ehre?“

„Der Dr. Enzin, welcher direkt vom Schloß S. kommt.“

„Die Frau Gräfin hatte mir schon gestern von Ihnen Erwähnung gethan, ohne mir indessen Aussicht auf so frühen Besuch zu eröffnen. So meinte ich, als ich den Wagen und die Livree erkannte, meiner Freundin Jenny entgegenzugehen.“

„Als Arzt glaubte ich an die herkömmliche Besuchsstunde nicht gebunden zu sein.“

„Hier auf dem Lande binden wir uns überhaupt nicht, denn unsere Empfangsalons sind hier geräumig und auch angenehm genug. Wollen Sie mich nach dem Garten begleiten?“

„Ich stehe Ihnen ganz zu Diensten.“

Der Arzt hatte schon früher davon sprechen hören, daß die junge Dame zu den seltensten Schönheiten gehörte, aber er hatte

nicht besonders viel auf das Gerede gegeben, weil er wußte, daß bei der großen Menge und namentlich nach dem Geschmack der Provinz eine elegante und reiche Toilette allein schon schön macht. Aber in diesem Falle mußte er der öffentlichen Stimme wirklich beipflichten, ja er konnte sich nicht vorstellen, daß sein Freund eine glücklichere Wahl hätte treffen können. Die graziöse, nicht zu große Gestalt konnte kein Maler, kein Bildhauer schöner erfinden und schwerlich in einem günstigeren Momente darstellen, als so, wie sie, den Strohhut im Arm, neben ihm schritt und ihr glänzendes schwarzes Haar in üppigen Ringeln und Locken auf den schlanken Hals und die vollen weißen Schultern fallen ließ. Das dunkle Auge mit den langen seidenen Wimpern verlieh dem blassen, etwas bräunlich angehauchten Gesichte, dessen reizendes Oval untadelige Schönheitslinien zeigte, einen fast südlichen Charakter.

So schritt sie, sich leicht auf einen großen Sonnenschirm stützend, dem Besuche ziemlich rasch voran, bis sie mit ihm an eine kleine Terrasse gelangte, auf der eine von üppigem Grün auf drei Seiten bekleidete geräumige Laube, die aber, nach vorn völlig offen, einen freien Blick auf die Umgebung gewährte, recht passend eingerichtet war.

An diesem Orte schien sich die junge Dame für gewöhnlich aufzuhalten, denn neben der Stickerei und einigen Büchern lagen hier manche Gegenstände, die man nicht bei einem einmaligen vorübergehenden Besuch mitzuführen pflegt.

Dem Arzte war es befremdend, daß die Dame nicht ein einziges Mal das Wort im Gehen an ihn gerichtet hatte, und die flüchtige Art und Weise, mit der sie ihm einen Sessel zum Sitzen bezeichnete, war so leicht und sorglos, daß er doch lieber stehen blieb.

Auch jetzt nahm sie zuvor ihre Stickerei auf und that wohl ein paar Dutzend Stiche, bevor sie zu bemerken sich entschloß, daß ihr Besuch noch stand.

„Sie setzen sich nicht, Herr Doktor?“ fragte sie endlich.

„Auf Ihren Wunsch, gnädiges Fräulein," erwiderte er höflich.

Diesem vielversprechenden Anfange folgte eine sehr unangenehme Pause, während welcher die Nadel in der zarten Hand der Dame so behend hin- und wiederflog, als hinge das Schicksal von Tausendenden von ihrer Eilfertigkeit ab. Aber ihr guter Takt ließ auch die Pause nicht so lange andauern, daß sie ganz peinlich werden konnte, vielmehr begann sie mit den so bequemen Fragen, welche der Umgangston sich zuerst gelegt hat, weil sie unmerklich ins eigentliche Gespräch überführen.

„Sie sind sehr zeitig von Schloß S. abgefahren heute Morgen, Herr Doktor?"

„Ja, schon kurz nach 6 Uhr."

„Ich glaubte es würde Jenny sein. Sie haben Sie heute nicht gesprochen?"

„Nein, aber gestern Abend."

„Sie kommt später? nicht wahr?"

„Ich glaube, sie sprach davon."

„Und ist Alles wohl in der gräflichen Familie?"

Der Arzt horchte hochauf bei dieser Frage, denn kaum ein unmerkliches Zittern in der Stimme der Sprecherin verrieth, daß die Dame an dem Befinden des Kranken einigen Antheil nehme. Sollte er mehr wissen, als man hier voraussetzte, daß er wissen möchte?

„Von dem Wohlbefinden der Frau Gräfin haben Sie sich selbst überzeugt, gnädiges Fräulein, und was den Herrn Grafen selbst und Comtesse Jenny betrifft, so ist anscheinend Alles befriedigend."

„Und von Graf Alfred sprechen Sie nicht?"

„Ich spreche von ihm nicht, weil ich nicht weiß, was ich von ihm sagen sollte."

„Sie sind ein alter Freund der Familie, nicht wahr?" Die Frau Gräfin sagte es ja wohl?"

„Ich bin mehr ein Freund der Grafen Alfred, als seiner Familie, die ich von früherher nur flüchtig kenne.“

„Es war wohl vor sechs oder sieben Jahren, nicht wahr, daß Sie die Familie und meine theure Jenny kennen lernten. Ist sie nicht in der Zwischenzeit recht sehr schön geworden?“

Es war der Baronesse gerade recht, daß sie einen neuen Faden Seide abzuwickeln hatte, denn so konnte sie die Blicke einmal von der Stickerei weg und nach dem jungen Manne wenden. Eine Antwort erwartete sie vergeblich, und so entschloß sie sich zu den weiteren Mittheilungen:

„Ja, ja 6 bis 7 Jahre müssen wohl ins Land gegangen sein, denn ich erinnere mich noch lebhaft der Zeit, als Jenny damals von der Reise zurückkam und mir viel von Ihnen zu erzählen wußte. Ich bin beinahe zwei Jahre älter als sie, und damit natürlicher Weise eine Art zweite Mutter. Jetzt ist sie mir ganz rücksichtslos über den Kopf gewachsen, körperlich nämlich, und ich muß mich sehr in Acht nehmen, daß es nicht auch in anderen Beziehungen geschieht, denn mit ihrer großen Gemüthsruhe und ihrem sich gleich bleibendem Wesen flößt sie einen ziemlichen Respekt ein. Finden Sie das nicht auch, Herr Doktor?“

„Ich kenne die Dame freilich noch zu kurze Zeit, um bezüglich ihres Temperaments und Charakters ein Urtheil zu besitzen, aber daß Gräfin Jenny bei so jungen Jahren einen bemerklichen Ernst und eine gewisse geistige Ueberlegenheit besitzt, vor der man unwillkürlich große Achtung empfinden muß, ist nicht zu leugnen.“

Diesmal blickte die Dame auf, ohne daß sie der Seide benöthigt war, und sie bewirkte dadurch, daß der Sprecher die Augen niederschlug und ein wenig roth wurde. Dieses Erröthen war der jungen Dame Grund genug, mit dem angeregten Thema nicht fortzufahren, sie stickte deshalb ein Veilchen schweigend weiter, bis sie dann, plötzlich innehaltend, ausrief:

„Gott, bin ich zerstreut. Jetzt halte ich Sie beinahe eine halbe Stunde schon hier auf, ohne zu wissen, ob Sie mir auch so

viel Zeit widmen können, und ohne Sie nach der Absicht zu fragen, die Sie zu mir geführt hat."

Der Arzt fühlte jetzt wieder festen Boden unter den Füßen und meinte sorglos:

„So große Eile hatte ich nun nicht, um ohne Weiteres auf das Ziel lossteuern zu müssen. Nun aber, da Sie mir Erlaubniß geben, will ich auch nicht zögern, mit meinem Anliegen herauszutreten. Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß ich nach Schloß S. berufen wurde, um den Universitätsfreund aus einer räthselhaften Gemüthskrankheit zu erlösen. Um dahin zu gelangen, muß ich den Gemüthszustand meines Pflegebefohlenen nach allen Seiten hin untersuchen. Zur Erforschung einer körperlichen Wunde bedient sich der Arzt eines Instruments, welches man Sonde nennt, ich bedarf zu einem ähnlichen Zwecke eines Instrumentes, das ich nur von Ihnen erhalten kann und das wäre ein Brief, den ich Sie bitten wollte an Graf Alfred zu schreiben."

„Sie überraschen mich, Herr Doktor, auf ein solches Verlangen war ich nicht im Mindesten gefaßt."

„Ich hatte mich der Hoffnung hingegeben, daß Sie auch ohne besondere längere Einleitung meinerseits die Nothwendigkeit gemeinschaftlichen Handelns einsehen würden, indem ich mir sagte, daß das Vertrauen, welches die gräfliche Familie in meine schwache Kraft und meinen guten Willen gesetzt, auch von Ihnen als ein wohlbegründetes und deshalb auch von Ihnen nachzuahmendes angesehen werden würde, denn ohne ein solches Vertrauen ist es dem Arzte nicht möglich, mit Nutzen zu wirken. Sollten Sie indessen doch Bedenken tragen, so müßte ich die Vermittelung der gräflichen Familie in Anspruch nehmen."

„Wie gesagt, Herr Doktor, Ihr Begehren überrascht mich. Aber es versteht sich ja von selbst, daß, wenn mich auch nur Bande der Freundschaft an die Familie des Grafen Alfred fesselten, ich gern meine Hand zu Allem bieten müßte, was seine Heilung herbeizuführen verspricht. Und deshalb soll das Vertrauen,

welches Ihnen dort im Schlosse geschenkt worden, auch für mich maßgebend sein. Sagen Sie mir darum nur Zweck und gewünschten Inhalt des Briefes, Sie sollen ihn erhalten."

„Mein Anliegen, gnädiges Fräulein, geht leider noch etwas über das hinaus, was Sie mit Ihrer gütigen Bereitwilligkeit mir zugestehen wollen. Soll das Instrument den Zwecken des Arztes entsprechen, muß es auch nach den Angaben desselben gefertigt sein."

„Das will also soviel heißen: Sie wollen den Brief diktiren?"

„Nur so könnte ich den Brief zweckentsprechend verwerthen."

„Es ist wirklich viel von mir verlangt, Herr Doktor," erwiderte das Fräulein und stickte wohl 10 Minuten hinter einander, ohne ein einziges Wort zu äußern. Dann aber steckte sie die Nadel in den Canevas und meinte:

„Es bleibt mir doch nichts weiter übrig, als für den Kranken die Medizin einzunehmen, denn ich möchte mir nicht den Vorwurf aufladen, die von Ihnen versuchte Heilung verzögert oder verhindert zu haben. Ich will mich darum mit gebundenen Händen Ihrer Führung überlassen. Wir wollen hineingehen, wenn es Ihnen gefällig ist."

Daß die Ruhe der jungen Dame nur eine erkünstelte, sah der Arzt recht deutlich an der Eilfertigkeit mit der sie die Stickerei und was dazu gehörte, zusammenlegte.

Der Weg führte durch einige schattige mit dunkelbraunem Sand bestreute und sauber geharkte Wege, die sich von der Umgebung von grünem Moos oder Rasen recht anmuthig abgrenzten. Von einem halbrunden, mit Blumenbeeten eingefaßten und gezierten Vorplatze führten einige breite Steinstufen nach der nur durch eine vielfach getheilte Glaswand abgeschlossenen Veranda, und dort auf einem prächtig gebauten und mit allerhand Holzschnitzereien gezierten ovalen Tische stand das Schreibzeug neben der eleganten Briefmappe zum jederzeitigen Gebrauch bereit. Palmen, Citronen- und

Pommeranzenblümchen, Wachsblattpflanzen, Kakteen, Aloeen und andere tropische Pflanzen verbreiteten einen starken Pflanzengeruch und umdrängten den Raum in fast beängstigender Weise, zumal auch aus großen, künstlich geformten, an starken Seidenschnuren aufgehängten Ampeln die merkwürdigsten Schlingpflanzen ihre Arme und Hände weit herunterstreckten, als wollten sie die Besucher ergreifen.

An dem ovalen Schreibtisch angelangt, rollte sich das Fräulein einen von den Sesseln, deren Gestell in Weiß und Gold glänzte und deren Polster mit himmelblauer Seide überzogen waren, hervor und lud ihren Besuch ein, sich auf einem gleichen, nicht weit vom Tisch entfernten, niederzulassen.

Mit einer gewissen Nachlässigkeit nahm sie ein passendes Briefpapier aus der Mappe, probirte dann eine vergoldete Stahlfeder sorgfältig, bevor sie dieselbe in den aus Silber und Elfenbein künstlerisch gearbeiteten Halter fügte und dann, nachdem sie einige Striche auf dem in die Mappe gehefteten Velinpapier versucht, meinte sie:

„Die Ueberschrift überlassen Sie wohl mir?"

„Behüte, gnädiges Fräulein, die Ueberschrift allein könnte Alles verderben. Sie dürfen z. B. nicht einmal schreiben „Theurer", das Höchste was wir in Rücksicht auf die seit den Tagen der Kindheit bestandene Freundschaft riskiren dürften, wäre „Lieber", „lieber Freund", „lieber Alfred". „Lieber Alfred" ist mir schon fast zu verfänglich, aber „lieber Freund" auch fast zu gewöhnlich..."

„Darf ich bitten?" fragte das Fräulein mit sichtlicher Ungeduld.

„O, entschuldigen Sie. Also bitte!

„Lieber Alfred!

Da reichliche Erfahrungen wohl zu Genüge schon uns Beiden klar dargethan haben, daß wir uns über unser bis jetzt bestandenes Verhältniß argen Täuschungen hingegeben, so werden diese Zeilen Sie jedenfalls nicht sonderlich . . .

„Wir nannten uns seit der Kinderzeit „Du", bemerkte das Fräulein verlegen innehaltend.

„Um so besser wird in diesem Falle das „Sie" wirken", entgegnete der Arzt.

„Also?"

„So werden diese Zeilen Sie jedenfalls nicht sonderlich überraschen, geschweige denn betrüben. Wir haben eine Zeit lang geglaubt, uns zu lieben . . ."

„Nur geglaubt?" fragte das Fräulein, indem es abermals mit Schreiben innehielt und dem Arzte etwas vorwurfsvoll ins Gesicht sah.

„Nein, „lang geglaubt", entgegnete dieser, als hätte er keine Ahnung von der Bedeutung der Einwendung, und fuhr fort zu diktiren:

„uns zu lieben, und dieser Glaube hat uns recht glückliche Tage unserer Jugendzeit verleben lassen, Tage, an welche wir wohl nie anders als mit süßer Wehmuth zurückdenken werden, denn es waren Tage der Jugend, Tage der Freundschaft. Ich sage: Tage der Freundschaft, denn nur als ein unserer Unerfahrenheit entsprechender Irrthum kann es angesehen werden, wenn wir diesem Verhältnisse den Namen „Liebe" beilegten."

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?" fragte das Fräulein, indem es die Feder weglegte.

„Es kommt hier gar nicht in Betracht, ob es wirklich so oder ganz anders ist, es handelt sich nur darum, daß Sie es ihm schreiben."

„Und wenn er es nun für Ernst annähme?"

„O, das soll er ja."

„Ich begebe mich, ich will auch nicht mehr über das nachdenken, was ich schreibe, denn wozu sollte ich mich aufregen in einem Falle, wo, wie es mir scheinen will, ich nur Werkzeug bin. Also bitte, diktiren Sie weiter."

„Nun wohl, so schreiben Sie gefälligst weiter:

„Ihr Benehmen mir gegenüber hätte mich eigentlich schon längst belehren müssen, daß die Anhänglichkeit Ihrerseits nur dem alten Bande inniger Jugendfreundschaft, das uns umschlang, entsprach, und erst seitdem ich selbst zu einem anderen Manne, anders, inniger, leidenschaftlicher mich hingezogen fühle, ist mir die Bedeutung unseres Verhältnisses klar geworden. Und das ist, mein lieber Alfred, ein wahres Glück, daß uns noch in der letzten Stunde das wahre Verständniß aufgegangen ist, schrecklich genug würde die Enttäuschung geworden sein, wenn sie zu spät erfolgt wäre. Auch Sie, lieber Alfred, sind sich bereits über unser Verhältniß klar geworden, doch haben Sie wohl gefürchtet mich zu verletzen, indem Sie mir die Wahrheit offenbarten. Um so willkommener wird Ihnen nun meine Mittheilung sein, gern werden Sie mir meine Freiheit zurückgeben, indem Sie die Ihrige, gewiß längst schmerzlich ersehnte, dafür in Empfang nehmen, und als Symbol sende ich Ihnen den Ring zurück, der andere Bedeutung hat, und sehe der Rücksendung des meinigen entgegen . . .“

„Nimmermehr werde ich das thun,“ rief aber hier das Fräulein, welches die letzten Zeilen bereits unter Thränen geschrieben, während ihr Busen in heftigen Wogen auf und nieder wallte.

Sie hatte auch schon die Feder weglegen müssen, es litt sie nicht mehr an dem Schreibtisch, es litt sie beinahe nicht mehr in der von Pflanzenduft dicht erfüllten Glashalle. Sie wollte sprechen, aber es war ihr, als würde ihre Stimme dabei brechen, als würde sie weinen müssen.

Der Arzt sah, wie die schöne schlanke Mädchengestalt sich bog wie die junge Ceder von Libanon, wenn der West ihren Stamm erfaßt in liebender Umarmung; er wußte aber auch, daß man ein weibliches Gemüth in solchen Fällen möglichst nicht zur Aeußerung des Sturms seiner Gedanken und Gefühle herausfordern darf, drum

erwartete er ruhig, bis sie wieder an den Schreibtisch trat und die letzten Zeilen überflog, dann meinte er:

„Sie dürfen auch vergessen, den Ring zu dem Briefe zu fügen, gnädiges Fräulein, es ist genug, wenn seiner nur Erwähnung geschieht.“

„Aber warum soll ich lügen? Es ist nicht wahr, was Sie mich schreiben lassen, ich weiß, daß ich Alfred liebe.“

„Aber Fräulein, Sie sollen es eben durch diesen Brief erst beweisen.“

„Und ich weiß, daß mich Alfred liebt!“

„O, desto besser, desto besser, mehr kann ja auch ich nicht wünschen. Aber möchten Sie den Brief nun nicht beenden?“

„Ich will's, auf Ihre Verantwortung,“ erklärte das Fräulein sich wieder an dem Schreibtisch niederlassend, und der Arzt diktirte:

„Alles Andere wollen wir als theure Pfänder unserer schönen, nie getrübten Freundschaft bewahren, sowie ich mich überhaupt der Hoffnung hingebe, daß durch Aufhebung eines eigentlich nur eingebildeten Verhältnisses unsere freundschaftlichen Gefühle für einander nur um so reiner erscheinen werden. In dieser Hoffnung zeichnet auch diesen Brief

Ihre treue Freundin

Cäcilie.“

Als das Fräulein diese letzten Worte geschrieben, legte sie den Brief dem Arzte hin, fügte auch noch ein rosafarbiges Couvert hinzu und fragte, ob sie auch da noch eine Adresse zu schreiben habe. Der Arzt verneinte das.

Einen Augenblick standen sich die Beiden gegenüber, das Fräulein stumm und bleich, der Arzt betrübt, aber gefaßt. Es handelte sich um den Abschied. Plötzlich überkam die Herrin des Hauses die Erinnerung an ihre ersten und nöthigsten Pflichten. Sie schüttelte den Bann ihrer Gedanken und Gefühle energisch ab und rief:

„Was habe ich denn gedacht? Sie Herr Doktor, haben mich

überrascht mit Ihrem Rezepte, welches Sie gegen alle Gewohnheit nicht selbst schrieben und mit welchem Sie mich sogar krank gemacht, daß ich die einfachsten Pflichten einer Wirthin übersehen habe. Sie sind zeitig aufgebrochen, Sie haben noch nicht einmal frühstücken können, und schon ist der Mittag heraufgezogen. Bitte, wollen Sie nicht nach der Laube zurückkehren, wo Ihnen alsbald das Beste servirt werden soll, was wir hier zu bieten haben."

Der Arzt protestirte entschieden gegen jede Bewirthung, da er nicht den mindesten Appetit verspüre, aber das Fräulein erklärte, sie würde das nur als eine Bestrafung ihrer Unachtsamkeit ansehen. So mußte er sich fügen, zumal sie ihm einen Spaziergang in dem Park als sehr lohnend bezeichnete.

Bevor er jedoch seine Entdeckungsreise in diesem weitgedehnten Garten begann, verfügte sich Dr. Enzin nach dem Hofe, wo er dem Kutscher den Brief zur Besorgung und den Auftrag gab, mit dem Wagen zurückzufahren, da er selbst den Rückweg bei Zeiten zu Fuße zurückzulegen wünsche. Und nachdem er somit sein wichtiges Geschäft beendet, vertiefte er sich in die schattigen Alleen des Parkes.

XVII.

Kein Besitz pflegt so glücklich zu machen, als wie der Verlust unglücklich macht. Cäciliens Zustand war nach dem Weggange des Arztes unbeschreiblich traurig. Sie war gleich wieder in den Sessel zurückgesunken und saß lange in dumpfem Brüten da. Ein innerlicher Zorn, den die alten Griechen zur Zeit des Homer göttlich nannten, erfaßte sie, er wuchs in ihrer Brust und ließ sie aufspringen, ließ sie mit heftigen Schritten in dem Pflanzenhause hin- und wiedergehen. Es war ihr so heiß und schwül, sie mußte das

Oberkleid aufreißen, so daß wie ein empörter Ocean der weiße Busen herausquoll und die schwarzen Locken, die auf ihn herabrollten, in seinem wilden Wogenschlag bewegte. Endlich machte die Mattigkeit nach so vielen krampfhaften Erschütterungen ihre Rechte geltend, sie sank in einen Divan und drückte die heiße Stirn gegen die etwas kühleren Fensterscheiben. Aber es war ihr zu heiß, und der Duft der Pflanzen betäubte sie. Sie trat hinaus und da merkte sie, daß es Herbst geworden. In den Blättern rauschte es wie eine Vorahnung des kalten, alles tödtenden Winters, dem selbst die Mittagssonne nicht viel von seinem strengen Hauche zu nehmen vermochte.

Es litt sie nicht länger, sie eilte hinaus, sie eilte die Gänge nach dem Gitterthor hin, es war ihr, als müsse sie der Landstraße nahestehn, weil ihr Anblick, da sie Alles kommen und gehen sieht, den Gedanken erträglicher macht an die Wandlungen des Lebens.

Kaum aber war sie soweit vor, als sie auch schon den Hufschlag von Pferden und das Rollen eines Wagens vernahm.

Der Wagen hielt, die Thür öffnete sich, und ehe Cäcilie noch selbst etwas thun konnte, stand auch schon die junge Gräfin vor ihr.

„Cäcilie, meine heißgeliebte Schwester, was ist Dir, was willst Du?“ rief sie sofort, als sie das verstörte Gesicht der Freundin erblickte und bald auch gewahrte, wie ihre Toilette verwahrlost war.

Mit dem lebhaftesten Ausdruck einer fast mütterlichen Besorgniß schlang sie den Arm um die älterere aber schmächtigere Freundin und drängte sie, um sie nur erst den gaffenden Blicken des Kutschers und des Bedienten zu entziehen, nach einem schützenden Gange, in dessen Schatten sich eine Haselnußlaube mit ganz natürlicher Bank aus den Stämmchen und Zweigen dieses biegsamen Holzes darbot.

Und hier die Hände der weinenden Freundin mit den ihrigen umschließend, wiederholte sie ihre Fragen.

„O, Jenny, rief das Mädchen, dieser Herbst raubt mir mehr auf einmal, als mein armes Herz ertragen kann. Ich soll meine

Gedanken und Wünsche lostrennen von ihm, der sie bis jetzt allein erfüllte. Jede Minute des Glücks, die ich genossen, soll ich nun mit langen Tagen der Trauer bezahlen. Die Blumen verloren ihren Duft, die Sonne hat seinen Glanz abgeworfen, die Musik ihre Harmonie, denn der Sonnenschein meines Lebens ist dunkler Nacht gewichen."

„Arme Freundin, arme Cäcilie, Du hast Deine schwermüthige Stimmung zu sehr über Dich die Oberhand gewinnen lassen. Du warst zu viel allein und in der Einsamkeit sieht man unmerklich Alles viel schlimmer an."

„Nichts, nichts von dem, rief das Mädchen, ich war heute so froh, so leicht gesinnt, Deine gute Mutter hatte mich wahrhaft von Grund aus getröstet, sie meinte der Doktor Enzin würde mir rechte Beruhigung bringen, und auch Du würdest kommen. So träumte ich einem glücklichen Tage entgegen. Und der Wagen kam heute schon gleich wie ich das erste Mal nach ihm ausschaute, aber statt der erhofften Freude brachte er das kalte Schicksal, statt der erhofften Freude, die Verzweiflung."

„Deine Klagen überraschen mich doch sehr, meine theuerste Schwester, ich war auf etwas Anderes vorbereitet. Er sprach mir viel hoffnungsvoller am gestrigen Abend und er gehört zu den wenigen Menschen, aus deren Worten man sich mehr zu nehmen getraut, als sie zu besagen scheinen."

„O, Jenny, diese Menschen haben kein Herz."

„Cäcilie!"

„Ich hörte es von einem sehr humanen Manne, der die Welt und die Menschen kennt und der uns versicherte, daß die Studirten, die Gelehrten grausamer seien als die andern, die reine Menschen geblieben sind. Und wenn man denkt, was die Juristen früher für eine abscheuliche Halsgerichtsordnung erfunden, und was die Advokaten heute noch herzlos gegen die armen Menschen sind, und was die Geistlichen bei aller christlichen Liebe gegen Andersdenkende gesündigt, da sieht man es ein; und der Arzt, der muß ja schon

kalt, herzlos und gefühllos werden, weil er mit kaltem Blute den Schmerz seiner Mitmenschen ansieht, ja wohl selbst noch mit dem Messer an einem mit Schmerz gepeinigten Mitmenschen operiren muß. Und habe ich es etwa nicht selbst erfahren? Hat er nicht das kalte Eisen seines Operationsmessers bis in mein heißes Herz hineingetaucht?"

„Du bist in Deinem Schmerze wirklich ungerecht, meine theure Cäcilie."

„Ja, Du denkst, ich übertreibe? Aber was meinst Du wohl? Hat doch dieser Mensch, dieser Doktor, wollen wir sagen, mich mit den Thränen kämpfen sehen, so, daß ich kaum mit übermenschlicher Anstrengung sie zurückhielt, und nicht ein Wort des Trostes kam über seine Lippen, auch nicht als er wegging. Und er sah doch, wie ich vernichtet dastand, wie ich mit meinem stummen Blick nur um eine Andeutung von Trost und Beruhigung flehte, aber er ging so kaltblütig weg, als habe er eine Mücke getödtet."

„Gewiß wollte er nicht leichtfertig Hoffnungen in Deiner Seele erwecken, bevor er seiner Sache nicht ganz sicher war."

„Aber er konnte mich sogar quälen."

„Gewiß nur, weil es sein guter Zweck unbedingt erheischte."

„Mit kaltem Blute."

„Das gewöhnt sich ein Arzt aus Nothwendigkeit an."

„Du giebst ihm aber in allen Dingen Recht?!"

„Ich würde ihm Unrecht thun, wenn ich anders spräche."

„O, ich Unglückliche, rief das Fräulein hier aus und ließ die halb vertrockneten Thränen von Neuem aus den Augen hervorquellen. Ist denn dieser Morgen, dieser Tag ein Mörder von Allem, was mir lieb und theuer war. Soll ich die Liebe des Bruders zugleich mit der Freundschaft der Schwester verlieren?"

„Cäcilie, meine liebe Schwester, Du bist aber wirklich krank."

„Soll ich gesund bleiben, wenn meine Seele so gemartert wird?"

„Wer martert Dich nur, besinne Dich doch Cäcilie."

„O, und nun wird es auch wahr sein. Ich sollte nur nach

und nach daran gewöhnt werden. Ich fühle es nur zu gut, daß ich keinen Bräutigam mehr habe, und die Schwester bestätigt es."

„Was bestätige ich?"

„Daß ich Alfred verloren habe."

„Wer behauptet denn so etwas?"

„Er."

„Der Doktor?"

Das Mädchen nickte nur noch, denn ihre Thränen ließen sie nicht weiter sprechen.

„Nein, meine liebe Cäcilie," rief die junge Gräfin, indem sie den Kopf ihrer Freundin mit beiden Händen faßte und sie küßte, „in diesem Falle nehme ich für Dich Partei. Ich versichere Dir, Alfred liebt Dich, Alfred kann niemals aufhören Dich zu lieben, denn wo könnte er ein Mädchen finden, das so lieblich, so sanft so liebreizend und schön wie Du, meine engelsgleiche Cäcilie."

„Jenny, was machst Du denn, Du schmeichelst mir ja?" rief das Fräulein sich sanft entwindend und sah aus wie die Rose im Maienthaue, denn sie lächelte unter Thränen.

Gerade jetzt läuteten die Glocken aus dem nahen Dorfe Mittag. Das Fräulein ward dadurch urplötzlich an seine Pflichten als Wirthin erinnert:

„Mein Gott," meinte es, „ich habe noch nicht ein einziges Mal an den Mittagstisch gedacht."

„Hast Du den Doktor nicht zum Mittagessen eingeladen?"

„Den Doktor? nein, ach nein, dem Doktor hatte ich das Frühstück nach unserer Terrasse zu schicken versprochen, und ich habe auch das vergessen."

„Er wird schön gehungert haben."

„O, er hat es um mich verdient."

„Du urtheilst sehr hart und sehr schnell, Cäcilie, Du wirst Dich später selbst anklagen. Er ist wegen uns, auch wegen Deiner, so schnell und mit Vernachlässigung seiner Patienten gekommen. Und nur weil Dir sein Vorgehen unerklärlich ist und Dir auch

nicht behagt, glaubst Du Deine Pflichten gegen ihn außer Acht lassen zu dürfen?"

„Es ist wahr, Jenny, ich bin kopflos, man muß mich entschuldigen. Nicht wahr, Du gehst für mich, meine liebe Jenny und bringst ihn mit zu unserem Mittagessen?"

„Ich muß Dich ja wohl vertreten, mein armes Sprudelköpfchen. Nun sieh' nur zu, daß das Mittagessen auf den Tisch kommt, ich will einstweilen den Doktor suchen."

„Ich werde mit dem Mittagessen Alles gut zu machen suchen, meine liebste Jenny," rief das Fräulein, drückte die Freundin noch einmal stürmisch an die Brust und flog dann den Gang entlang wie ein Reh, um im Hause ihrer lang vernachlässigten Pflicht als Wirthin zu genügen.

XVIII.

Soviel Muße hatte unser Arzt lange Zeit nicht gehabt, um in Ermangelung eines dringlicheren Gegenstandes einmal über sich nachdenken zu können. Es war ihm fast ungeheuerlich und befiel ihn wie eine unerklärliche Angst, als es ihm mit einem Male einfiel, daß gerade an diesem Tage sein Geburtstag sei. Den hatte er in den letztvergangenen Jahren regelmäßig übersehen. Natürlich; erinnerte ihn doch Niemand an diesen Tag. Er stand ja ganz allein in dieser Welt. Geschwister hatte er nie besessen, und die Eltern, welche ehemals diesen Tag für ihn zu einem Festtag gestalteten, waren so frühzeitig gestorben. Selbst die Jugendgenossen hatten sich nach und nach von seiner Seite weg zerstreut, ohne daß er es recht inne geworden war.

Seine Wissenschaft und mit derselben der Ehrgeiz hatten seine Seele so ganz und gar eingenommen, daß das Herz kaum Gelegen-

heit fand, sich und seine Bedürfnisse geltend zu machen. Und darum hatte er aus dem Zeitenstrome, in dem er bis jetzt ein kräftiger und muthiger Schwimmer gewesen, kaum etwas für sein Herz gerettet.

Nachdenklich schaute er auf den Bach, an dessen grünen Ufern er eben stand. Der war auch frisch und muthig aus seiner seligen Heimath herausgestürmt, aber hier in der Ebene floß er nun matt, so matt, daß er gewiß vertrocknen müßte im Sande, wenn nicht ein Stückchen weiter unten ein anderer Bach sich freundlich mit ihm vereinigte.

„Vertrocknen, vertrocknen,“ murmelte er, schwermüthig lächelnd, vor sich hin, indem er seinen Weg fortsetzte, welch' ein grauenvolles Schicksal! Ach wie oft habe ich früher mit den Studiengenossen über diese trockenen oder vertrockneten Gelehrten gelacht und bin doch auf dem besten Wege, ihnen gleich zu werden. Es ist zwar ein recht hübscher Lebensweg, als Gesunder von einem Kranken zu andern zu gehen, zu stärken und zu heilen, aber man löst sich in seinen Gedanken damit wirklich von der andern Menschheit ab, und wenn ich nun einmal krank werde? Ich bin einsam in diesem Leben, wie in diesem Parke, und einsam gehe ich auch in der Residenz umher, die Tage nicht messend und nicht zählend, bis mir einstmals der Spiegel die grauen Haare des Alters vor die Augen halten wird. Wie anders leben die Menschen, die in solcher Umgebung der Natur fast jeden Tag ganz und voll genießen!“

Seine Augen wandten sich unwillkürlich über die Jahre ernster, angestrengter Thätigkeit zurück zu den Tagen, wo er wirklich gelebt, sich des Daseins gefreut hatte, und da blieben sie haften bei den Bildern fröhlicher Studientage, aus deren Wellen das Bild des blonden Mädchens so jung und frisch wie am ersten Tage auftauchte.

Die Wärme des Mittags lag auf den Alleen, deren Blätterdach das goldene Licht nur spärlich durchließ, und ihn, der so früh

den Schlaf abgebrochen, überkam es wie eine schläfrige Mattigkeit. Er erinnerte sich des versprochenen Frühstücks und kehrte nach der Terrasse zurück.

Gerade wie er aus der Allee nach dem offenen Platz der Terrasse hervortrat, stand auch der Gegenstand seiner träumerischen Erinnerungen in der überraschenden Stattlichkeit des vollendeten Wesens vor ihm.

Ein unwillkürlicher Ruf entfloh seinen Lippen:

„Sie hier? gnädiges Fräulein?"

„Ja, Herr Doktor, ich begann schon zu glauben, Sie hätten sich „auf Französisch" verabschiedet, d. h. ohne Abschied zu nehmen, wie man das so nennt, obwohl ich nicht begreife, warum man diese Art der Verabschiedung gerade der höflichsten Nation als besondere Eigenthümlichkeit zuschreibt."

„Die Franzosen nennen diese Art, Abschied zu nehmen, gerade à l'italienne, und die Italiener nennen es alla francese, es sagt es also eine Nation immer der anderen nach und bei allen ist es so üblich, daß man, um ohne umständliche Auseinandersetzungen von einander zu kommen, lieber stillschweigend verschwindet. Und ich hätte gern diesen klugen Ausweg benutzt, wenn ich nicht so besonders eingeladen wäre, denn mein Geschäft war ja hier vollständig beendigt."

„Ihr Geschäft, Herr Doktor? Sie machen, wie ich sagen muß, hier eigenthümliche Geschäfte. Ganz dem Endzweck Ihrer Kunst oder Wissenschaft zuwider schlagen Sie hier Wunden, statt die entstandenen zu heilen."

„Wir müssen oft kleine Wunden schlagen, um größere zu heilen."

„Und recht ohne Mitleid, recht erbarmungslos können Sie solche Mittel gebrauchen!"

„Der Zweck, den wir im Auge haben, muß uns über die Mittel beruhigen."

„Ist das bei den Jesuiten nicht auch Maxime?"

„Wir greifen nicht zu unmoralischen Mitteln."

„Nicht? Sprechen Sie nicht gelegentlich auch einmal vor den Kranken die Unwahrheit?“

„Manchmal auch, wenn es unbedingt nöthig.“

„Des Zweckes wegen?“

„Ja, des Zweckes wegen.“

„Also doch Jesuit?“

„Ja, wenn Sie es so nehmen wollen. Der Unterschied ist nur, daß die Jesuiten zu Zwecken, die nicht Jedermann billigt, Mittel gebrauchen, die absolut verwerflich, weil gemeinschädlich sind. Der Arzt aber hat als Zweck die Heilung des Kranken, das ist ein unbestreitbar guter Zweck, und er gebraucht nie Mittel, mit Wissen und Willen wenigstens nicht, die Jemandem schaden können.“

„So mag es angehen, aber selbst auf diese Weise wird man mißverstanden und ungerecht beurtheilt.“

„Ja, mein gnädiges Fräulein, und Unsereiner wäre in dieser Beziehung schlimm daran, wenn man sich nicht darüber auf seine Art zu trösten wüßte.“

„Ein Arzt, der so gesucht ist, wie Sie, kann sich auch über Vieles hinwegsetzen.“

„Und das thue ich auch, Sie können sich versichert halten. Ich habe eine doppelte Kundschaft, die Eine beschäftigt mich des Tags zwei Stunden, von Mittags 12—2 Uhr, und die amüsirt mich und bezahlt mich so gut, daß ich mir eine Equipage halten kann, während ich eine Kundschaft daneben habe, die mich des Tags 6 Stunden wenigstens kostet und Geld noch obendrein, weil ich den Leuten oft die Mittel geben muß, damit sie meinen Anordnungen auch wirklich nachkommen können.“

„Sie sind aber auch einzig in ihrer Art, wie unsere Bekannten sagen.“

„D. h. die Leute fühlen sich wohler, wenn ich bei ihnen gewesen bin, sie bilden sich's ein und deshalb hat's die Wirkung. Ich habe recht viele brave, wissenschaftlich tüchtig ausgebildete Collegen, die beinahe am Hungertuche nagen und denen ich nur

mit Aufbietung meiner ganzen Ueberredungskraft einen Patienten zuführen kann, der sie nöthig braucht. Und wenn ich solchen wirklich Kranken einen Arzt vorschlage, der gerade in dem Falle bessere Erfahrung besitzt, so denken sie doch, ich will sie bloß los sein. Und woher habe ich ein solches Renommée? Es ist lächerlich zu sagen. Bei einer Krankheit des Kronpinzen wurde ausnahmsweise der Professor, dessen Famulus ich auf der Universität gewesen, extra herbeibefohlen, und der königliche Leibarzt nahm das so übel, daß er alle Verantwortung und Mitwirkung ablehnte. Mein Professor aber, der sich nach seiner Familie und seinen Collegien zurücksehnte, erklärte mich als den zuverlässigsten ärztlichen Wächter, auf den man sich verlassen könnte, wie auf ihn selbst. Ich war damals gerade im Anfang, ich kurirte meistentheils umsonst, ich verdiente das Jahr über, nachdem ich 4 Jahr die Schule und 5 Jahr die Universität besucht hatte, kaum so viel wie ein Hülfslehrer an der Volksschule. Der Kronprinz aber, dem ich gewissermaßen nur als Krankenwärter diente, hatte sich eingebildet, daß er schlimmer würde, wenn ich nicht da sei, und da hätte man mich polizeilich geholt, wenn ich nicht freiwillig gekommen wäre. Schließlich lobte mich der Kronpinz überall, der zweite Leibarzt und Sanitätsrath beeilte sich, mich als Assisstent in Pacht zu nehmen, und nun bin ich ein Stern ersten Ranges. Der erste Leibarzt wird ignorirt, der zweite sehr belobt, und mich jagt man auf, wo man mich finden kann. Eine beneidenswerthe Stellung für Einen, der das zu würdigen weiß.“

„Und alle diese Herrlichkeiten konnten Sie um unseretwillen zeitweilig aufgeben?“ fragte die junge Gräfin halb ernst, halb eingehend auf den ironischen Ton des Redners.

„Ja, wie Einer, der sich einmal nach frischer Luft sehnt“ entgegnete der Arzt, „und diese Abwechselung ist mir so gut bekommen, daß ich nach weiteren Abwechselungen begierig geworden bin. Einer meiner Kranken will nach Kairo, wenn ich mich entschließe mitzugehn. Es ist kein Prinz, aber ein Mann, der mit seinen Specu-

lationen wohl an die Tausende von Menschen mit ganz gesetzlichen Mitteln beschwindelt und betrogen hat, er getraut sich aber nicht hin ohne einen deutschen Arzt, zu dem er Zutrauen hat. Und da bietet er als Preis eine Summe, die nach unseren Begriffen ein Vermögen heißt."

„Und Sie nehmen sie an?"

„Ja ich nehme sie an. Nicht wegen des Vermögens, obwohl ich das zu Nutzen meiner Mitmenschen sehr gut verwerthen kann, wohl aber um aus der Atmosphäre, in der ich athme, herauszukommen und einmal da zu sein, wo ich ganz fremd bin und wo mir alles Andre ganz fremd erscheint."

„Werden Sie aber nicht viele Menschen betrüben durch Ihre Abreise?"

„Möglich; wenn ich nun aber statt dessen stürbe?"

Darauf wußte die junge Gräfin nicht zu antworten, und sie hätte auch keine Zeit dazu bekommen, denn eben trat die Herrin des Landhauses näher und meinte in einem Tone, der nichts von der früheren Aufregung an sich hatte:

„Ah, da finde ich ja meine Gäste gleich beisammen. Ich muß freilich wegen meines improvisirten Mittagsmahles um Verzeihung bitten, aber bei dem Frühstück, welches mir der Herr Doktor heute vorsetzte, darf ich Anspruch auf Nachsicht für mein Mittagessen machen."

Die junge Gräfin warf ihrer Freundin einen verweisenden Blick zu und erwiderte, der Antwort des Arztes zuvorkommend:

„Nicht Alles, was ein Arzt vorsetzt, entspricht dem Geschmacke des Kranken, aber es wäre Unrecht, wollte sich der Kranke dafür an dem gesunden Arzte rächen."

Man trat wieder in das Pflanzenhaus und von da durch eine Glasthüre in einen Eckpavillon, dessen Fenster die Baumpracht des Parkes am Besten genießen ließ. Hier waren drei Couverts aufgelegt, und die dampfende Suppenschüssel mit der vergoldeten Kelle stand schon auf dem Tische.

Die Baronesse servirte selbst mit kundiger Hand, aber dem Arzte schien es, als würde er sehr zurückgesetzt. Eigentlich mußte man ihm, seiner Meinung nach, den Platz zwischen den Damen anweisen, aber die Wirthin verwies ihn aus ihrer Nähe und an das Ende des kleinen Tisches, wo er zu seiner Linken eine leere Stelle hatte. Sie reichte ihm auch erst in zweiter Linie den Teller, da er doch als der Fremde den ersten glaubte erwarten zu dürfen.

Das Alles verstimmte ihn so, daß er, der, wie alle sonstigen Naturen, einen Magen hatte, der sich sehr nach den Stimmungen des Geistes und Gemüthes richtete, schon nach wenig genossenen Löffeln die Suppe zurückschob.

„Sagte ich's nicht?“ rief die Baronesse sogleich nicht ohne eine gewisse Gereiztheit, „der Herr Doktor ist in Bezug auf das, was er einnimmt oder einnehmen soll, viel difficiler, als in Bezug auf das, was er Andern zumuthet. Aber schon aus Höflichkeit dacht' ich, würden Sie doch fürlieb nehmen, Herr Doktor, und ich bedachte nicht, daß die Herren Aerzte gern den Ruf der Originalität durch Nichtachtung sonst üblicher Rücksichten suchen.“

Die junge Gräfin sah erstaunt und vorwurfsvoll auf ihre Freundin, und alsbald wieder, wie um Nachsicht bittend auf den Arzt. Die Erstere aber reichte, ohne sich beirren zu lassen, dem Doktor einen Teller mit Bratenschnitten zu und der Letztere sprach mit dem trockensten Tone von der Welt:

„Calderon, der große dramatische Dichter der Spanier, betitelt eine seiner Komödien: Las manos blancos no ofenden, d. h. für diejenigen, denen es spanisch vorkommen möchte: Die weißen Hände (nämlich der Frauen) können mich beleidigen.“

„Herr Doktor!“ rief die Baronesse mit drohendem Tone, indem sie aufsprang.

„Gnädiges Fräulein?“ rief der Arzt dagegen, indem er sich nun gleichfalls erhob und der Dame ruhig in das erzürnte Gesicht sah.“

„Aber Cäcilie, Du verhinderst ja Deinen Gast zu essen. So schlecht ist es nun doch nicht vorgerichtet, daß Du die Gedanken in solcher Weise von der Beurtheilung der Gerichte abzulenken brauchst. Und Sie, Herr Doktor, beweisen Sie es mit der That, das las manos blancos no afenden, indem Sie unbeirrt um das, was Ihnen außer dem Genießbaren vorgesetzt wird, Ihren gewiß sehr lebhaften Appetit befriedigen, und richten Sie sich da nur ganz nach meinem guten Beispiele.“

Cäcilie verstummte für den Rest der Mahlzeit, viel wurde von keinem der Theilnehmer genossen, und gegenüber dem hartnäckigen Schweigen der beiden Andern gab auch die Vermittlerin gern und bald die Versuche zu einem Gespräche auf.

Nachdem auch der letzte Teller herumgereicht war, Niemand mehr mit einem Bissen davon Notiz nahm, wünschte sie allerseits gute Verdauung und erhob sich, um alsbald im Nebenzimmer an dem geöffneten Flügel ihre kunstgeübten Finger zu probiren. Cäcilie griff wieder nach ihrer Stickerei und nahm an ihrer Seite Platz.

Der Dritte aber in dieser kleinen Gesellschaft, der langsam den Beiden gefolgt war, fühlte das Bedürfniß nach Einsamkeit und frischer Luft und stahl sich deshalb möglichst unbemerkt nach dem Garten.

XIX.

Die junge Gräfin erging sich eine ziemliche Weile in Versuchen auf dem schönen volltönigen Concertflügel, indem sie bald die, bald jene Melodie anschlug, bald auch selbstständig nach solcher suchte, was man in der Sprache der Musiker „phantasiren“ nennt. Sie wurde es mit der Zeit gewahr, daß sie sich allein mit ihrer Freundin befand und brach darum ab.

„Es wird nun doch wohl Zeit, daß ich wieder an die Rückkehr denke," meinte sie.

„Willst Du nicht lieber heute bei mir bleiben, Jenny?" bat die Freundin.

„Bei Dir bleiben? das hatte ich heute nicht im Willen, auch habe ich meine Rückkehr für heute Abend in sichere Aussicht gestellt."

„Bei der Stimmung, in der ich mich befinde, wäre mir Deine Gesellschaft eine wahre Wohlthat."

„In solchen Stimmungen ist man am Besten allein. Und ich möchte wohl den Doktor mit nach Hause nehmen. Du hast ihn so eigenthümlich, ich könnte fast sagen verletzend behandelt, daß ich es einigermaßen gut zu machen habe."

„Ja, Du willst in seiner Gesellschaft zurückkehren und da muß ich natürlich zurücktreten."

„Cäcilie, Du bist in einer wahrhaft krankhaft gereizten Stimmung und weißt kaum, was Du sprichst. Der Doktor hat wirklich große Opfer gebracht, indem er sich aus dem Kreise vornehmer nnd liebenswürdiger Familien, die ihn auf alle mögliche Weise zu fesseln suchen, losriß, um uns eine theure Person gesund zu machen, die Dir doch wohl mindestens ebenso nahesteht, als wie uns. Und statt die nahe Gelegenheit zu benützen, Dich Deinerseits dankbar zu beweisen, verfolgst Du ihn förmlich mit den Ausbrüchen einer üblen und hier sehr übel angebrachten Laune."

„Ja, meine liebe Jenny, Du hast es aber auch nie empfunden, das peinigende Gefühl, wenn ein wildfremdes Menschenkind unsere innigsten Gefühle unter sein Secirmesser nimmt, und dabei mit einer so unerschütterlichen Zuversicht und Kaltblütigkeit verfährt, daß man sich förmlich als ein unerfahrenes, kindisches Wesen angesehen fühlt. Mein ganzes Selbstgefühl sträubt sich gegen eine solche Rolle, es bäumt sich auf dagegen, und ich besitze nicht Selbstbeherrschung genug, um das gänzlich zu verbergen."

„Ich kann das begreifen, aber meinst Du nicht auch, daß ich am Besten ihm das Alles unterwegs vorstelle, damit er keine falsche Meinung über Dich bekommt.

„O, Jenny, Du hast ein so lebhaftes Bedürfniß darnach, daß ich wohl vergeblich versuchen würde, Dich von Deinem Entschlusse abzubringen, denn ich sehe es gar zu deutlich, daß er eine weit größere Anziehungskraft für Dich besitzt, als wie Deine arme Cäcilie."

Das arme Mädchen hatte bei diesen letzten Außerungen ihr Haupt an die Brust des Fräuleins gedrückt, und ihre Arme umschlangen krampfhaft die geliebte Gestalt. Dieses aber wehrte sie sanft ab und erklärte:

„Da Du nun solche Gedanken hegst, so muß ich Dich dadurch belehren, daß ich nun wirklich bei Dir bleibe, ich werde den Herrn Doktor bitten, daß er mit meinem Wagen zurückkehrt und mich zu Hause entschuldigt."

Damit verließ das Fräulein das Pflanzenzimmer und suchte den Arzt zwar auf der Terrasse vergeblich, entdeckte ihn aber von dem hochgelegenen Punkte bald, wie er in den schattigen Alleen, in Gedanken wie es schien, einherwandelte. Als er den Sand unter den leichten Füßen der Nahenden knirschen hörte, wandte er sich um und sah sie fragend an.

„Ich komme mit einer Bitte," rief sie schon von fern. „Meine Freundin bittet mich so dringend, ihr diese Nacht Gesellschaft zu leisten, daß ich Sie bitten möchte, sich meines Wagens zur Heimkehr zu bedienen und mich bei den Meinigen zu entschuldigen."

„Ich werde selbstverständlich diese kleine Mühwaltung mit Vergnügen übernehmen. Dagegen wäre es mir sehr angenehm, wenn ich der Pflicht des Abschiednehmens bei der Dame enthoben würde."

„Ein Dienst ist des anderen werth," meinte das Fräulein lächelnd, „aber nicht wahr, Sie versprechen mir, Cäcilien nichts nachzutragen?"

„Es wird der Dame wenig ausmachen, ob ich ihr etwas nachtrage oder nicht. So viel habe ich während meines Verkehrs mit

der Aristokratin als Arzt kennen gelernt, daß dieselbe bei aller ihrer Herablassung gegen Personen, die sie braucht und nicht lediglich mit Geld ablohnen kann, doch immer ihrer größeren Gottähnlichkeit sich so lebhaft bewußt bleibt, daß sie selten merkt, wenn sie Personen aus den untergeordneten Ständen beleidigt, noch weniger aber darnach fragt."

„Sie haben einen schlimmen argwöhnischen Blick, dem gegenüber man sehr auf der Hut sein muß, um nicht wider Willen anzustoßen."

„O nein, gnädiges Fräulein, ich lasse mich nur nicht so leicht verblenden durch äußeren Schein und leere Complimente, wie so Mancher meiner eitleren Kollegen. Deshalb sehe ich mehr und ich kann sagen: ich kenne diese Aristokratie."

„Sie thun uns Unrecht, und ich könnte Ihnen mit Fug und Recht zürnen, ja, ich müßte es sogar, um nicht durch mein Beispiel zu beweisen, daß Sie wirklich Recht haben. Aber ich verschmähe diese Rechtfertigung, ich nehme für meine Familie das Recht der Ausnahme ganz unbedingt in Anspruch. . ."

„Das dürfen Sie, ja das dürfen Sie in meinen Augen ganz gewiß, sonst wäre ich nie ein Gast Ihrer erlauchten Familie geworden."

„Und mit demselben Rechte nehme ich es für meine Freundin in Anspruch. Ich kenne sie und habe die Pflicht sie vor ungünstiger Beurtheilung zu schützen. Was meinen Sie denn, Herr Doktor, Sie schneiden in den Körper und finden es ganz natürlich, wenn der Operirte schreit, wenn Sie aber in das Herz, in das Gemüth schneiden, verlangen sie stummes Dulden und lautloses Sichfügen. Ist das gerecht?"

„Mit Ihnen zu disputiren, mein Fräulein, ist wirklich ein gewagtes Ding," meinte der Arzt lächelnd, „in Fragen zumal, die nicht lediglich Sachen des Verstandes. Und abgesehen von dem Schlagenden Ihrer Ausführungen, fühlt man sich, wenn man zu einer neuen Entgegnung sich entschlossen, schon allein durch die

siegreiche Gewalt Ihrer Augen geschlagen, wenn man die Blicke zu Ihnen erhebt."

„Da sind Sie nun ja wieder auf dem Boden der männlichen Galanterien angelangt," meinte das Fräulein nicht ohne einen Anflug von Koketterie, „das ist bei allen Männern ein gutes Zeichen, bei einem Arzte, der gern solche Zeichen vermeidet, ist es doppelt günstig. Zu einer günstigeren Zeit kann ich mich nicht von Ihnen verabschieden. Leben Sie wohl, bester Herr Doktor, und bewahren Sie uns Beiden bis zu unserem Wiedersehen morgen, recht freundschaftliche Gesinnung."

Es lag soviel Herzlichkeit neben unschuldiger Schelmerei in dem Wesen des schönen Fräuleins, daß sich unser Arzt gänzlich widerstandslos fühlte und selbst sich auf ein Haar der von ihm so verspotteten Sitte des Handkusses gefügt hätte. Er stand auch noch ein ganzes Weilchen, als die Gestalt der jungen Gräfin zwischen den Bäumen verschwunden war.

Langsam wendete er sich dem Hofe zu, um dem Kutscher anzuempfehlen, ihm nach Bequemlichkeit zu folgen, da er den ersten Theil des Weges zu Fuße zurückzulegen wünsche.

Und nun eilte er mit der ganzen Genugthuung eines leidenschaftlichen Fußgängers auf den Weg, auf die Landstraße, die dem Denker weniger Störungen darbietet als der Feldweg oder der Waldpfad, die in lästiger Weise eine Aufmerksamkeit nach Außen verlangen, welche ungestraft selten bei Seite gesetzt wird.

Das letzte Zusammentreffen mit dem so klar und so schön denkenden Frauenbilde, welches schon die äußerlichen Sinne so sehr zu fesseln vermochte, gab Stoff zu so viel Gedanken und Träumen, daß er die Länge des Weges nicht gewahr wurde und fast todtmüde dem Schlosse sich bereits soweit genähert hatte, um es zu erblicken, ehe der schließlich besorgt gewordene Kutscher, nachdem er die letzte Stunde im scharfen Trab gefahren, ihn einholte.

Mit der gräflichen Familie nun noch zusammenzutreffen schien ihm unleidlich, er ließ sich deshalb durch einen Diener, der ihm

beim Aussteigen half, entschuldigen und eilte auf sein Zimmer, um sich alsbald auszukleiden.

Aber so leichten Kaufes sollte er diesen Abend nun doch nicht zur Ruhe kommen. Kaum hatte er die ziemlich angeschwollenen Füße von den Stiefeln befreit, als nach einmaligem Anklopfen der alte Valentin ohne Weiteres ins Zimmer trat und sogleich ausrief:

„Ach, um Gotteswillen, Herr Doktor, wie gut, daß Sie wieder da sind, ich bin vor Angst schon fast vergangen.“

„Nun, was ist denn schon wieder so Außerordentliches geschehen, daß Ihr ganz außer Fassung gekommen?“

„Denken Sie nur, unser junger Herr . . .“

„Nun?“

„Ach, der war heute so still, wie lange nicht. Er ging auch nicht einmal aus, was uns Allen ein sehr gutes Zeichen schien. Er fragte auch angelegentlich nach Ihnen, und schien traurig, als wir ihm mittheilen mußten, daß Sie einen Ausflug unternommen.“

„Und nun?“

„Da mit einem Male kommt Ihr Kutscher zurück und bringt mir einen Brief, den ich nach Ihrer Anordnung sofort bestelle. Wie er aber nur die Aufschrift liest, fängt er an zittern.“

„Sehr gut, weiter?“

„Ich kann Ihnen aber nicht sagen, wie der Herr aussah, als er kaum die ersten Zeilen gelesen. Er wurde blaß wie eine neugetünchte Wand, seine Züge verzerrten sich, die Augen traten ihm mehr und mehr aus den Höhlen hervor, und noch konnte er nicht bis zu Ende gelesen haben, als er einen gellenden Wuthschrei ausstieß, den Brief von Oben bis Unten zerrieß, ihn zusammenballte und in die Ecke warf.“

„Herrlich! vortrefflich, das ist ja wunderschön!“

Der Alte sah den Arzt mit großen verdutzten Augen an und fuhr sichtlich verstört in seiner Erzählung fort:

„Darauf lief er wie ein Wüthender im Zimmer auf und nieder. Mir wurde ganz angst und bange, und ich versuchte, ihm in meiner

Herzensangst gütlich zuzureden. Da ... da hat er mich weggestoßen von sich, mit der Faust, hat mich einen verd.... Schurken genannt, mich, seinen alten Diener, der ich ihn stets wie ein liebstes Kind verpflegt habe, nein, so etwas zu erleben."

„Das ist ganz gut, das ist sehr gut."

„Und wie ich mich zurückzog, hat er sich an ganz unschuldige Sachen gemacht, Vasen, Tassen, Nippsachen, Alles kurz und klein geschlagen, es war eine wahre Zerstörung."

„Herrlich, prächtig," rief der Arzt und war so voll Jubel über diese Mittheilungen, daß er, ohne den zweiten Hausschuh vorher anzuziehen, im Zimmer herumsprang.

„Ach Herr Gott, Herr Gott," schrie nun der Alte bei diesem Anblick, indem er seinen Kopf in beide Hände faßte, „das Unglück, das Unglück, unser Doktor ist nun auch verrückt geworden."

Dieser Anblick und dieser Ruf war nun aber auch dem Arzte zu viel, er mußte in ein lautes Lachen ausbrechen, welches sich angesichts der ganz verstörten Blicke des wackeren Alten dermaßen steigerte, daß er sich niedersetzen und förmlich mit Gewalt sich zwingen mußte, um endlich seine Heiterkeit zu bewältigen.

„'S ist gut, Freund Valentin," rief er dann, „ich bedarf Eurer heute Abend nicht mehr, Ihr könnt mich allein lassen. Beruhigt Euch wegen meiner Tobsucht, Graf Alfred und ich, wir werden morgen Beide vernünftiger sein."

Und ohne nun weiter sich um den Alten zu bekümmern, der schließlich kopfschüttelnd das Zimmer verließ, entkleidete er sich vollends und überantwortete sich alsbald voll Zuversicht über die möglichen Vorkommnisse des folgendenden Tages den Armen des Schlafgottes.

XX.

Als der Arzt am andern Morgen erwachte, war doch schon die siebente Morgenstunde vorüber, so daß er sich fast schämte beinahe 12 Stunden geschlafen zu haben, das Doppelte der Zeit, die er zu diesem Zwecke für zulässig erachtete. Er warf sich geschwind in die nöthigsten Kleidungsstücke und klingelte dann dem Diener.

„Was macht Graf Alfred diesen Morgen?“ fragte er sogleich den alten Valentin, der ihn immer noch mit scheuen Blicken betrachtete.

Der alte Mann zuckte die Achseln und meinte:

„Das weiß der liebe Gott, in solchen Sachen kennt sich Unsereins nicht aus. Die ganze Nacht hat er Licht gebrannt und seinen Schatten hat man hinter den Vorhängen wie einen umgehenden Geist immerfort wandeln sehn. Sonst aber wissen wir gar nichts von ihm, denn er hat sich eingeriegelt und bleibt eingeriegelt, wir mögen klopfen, wie wir wollen.“

„Gut, Valentin, sehr gut,“ bemerkte der Arzt, indem er sich über diese Nachricht vergnügt die Hände rieb.

„Wie? Sie sagen noch immer „sehr gut?“

„Freilich, eine bessere Nachricht konntet Ihr mir gar nicht bringen. Denn seht, ich habe ihn nun endlich da, wohin ich ihn mit allen Mitteln bringen mußte. Jetzt ist er endlich gekocht.“

„Was, Herr Doktor? Was sagen Sie da? Sie haben unseren jungen gnädigen Herren gekocht?“

„Ja, und tüchtig durchgebrüht. . .“

„Schöne Geschichten,“ rief der Alte außer sich und rang die Hände.

„Und flüssig gemacht.“

„Halten Sie ein, hören Sie auf, Herr Doktor, ich werde sonst auch noch verrückt.“

„Ja, wenn Ihr's nicht vielleicht schon lange seid, ohne es gewußt zu haben.“

„Was? ich? ich auch? Herr Doktor, ist das Ihr Ernst? Ach, das Unglück, das Unglück!"

„Schreit doch nicht so, es ist so schlimm gar nicht gemeint. Ich will Euch das Kochen erklären. In der ärztlichen Praxis giebt es wirklich ein Stück Kocherei. Nehmt ein Stück Kochfleisch. Es ist durchwachsen, zäh, ohne Geschmack; und Ihr wollt eine schmackhafte Speise daraus machen. Da nehmt Ihr Salz, Pfeffer, andere Gewürze, Zwiebeln und Wurzelwerk, aber so lange Ihr's mit kaltem Wasser stehen lassen wolltet, würde es seinem Zwecke nicht viel näher gebracht. Wenn Ihr nun aber ein tüchtiges Feuer drunter macht, dann öffnet das Fleisch seine Poren und die Gewürze dringen hinein. So geht's auch mit anderen Dingen. Legt Metall zu Metall, es behält jedes seine Gestalt und Eigenschaft. Schmelzt Ihr es aber, dann verbinden sich die Metalle, verschmelzen ihre Eigenschaften, Formen und Farben. Und ähnlich muß der Arzt oft Körper und Seelen flüssig machen, der Körper behandelt sich leicht, wenn er in Hitze und Schweiß gekommen, und was man dann an Heilmitteln in den Magen bringt, das wird, wenn nur der Körper erst richtig in die Hitze gekommen, schnell nach allen Theilen des Körpers vertrieben. Und eher kommt die Medizin selten zu ihrem Zweck. Versteht Ihr mich, Valentin?"

„Doch nicht so ganz."

„Nun, das wird sich mit der Zeit schon besser finden. Jetzt besorgt mir womöglich einen Eilboten, den ich mit einigen Zeilen an die Braut des Grafen Alfred absenden kann."

Nachdem sich der Diener entfernt, richtete der Arzt an die junge Gräfin folgende Zeilen:

„Gnädiges Fräulein!

„Heute befinde ich mich in der glücklichen Lage, Ihnen melden zu können, daß das von mir versuchte Mittel bei Ihrem lieben Bruder den gewünschten Erfolg erfahren dürfte. Was noch zu thun übrig, kann ich nur mit Hülfe der Baronesse Cäcilie erzielen, und deshalb gestatte ich mir, Ihre gütige Vermittelung anzurufen,

damit das gnädige Fräulein möglichst zeitig heute noch hieher kommt. Ich hoffe auch heute noch das Fräulein zu überzeugen, daß ich nichts weiter ihr zugemuthet, als was mir als Arzt unerläßlich schien, und somit die Ungnade zu beschwören, die mich gestern schmerzlich genug betroffen. Ich bin und bleibe der ergebenste Ihrer Diener Dr. Enzin."

Der Eilbote war schnell genug ausgerüstet und nahm seinen Brief in Empfang. Der Arzt aber ließ sich nunmehr bei dem Standesherrn anmelden, um endlich seinen Pflichten der bekümmerten Familie gegenüber zu genügen.

Er fand den alten Herrn allein und ziemlich verdüstert. Sein fragender Blick schien hoffnungslos. Der Arzt fühlte etwas wie Gewissensbisse und rief deshalb gleich:

„Herr Graf, ich bin mit dem, was Sie so sehnlich an Mittheilungen von mir erwartet, sehr in Rückstand geblieben, aber es widerstrebt meinem ganzen Wesen, mit einiger Bestimmtheit über Dinge zu sprechen, die mir selbst noch nicht hinreichend klar geworden. Wenn ich nun heute freiwillig zum Rapport komme, so geschieht es mit dem tröstlichen Bewußtsein, Ihnen Erfreuliches in Aussicht stellen zu können."

„In der That, Herr Doktor? rief der Graf in einer Aufwallung von Freude, die man dem sonst so gleichmüthig erscheinenden Herrn gar nicht zugetraut hätte. „O, welche Genugthuung für mich, daß ich meiner tiefvergrämten Gattin Sonnenschein in die Seele senden kann. Unsereins muß ja in solchen Fällen doppelt leiden; man begräbt den Schmerz in der eigenen Brust und muß dabei tröstend auf Andere wirken, ohne doch den inneren Muth dazu zu haben. Von Ihnen hoffte ich Nahrung zu solchem Muth und Sie schwiegen, während der alte Valentin mich mit seinen Berichten immer trostloser machte."

„Das kommt davon, daß der alte Valentin selbst eine ziemlich verdüsterte Seele hat. Er lebte lange von der Hoffnung, bei seinem vierzigjährigen Dienstjubiläum durch den Titel eines Haushofmeisters

das Endziel seiner Wünsche zu erreichen, und das Fehlschlagen dieser Hoffnung macht dem alten Manne mehr zu schaffen, als für die Ordnung und die gute Stimmung im Hause gut ist."

„Nun da erinnern Sie mich nur an ein Versehen, welches mir in gewöhnlichen Zeiten nicht passirt wäre, das ich aber alsbald gut machen werde. Hängen wir doch Alle Einer von dem Andern ab. Wenn es in meinem kleinen Gebiete gut geht, ist sonst Alles bei uns in Ordnung. Ich habe allen Verlockungen des Hofes und der Regierung, im Staate eine einflußreiche Stellung zu nehmen siegreich widerstanden, weil ich sehe, daß ich kaum Zeit und Kraft hinreichend aufwenden kann, um hier Alles zu thun, was ich bei meiner verantwortungsreichen Stellung thun sollte, denn eine so bevorzugte Stellung, wie ich sie durch Geburt zugewiesen erhalten, legt einem gewissenhaften Manne auch große, schwere Pflichten auf. Und ich rechnete es bisher zu meinen größten Glücksfällen, daß auch mein Sohn mit seinem guten Herzen sich gedrungen fühlte, seine Stellung ebenso, wie ich die meine, aufzufassen. Da drohte mir durch die seltsame Gemüthsstörung mehr als der Verlust eines einzigen lieben Sohnes, da drohte mir der Verlust eines tüchtigen Mitarbeiters und eines Fortführers meiner Ziele. Ja, Herr Doktor, und mein Sohn sprach oft von Ihnen, als von einem Manne, der in Gemeinsamkeit mit uns unsere Ziele, die wir als die menschenwürdigsten ansehen, mit Hülfe seiner Wissenschaft weiter fördern könnte. Ihnen freilich ist in der Zwischenzeit in der Residenz ein Leben aufgegangen, das wir Ihnen hier nicht ersetzen könnten, und Sie sind noch so jung, daß Ihnen eine solche Verzichtleistung gar nicht angesonnen werden könnte."

„Und doch wäre es nicht mehr, als Graf Alfred mit zehnmal größeren Aussichten für die große Welt, freiwillig opfert, „meinte der Arzt mehr für sich, als dem Grafen gegenüber."

„Und was meinen Sie, steht uns mit Alfred in Aussicht?" frug der Graf nach einer Pause.

„Heilung, Herr Graf, Heilung, wie ich zuversichtlich hoffe.

Aber erlassen Sie mir jetzt das Nähere, damit ich unbefangener operiren kann."

„Gehen Sie, Herr Doktor, unser Vertrauen folgt Ihnen auf allen Ihren Wegen."

Der Arzt wandte sich ohne Verzug nach den Zimmern des jungen Grafen und fand die Thür noch immer verriegelt. Er klopfte deshalb etwas ungestüm und rief in ziemlich ungeduldigem Tone:

„Mach doch auf Alfred, man kann Dich ja gar nicht mehr sprechen."

Langsam öffnete sich die Thür, und das verstörte Angesicht des jungen Grafen mit einer geisterhaften Blässe überzogen, schaute den Besucher an.

„Du bist 's Heinrich," rief er mit mattem Lächeln. „Ich habe Dich lange nicht gesehen. Es ist hübsch von Dir, daß Du mich wieder einmal besuchst. Du hast's wohl schon bemerkt, daß es mit mir zu Ende geht?"

„Alfred, sag mir nur, was ist denn eigentlich mit Dir?"

„Ach, Du wirst es schon wissen, verstelle Dich nur nicht bei mir. Ich weiß ja, Du meinst es gut, und es thut Dir leid, schon um unserer alten Studienfreundschaft willen. Laß Dir nur weiter nichts merken. Komm', zünde Dir auch eine Cigarre an und laß' uns plaudern."

„Gut, plaudern wir," rief der Arzt entschlossen.

In dem Zimmer sah es aus, wie wenn feindliche Soldaten drin gehaust hätten. Der Arzt mußte sich einen umgestürzten Armsessel herbeiholen und aufrichten, um seinem Freunde gegenüber Platz nehmen zu können. Er zündete sich auch bereitwillig eine Cigarre an. Beide ließen die wohlriechenden Dämpfe in großen Wolken aufsteigen.

Eine lange Pause des Schweigens folgte, denn der Arzt wollte um alles in der Welt nicht durch eine Frage seinen Gefährten auf ein anderes Gespräch leiten, als auf das, welches seiner Ansicht

auch von selbst kommen mußte. Und in der That kam es auch bald so, wie er wollte.

„Denke Dir, Heinrich," begann nämlich nach einigen Anstrengungen der junge Graf, „ich habe einen Brief von meiner Braut bekommen."

„Ach ja, Du hattest eine Braut."

„Und was meinst Du, was sie mir schreibt?"

„Was weiß ich? vielleicht Vorwürfe wegen zu großer Vernachlässigung?"

„O nein, sie scheint darüber hinaus zu sein."

„Sie scheint sich darüber beruhigt zu haben?"

„Ja, sehr, denn sie schreibt mir ganz einfach ab."

„Ah, dann liebt sie vielleicht einen Andern."

„Richtig, sie schreibt so etwas dem Aehnliches."

„Und das wäre ja wohl ein Glück."

„Meinst Du?"

„Ich muß so meinen, da Du sie ja auch nicht mehr liebst?"

„Wer sagt Dir denn das, Heinrich?"

„O, Du selbst. Hast Du mir nicht vorgestern auf der Ruine selbst gestanden, daß Du die unbekannte, räthselhafte Fremde liebst?"

„Ja, das habe ich Dir gestanden, daran erinnerte ich mich gar nicht mehr. Siehst Du, der Brief hat mich in einer Weise überrascht, daß ich schon nicht mehr daran dachte."

„Der Brief hat dich schmerzlich berührt?"

„Ich weiß nicht, es hat mich doch seltsam überrascht, ich glaubte doch in ihrem Herzen fester zu sitzen, als wie es sich nun ergeben hat. Wenn ich gewußt hätte, daß sie mich nicht besser liebte, hätte ich mir weit weniger Gewissensskrupel gemacht. „Alfred," sagte sie mehr als einmal zu mir, und ihre Worte drangen tief, tief in meine Seele, und sie sagte es gerade, wenn wir an Bäumen vorüberkamen, die man verpflanzt hatte und die darüber eingegangen waren, „in Deiner Liebe wurzelt mein Leben; wenn es je aus diesem seinem ureigenen Boden herausgerissen werden sollte, dann

müßte es auch eingehen gleich diesen Bäumen. Darum schwöre mir's zu, daß Du mich ewig lieben willst; ich meinerseits brauche Dir's nicht zuzuschwören, denn ich fühle es, daß ich nicht anders leben kann, als indem ich Dich liebe." So sprach sie, und jetzt, Heinrich, kannst Du es fassen und begreifen, schreibt sie demselben Manne, daß sie nur Gefühle der Freundschaft für ihn gehegt, daß sie demnach einen andern Mann lieben kann?"

„Und Du, Alfred, glaubtest Du damals nicht auch, daß Du niemals eine Andere so lieben könntest, als wie sie?"

„Ja, Heinrich ja, ich glaubte damals wirklich so."

„Mit ganzer Gluth der Seele, ohne daß Du Dir gewaltsam etwas einbildetest?"

„O gewiß."

„Du liebtest sie wirklich von Herzen?"

„Von Herzen!"

„Und hättest einen heiligen Schwur darauf ablegen können?"

„O wohl!"

„Und doch konnten Deine Gefühle sich wandeln?"

„Es ist mir selbst ein Räthsel, ein Märchen."

„Aber was Du bei Dir, an Dir erlebt, erscheint Dir bei anderem Wesen fast eine Unmöglichkeit?"

„Fast wie unmöglich."

„Und ist es nun doch nicht bei Dir ein Gefühl verletzter Eitelkeit, was Dich aufregt, nachdem Du erfahren, daß Cäcilie nach Dir einen anderen lieben konnte?"

„Heinrich!"

„Ja, unter Freunden muß man sich Wahrheit widmen, sonst ist auch die Freundschaft nur ein ganz leeres Wort. Ich kann es ja ganz gut fassen und begreifen, daß man sich verletzt fühlt, wenn man geglaubt hat einem Wesen Alles zu sein, sein ganzes Innere auszufüllen, und man muß die Erfahrung machen, daß dem doch nicht so der Fall war. Aber wenn man seine Selbstschätzung durch vernünftiges Nachdenken auf das richtige Maß zurückgeführt

hat, dann muß man auch keinen Schmerz mehr empfinden, oder man muß ein bößer Egoist sein und das bist Du nicht. Und nun sage mir offen und treuherzig, Alfred, schmerzt Dich der Verlust Cäciliens wirklich, abgesehen von aller Eitelkeit?"

„Ja, Heinrich, er schmerzt mich."

„Aber, höre Alfred, dann glaube ich wirklich, daß Du trotz alledem Cäcilien noch liebst?"

„Es ist mir selbst so zu Muthe."

„Und Deine schöne Unbekannte auf der Ruine?"

„Ihr Bild stellt sich stets zwischen mich und Cäcilien."

„Ihr Bild, Alfred, ist Dir's denn immer gegenwärtig?"

„Immer."

„Und es ist schöner als das Deiner früheren Braut?"

„Du frägt recht merkwürdig."

„War denn ihr Haar blond oder schwarz?"

„Schwarz."

„Und Cäcilie, ist sie denn blond oder schwarz?"

„Ich glaube ihr Haar ist auch schwarz."

„Nun, weißt Du was, Alfred, ich war in der Mühle."

„Du warst in der Mühle?"

„Ja, und ich habe das Mädchen gesehen, welches darinnen wohnt."

„Sie wohnt also doch dort?"

„Sie wohnt dort und Du sollst sie wieder sehen, Du wirst dann selbst mit Dir ins Reine kommen, ob Du sie mehr lieben kannst, als Deine so lange Zeit heißgeliebte Braut."

„Ja, Heinrich, dann müßte der Zauber schwinden."

„Der böße, böße Zauber, Alfred, dem Du so widerstandslos unterlagst."

„Ach, wenn Du wüßtest, Heinrich, wie leicht und froh mir geworden. Ich muß hinaus ins Freie, mir wird es hier so eng. Gehst Du mit mir?"

„Geh' Du, oder besser fahre Du allein, nur nicht in den Fin-

sterbusch, dorthin gehen wir zusammen. Ich meinerseits habe vorher noch eine Pflicht zu erfüllen."

Der Arzt begab sich unmittelbar in die Hausapotheke, welche der Standesherr für alle Fälle in seinem Schlosse hatte einrichten lassen, und bereitete für des Försters Hannchen einen wohlthätigen Trank. Versehen mit demselben traf er auf dem Corridor den alten Valentin, der ganz kopfscheu immer umher irrte.

„Glück zu, Herr Haushofmeister," rief der Arzt lächelnd, „auch Euere Krankheit, die leichteste, die ich bis jetzt zu heilen bekam, wird bald gehoben sein."

Der Alte sah ihm kopfschüttelnd nach, aber sein Erstaunen wuchs, als er sich gleich darauf auf die Schultern geschlagen fühlte und beim jähen Umdrehen seinen jungen Herrn mit einer heiteren unbefangenen Miene vor sich stehen sah. Und er traute seinen Ohren kaum, da er die Einladung vernahm:

„Nun, alter Valentin, wie geht's? Habt Ihr wohl Lust ein Weilchen mit mir auszufahren? Der Doktor ist beschäftigt, und ich habe Langeweile."

„Zu Diensten . . . zu Befehl . . . äußerst angenehm . ," stotterte der Diener und beeilte sich, seine Toilette zu dem Ausfluge standesgemäß einzurichten.

XXI.

Der junge Herr war in der ganzen Standesherrschaft von je her beliebt gewesen, schon darum, weil ja der Sinn der Menschen der Zukunft, als der Erlöserin von allen die Gegenwart quälenden Uebeln, zugewendet ist. Dankbar hatte man das Walten und Wirken des Standesherrn entgegengenommen, aber die Vergangenheit, die so oft so drückend gewesen, konnte in der Erinnerung nicht so leicht durch die glücklichere Gegenwart verwischt werden.

Die Furcht vor einem Rückfall war lebendig genug, und nur die Ueberzeugung, daß der Sohn das Werk des Vaters fortsetzen würde, konnte den Argwohn, die Besorgnisse der Aelteren beschwichtigen.

Nun war die Krankheit gekommen, und an ihr nahmen Alle Antheil, denn mit ihr war die Ungewißheit über die Zukunft wieder mit voller Gewalt hereingebrochen. Alle Vorkommnisse auf dem Schlosse wurden deshalb mit ängstlicher Aufmerksamkeit verfolgt, und die Ausfahrt des jungen Herrn mit dem treuen Valentin war ihnen ein glückverheißendes Zeichen.

Auch das Verhältniß des zukünftigen Standesherrn mit der längstbekannten und heißgeliebten Baronesse Cäcilie hatte eine Bedeutung für die Umwohner bekommen, und es war Allen im Angesicht beunruhigender Gerüchte eine ordentliche Beruhigung, als sie am Nachmittage die junge Gräfin mit ihrer Freundin und zukünftigen Schwägerin nach dem Schlosse fahren sahen.

Die Herrschaft selbst, die älteren Glieder derselben waren angenehm überrascht, denn das Einladungsschreiben des Arztes war ihnen in seinem Inhalte nicht bekannt. Die Gräfin drückte die seit alten Zeiten immer erhoffte Schwiegertochter wie ein liebes Kind an ihre Brust, aber Alle waren über das, was eigentlich im Werke, vollständig im Unklaren. Der Arzt hatte in der Schloßapotheke ein Werk über Naturheilkunde gefunden und sich dasselbe, da es ihn sehr interessirte, in sein Zimmer mit hinüber genommen, um es alsbald einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Er wurde natürlich alsbald dringlich eingeladen, im Salon zu erscheinen, und er weigerte sich dessen auch nicht im Geringsten. Er sah, wie alle Blicke mit großer Gespanntheit auf ihn gerichtet waren, und deshalb ließ er sich auch sogleich zu folgender Erklärung herbei:

„Allen meinen Wahrnehmungen zufolge ist dem Grafen Alfred oben auf der Schloßruine im Finsterbusche etwas begegnet, dessen Wesen und Charakter mir heute noch ein Räthsel, dessen Auflösung wir aber heute noch an eben jener Stelle finden müssen. Ich kann deshalb nichts Anderes und nichts Besseres thun, als Sie einladen,

einen Spaziergang ebendahin zu unternehmen. Graf Alfred ist von seiner Spazierfahrt mit dem alten Valentin noch nicht zurück, ich bitte Sie deshalb, an ihn die Einladung, dorthin zu kommen, mit der nöthigen Dringlichkeit zurückzulassen, was ich meinerseits auch thun werde, und das Uebrige wird sich finden."

„Und Sie begleiten uns nicht?" frug der Graf.

„Ich muß noch einen kleinen Umweg wegen des Försters kranken Hannchen unternehmen, werde aber mich nicht lange erwarten lassen," erklärte der Arzt und gemäß dieser Verständigung begab sich jede Partei auf den Weg.

XXII.

„Wie oft habe ich mir gewünscht, einmal Euren geheimnißvollen sogenannten Finsterbusch mit seiner Ruine zu sehen," meinte unterwegs Cäcilie zu ihrer Freundin, welche ihr gedankenvoll voran schritt. „Und nun soll ich ihn bei einer so seltsamen Veranlassung kennen lernen."

„Ich habe immer eine Antipathie gegen dieses düstere Gehölz mit seinen Schluchten gehabt," erklärte dagegen die junge Gräfin.

„Weil Du bei Weitem nicht so romantisch bist, Jenny, als wie Alfred und ich es waren. Uns bergen diese Schluchten, diese tiefen Schatten, das dunkle Grün so viele Geheimnisse, wie die Menschenbrust selbst. Und diese sind es doch, welche über das Einerlei des Tages hinwegheben."

„Weil Du ein gutes, aber doch verwöhntes Menschenkind bist, meine liebe Cäcilie, das über seine romantischen Träumereien den wichtigen Inhalt des Lebens übersieht. Wenn Du mich auf meinen Wanderungen in die Wohnungen meiner Schützlinge begleiten wolltest, würdest Du manches Drama sich im vollen nüchternen Tageslichte entwickeln sehen, welches schauriger ist als die düsterste Waldesschlucht

und erschütternder, als es die Phantasie eines unserer Trauerspieldichter zu schaffen vermöchte."

„Ja, Du hältst Deine Wandlungen in Euren Dorfwohnungen, wie eine barmherzige Schwester. Ich könnte das nicht, Jenny, es gehört doch viel Muth und auch ein gut Theil Kaltblütigkeit dazu, dem Unglück, dem Elend, der Krankheit in das Gesicht zu sehen. Ich nehme gewiß auch lebhaften Antheil an den Leiden meiner Mitmenschen, ich bin auch gewiß zu jedem Opfer bereit, zu jedem, aber sehen kann ich's nicht, da bin ich doch nicht hart genug."

„Ich bin es auch nicht, Cäcilie, glaube mir, wenn es auch so scheinen möchte; aber ich bin der Ueberzeugung, daß man sich zwingen muß, die Opfer unserer Lebensverhältnisse mit eigenen Augen anzusehen. Ich habe den moralischen Muth gehabt, dem Elend, der Krankheit ins Gesicht zu schauen, denn ich hielt es nicht für genügend, einen Theil meines Ueberflusses als Abschlagszahlung für meine Pflichten gegen meine Mitmenschen einfach hinzuzahlen und damit mein Gewissen zu beruhigen, wie es die Meisten thun. Und wenn ich da manchmal auch mein Herz erbeben fühlte von Mitleid und wenn sich auch manchmal meine Seele mit Ekel füllte ob der Gemeinheit und des Schmutzes in der materiellen, wie in der moralischen Welt, so spülten doch die Wogen der Begeisterung und der Freude über das, was mein Erscheinen an solchen Orten wirkte, sehr schnell den Schlamm hinweg, und ich fühlte mich gehobener und gestärkter als zuvor."

„Ja, Du hast wirklich etwas von einer heiligen Elisabeth, wenn Du auch keine so große Freundin der Kirche bist, meine theuerste, liebste Jenny," meinte die junge Baronnesse, indem sie bewundernd zu der sie überragenden Freundin emporschaute, „und unter Deiner Leitung und Führung werde ich gewiß auch eine treue Mitarbeiterin werden, wenn . . ."

Die Züge der liebenden Braut verdüsterten sich schnell bei dem Gedanken. Die Freundin bemerkte es mit ihrem feinfühlenden

Herzen sofort und drückte die Betrübte herzlich an ihre Brust, indem sie meinte:

„Fasse Dich, meine Liebe, Dein Leiden wird schneller beseitigt sein, als das der meisten meiner Kranken, für die ich mich leider bis jetzt vergeblich nach einem Arzte umgesehen, dem ich so viel Vertrauen schenken könnte, wie unserem Gaste. Ich möchte so gern immer helfen, ich verzweifle förmlich, wenn ich Leiden sehe, die die ich nicht lindern kann, ich habe mir schon Bücher, die von Vertretern der verschiedensten Richtungen verfaßt sind, angeschafft, um mich zu unterrichten, aber bei solchen Versuchen erkennt man erst recht, wie unermeßlich reich das Gebiet und wie hoffnungslos unser Beginnen, auch nur einen nennenswerthen Theil desselben zu erfassen."

„Ihr müßtet den Dr. Enzin bei Euch zu fesseln suchen, schon um Euretwillen selbst."

Du sprichst das so leicht hin, meine liebe Cäcilie", entgegnete die junge Gräfin, und ein leichter Schatten flog über ihre lieblichen Züge; „freilich haben wir, und mein lieber Vater in erster Reihe, den lebhaften Wunsch empfunden, eine solche Kraft an unsere Scholle zu fesseln, aber sage uns das Mittel, Deinen Rath zu verwirklichen. Selbst eine namhafte Summe, die wir nicht scheuen würden, ihm als Entschädigung anzubieten, würde ihm das glänzende Leben in der Residenz, wo er bei Hofe, wie bei den vornehmsten Familien, ein stets gerngesehener Gast ist, nicht ersetzen. Sage also, mit welchem Mittel sollten wir ihn fesseln?"

Cäcilie blickte auf ihre Freundin und sah nicht nur, daß diese die Augen niederschlug, sondern auch, daß eine sichtliche Röthe über das sonst bleiche Gesicht bis hinauf nach den Schläfen zog.

Im nächsten Augenblicke aber stieß sie selbst unwillkürlich einen Schrei des Schreckens aus, denn eben bogen sich die Zweige der Fichten am Wege bei Seite und die düstere Gestalt des Försters stand vor ihnen. Aber gleichwie über eine düstere Nadelholzwaldung an manchen gut gepflegten Strecken der Frühling eine herrlich

frische lichte Laubholzdecke ergrünen läßt, so verklärte bald ein ehrlicher Zug heller Freude die sonst so ernsten Züge des Waldbewohners, da er das schöne Gesicht der jungen Gräfin erblickte, die alsbald ihm ihre kleine zarte Hand entgegenreichte und rief:

„Guten Tag, Herr Förster, heute kommen wir einmal Ihr Gebiet durchzustöbern und seine Geheimnisse auszukundschaften. Sie werden uns jedenfalls am Besten führen, und wir können den Diener zurückgehen lassen."

Das Gesicht des Försters röthete sich vor Vergnügen; mit einem gewissen Stolze schritt er voran, und wo er eine Gelegenheit fand, etwas zu erklären oder zu erzählen, so that er's mit Eifer und mit einer natürlichen Poesie, die frisch war wie das Rauschen der Blätter und das Murmeln des Baches.

Der Weg wurde dadurch sehr verkürzt, und ein Ruf der Bewunderung entflog den Lippen Cäciliens, als sie die Ruine erblickte.

„Wie prächtig!" rief sie, „wie romantisch, wie schön muß es einst auf Eurer Stammburg gewesen sein im Mittelalter mitten im prächtigen grünen Walde fern von den Wohnungen der Menschen. An solchen Orten muß man Alles haben verschmerzen können, hier konnten die Wunden heilen, die die Welt geschlagen, denn hier konnte man allein sein."

„Man kann auch heute noch allein sein, wenn man will, auch ohne Klöster," meinte der Förster, „im Walde, im unentweihten Walde müssen alle Wunden vernarben."

Die Mädchen eilten alsbald mit leichten, flüchtigen Schritten über moosbewachsene Steinblöcke und Trümmer, so daß dem Förster bald die lichten Gewänder aus den Augen entschwanden, während er sich einen mächtigen Stufenstein zum Sitze erwählte, um ganz nach Behagen seinen Gedanken nachzuhängen.

Bald schritt auch die junge Gräfin langsamer und gedankenvoll zwischen den Trümmern und dachte an die Traditionen ihrer Familie, die sich an diese Stätte knüpften. Und als sie vollends an den Rand der Terrasse getreten und die friedliche Mühle inmittten

des im Halbdunkel ruhenden Thales erblickte, da war es ihr bald, als müßte sie weinen, und seufzend dachte sie:

„Wo mögen wohl mehr glückliche Menschen gelebt und gewaltet haben, hier oben im einst stolzen Grafenschlosse oder unten, in der stillen Mühle?“

XXIII.

Der Arzt seinerseits wendete um dieselbe Zeit eben dieser Mühle seine Schritte zu. Er sah das arme gebrechliche Mädchen mit den Krücken auf der Bank vor dem Gebäude sitzen, um den spärlichen Sonnenschein, der nur auf kurze Zeit bis dahin drang, zu genießen.

Als das Mädchen die Gestalt des Arztes unter den Bäumen am Rande der Wiese auftauchen sah, stieß es einen leichten Schrei der Ueberraschung, aber auch der Genugthuung aus und ergriff die Krücken, um ihm ein Stück entgegenzugehen, obwohl er abwinkte.

„Sie strengen sich zu sehr an,“ meinte er, indem er sie wieder nach der Bank zurück begleitete. Fühlen Sie sich heute wohler und kräftiger?“

„Immer wenn die Sonne scheint, ist mir wohler.“

„Die Wohnung in diesem ewig kühlen Thale ist Ihnen nicht zuträglich. Fühlen Sie sich hier nicht recht einsam?“

„Ich fühle mich einsam, aber Papa sagt immer, daß in der Welt so viele schlechte Menschen sind, und da bin ich froh, daß sie nicht bis hierher kommen. Nur etwas mehr Sonne möchte ich gerne haben. Die Sonne ist mein ganzes Leben. Ach es muß so schön, so herrlich sein, wo die Sonne so überall hinleuchtet und wärmt, wie oben, wo ich die ganzen Baumwipfel golden umleuchtet und den Himmel so hell und blau sehe.“

„Ja ich bin auch überzeugt, daß Sie sich in sonnigerer Gegend

viel wohler befinden müssen, und ich werde gewiß mit Ihrem Vater darüber sprechen, damit er Sie von hier wegbringt. Es giebt auch viele gute Menschen, da, wo die Sonne scheint, und ich will sehen, daß ich Ihnen eine Zukunft verschaffe, wo Sie auch geschützt sind vor bösen Menschen, so gut wie in der Einsamkeit des Waldes."

„O, ich ginge gern, aber der Vater geht nicht, und ich könnte mich nicht von ihm trennen."

„Er wird Ihnen zu Liebe auch dieses Opfer bringen. Ich habe ihn nun kennen gelernt und weiß, daß er im Grunde des Herzens gut ist."

„Ja, er ist gut, sehr gut. Und ich folge ihm gern. Aber einmal, einmal, das habe ich noch immer nicht über 's Herz gebracht, ihm zu sagen, einmal bin ich unfolgsam gewesen und das drückt mir doch bald das Herz ab."

„Wollen Sie nicht mir das einmal erzählen?"

„Ja, ach ja, Sie werden mich entschuldigen. Ich will Ihnen Alles sagen. Es war noch im Hochsommer und der Vater war fern. Die Sonne war sehr schön golden und der Himmel sah so prächtig blau herunter. Da trieb mich die Sehnsucht unwiderstehlich hinauf nach der Ruine des Schlosses. Ich war gewiß, daß Niemand da oben sein würde. Weil die Luft warm war, fühlte ich mich auch recht wohl und stieg langsam hinauf. Ach wie schön war es da oben in den Ruinen, zwischen den Steinen und dem Moose. Und oben bei der Kapelle, da lag im Grase ein Buch, viel schöner als unsere Bücher, in grünem Leder mit einem goldenen Wappen darauf und mit Goldschnitt. Da las ich drin, und es war eine sehr schöne Geschichte, wie ein Märchen so schön. Das hätte ich gern ausgelesen, aber es ward Abend und ich fürchtete, nicht zeitig genug wieder zurück zu sein. Da habe ich das Buch in meine Schürze gesteckt, und als ich fortging, da sah ich einen jungen schönen Herrn, der lag wie ein verzauberter Prinz, gerade so wie er in dem Buche geschildert war, im Grase. Den habe ich lange angesehen, bis ich doch hinunter mußte. An das Buch dachte

ich nicht mehr, bis ich unten war, und da erst fiel mir ein, daß der schöne junge Mann und das schöne Buch zusammengehören möchten. Nun hätte ich es längst hinaufgetragen, aber in den ersten Tagen mußte ich es erst ganz lesen, dann kam das lange Regenwetter und nahm mir allen Muth. Nun ist das Buch in meinen Händen geblieben und ich habe immer gezögert, bis ich's dem Vater gebe, damit er es wieder hinauftragen möchte. Aber nicht wahr, nun befreien Sie mich von der Sorge und nehmen es mit hinauf?"

Das arme Kind hatte sich längst gesetzt, der Arzt aber lauschte seinen Worten mit einer Spannung, die jedem Andern aufgefallen wäre.

„Und wo? wo haben Sie das Buch? frug er endlich leise."

„Ich trage es seitdem immer in der Tasche mit mir herum," erklärte das Mädchen und brachte einen kleinen Band, wie die Erzählerin ihn beschrieben, zum Vorschein.

Mit einer vor Aufregung zitternden Hand, ergriff ihn der Arzt und las den Titel: „Die Begegnung auf Schloß Honau. Romantische Erzählung von X von L."

Das Wappen war das der gräflichen Familie von S. und in der Mitte waren einige Blätter so zerknüllt oder zusammengeschrumpft, daß sich das Buch von selbst bei diesen Blättern aufschlug. Und da zeigten sich Spuren von feuchtem Moos und die Wirkungen von bleichenden Sonnenstrahlen.

Unwillkürlich und mit immer steigendem Interesse las der Arzt die folgenden Zeilen:

„Hoher Mittag war's, als Adolar erwachte. Er rieb sich die schlafschweren Augen und blickte um sich. Die dunkelen Umrisse, die er in der Dunkelheit nicht genau hatte unterscheiden können, zeigten sich ihm nunmehr als die Ruinen einer Burg nebst Kapelle. Majestätisch überragten hohe Eichen das verfallene Gemäuer, ihre Kronen neigten sich einander zu unter der sanften Gewalt eines lauen Südwestwindes und schienen zu sagen: „Siehe da unten die Mauern, die uns einstmals überragten und zu deren Bau viele un=

serer Schwestern den Platz räumen mußten, sehen sie nicht so stolz und trotzig auf uns, als meinten sie uns zu überleben? Und jetzt können wir ihre Geschichte erzählen, denn wir waren früher da, als sie, und leben noch heute. Nur die Sonne ist älter als wir, aber sie lebt nur gewisse Stunden, im Sommer mehr, im Winter oft gar nicht, wir aber sahen Alles beim Licht der Sonne, wie beim Schimmer des Mondes und der Sterne."

„Wie von einer unsichtbaren Macht dorthin gezogen schritt Adolar der Kapelle zu. Ringsum war es still, ganz still. Die Natur hatte ihre Feierstunde. Von einem Felsblock aus konnte er durch das Bogenfenster blicken. Mit einem Rufe der Ueberraschung blieb er stehen, wie festgebannt. Vor dem Steinaltar in Andacht knieete eine Mädchengestalt von wunderbarer Schönheit. Die schwarzen Locken flossen über einen Hals und einen Nacken, der wie Alabaster schimmerte."

„Endlich erhebt sie sich und wendet sich dem Ausgang zu. Ein bezauberndes Madonnenangesicht mit lieblichen Zügen blickt auf und bleibt wie vom Schreck versteinert gegen ihn gewendet. Der Fuß ist wie an den Erdboden angewachsen und die Augen schauen den unerwarteten Lauscher mit einem Blicke himmlischer..."

An dieser Stelle waren die Buchstaben von der Feuchtigkeit fast gänzlich verlöscht. Der Arzt schlug das Buch zu und meinte zu dem hochaufhorchenden Mädchen:

„Ich werde dieses Buch, welches mir die Lösung zu einem seltsamen Räthsel zu bieten scheint, seinem Eigenthümer heute noch zustellen. Für Sie habe ich hier in der Schloßapotheke einen lindernden Trank bereitet, von dem Sie beim Schlafengehen und früh morgens beim Aufstehen einen Eßlöffel zu sich nehmen werden. Mit Ihrem Rheumatismus werden wir später ein ernstliches Wörtchen reden. Jetzt leben Sie einstweilen wohl und machen Sie sich wegen des Buches und Ihres Spazierganges nach der Höhe weiter keine Gedanken."

„Und Sie vergessen das Mädchen in der Mühle nicht und

bringen die Sache in Richtigkeit mit dem Vater, Herr Doktor?" fragte das Mädchen, als es schüchtern ihre magere Hand in die dargebotene des Arztes legte.

„Sie werden nicht vergessen, Hannchen, Ihre Angelegenheiten sind in sicheren Händen."

XXIV.

Langsam stieg der Arzt und immer von Neuem das Buch hervornehmend und durchblätternd den schmalen Bergpfad nach der Kapelle hinauf und dann barg er es immer wieder in seiner Tasche und meinte kopfschüttelnd:

„Da lerne Einer aus, die wunderbaren Wandelungen der menschlichen Seele zu erkunden. In nüchternen Stunden lachen wir über das Märchen vom Sommernachtstraum und Abends beim Lampenlicht des Theaters glauben wir daran. So wirkt die Phantasie eines Dichters zugleich auf Hunderte von Menschen, die im engen Raume zusammengedrängt sitzen und von denen jeder Einzelne lachen würde, wenn er einzeln dem Erzähler glauben sollte. Und in ihren Träumen und in ihrem Leben spuken die Gestalten fort. Und hier legt sich ein verständiger Mensch in der schwülen Mittagsstunde mit einem Buche in das duftige Gras und liest eine recht wirksam gearbeitete und anziehende Geschichte. Er schläft darüber ein, aber die seiner Phantasie vorgeführten Gestalten bekommen im Traume Fleisch und Blut, und wenn er in der Dämmerung aufwacht, und der Kopf ist schwer und die Phantasie ist überwuchernd, dann bleibt das Bild in der Seele und die Seele stellt sich's als äußerlich existirend vor. Nun habe ich auf eine so seltsame Weise die schöne märchenhafte Unbekannte entdeckt, und sie existirt wirklich; sie existirt dreifach. Einmal existirt sie in dem Buche, von da weiter im Kopfe und auch im Herzen Alfred's und in der Baronesse Cäcilie

leibhaftig, und es handelt sich nur darum, daß diese Dreifaltigkeit in Alfred's Kopf und Herzen zu einer Dreieinigkeit sich verschmilzt. Aber was ist das?"

Der Arzt hatte inzwischen die Höhe erklommen. Von jener Seite war die Kapelle zuerst zu erreichen. Und dort sah er vor dem Steinaltare die junge Dame wirklich knieen, wirklich beten nach ihrer Lebensgewohnheit. Er sah auch vor einem anderen Fensterraume eine weibliche Gestalt lehnen, bei deren Anblick sein sonst so ruhig schlagendes Herz sich heftig zusammenzog. Da plötzlich ließ der Ruf „Cäcilie," aus angstgepreßtem Herzen hervorschallend, die seit mehr als einem Jahrhundert im ungestörten Schlummer verbliebenen Mauern erdröhnen. Und die Berge in endloser Kette riefen das Wort einer dem anderen zu.

Das Fräulein hatte sich urplötzlich erhoben und ihre zitternde Gestalt mit den angstvoll verschlungenen kleinen Händchen hatte sich dem Eingange zugewendet.

Da lag auch schon der junge Graf zu ihren Füßen, da waren auch schon die beiden Hände mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt auseinander gezogen, und heiße Küsse brannten auf ihnen.

Sie konnte nicht sprechen, nicht um Alles in der Welt, nur eine Fluth von Thränen floß unaufhaltsam über das liebliche Gesicht.

Mächtig erschüttert hielt sich der Arzt an das Gemäuer, eine Statue schien er zu sein. Und drüben jenseits der Kapelle am Bogenfenster sah er die junge Gräfin überwältigt von den Regungen ihres großen Herzens auf die Knie sinken.

O, hätte er doch in diesem Augenblicke neben ihr gestanden. In seinen Armen hätte er die herrliche Gestalt aufgefangen und sie an sich gedrückt und ihr zugeflüstert:

„Ich liebe Dich wenigstens eben so heiß und wahr, wie diese beiden Glücklichen."

Aber schon löste sich bei den beiden Liebenden in der Mitte

der Kapelle die Zunge von dem erstarrenden Zwang des überwältigenden Gefühls, und:

„Ich habe Dich immer und unaufhörlich geliebt, meine süße Cäcilie, und mein Traumbild warst doch blos Du, stammelte der junge Graf — Und:

„Ich habe doch nie den Glauben fassen können, daß Du aufhören könntest, mich zu lieben, weil ich zu unglücklich geworden wäre", schluchzte das liebliche Mädchen.

Und langsam mit dem Buche in der Hand trat jetzt der Arzt heran und sagte:

„Hier Alfred, ist Deine schöne Unbekannte. Eine Andere war zu Deiner Zeit nie auf der Ruine. Aber lies nie wieder im Sommernachmittags-Waldesduft solche Erzählungen, denn die Dichter schaffen so gut wie die Gottheit ideale Gestalten, und die wurden schon mehr als einmal für träumende Seelen Wesen, welche den lebenden und wirklich existirenden erhebliche Concurrenz, selbst wenn sie sich in deren Formen kleideten, schufen, wie Dein Beispiel zur Genüge beweist. . ."

„Und nie wieder soll, nicht wahr, meine angebetete Cäcilie?"

„Bete mich nicht an, liebe mich nur," bat schelmisch die noch immer etwas zitternde Mädchengestalt.

XXV.

Die allmählich am Horizont verschwindende Sonne und die Schatten des Abends drängten zur Heimkehr. Die Liebenden schritten alsbald voran und befanden sich bald, gerade wie sie den Pfad betraten, vor dem Standesherrn und seiner Gemahlin, welche ihnen langsam gefolgt waren.

Das Glück, welches wie heller Sonnenschein auf dem lieben

Angesicht der Beiden strahlte, war Erklärung genug, daß Keines eine Bestätigung in Worten wollte.

Hinter dem Paare folgten der Arzt und die junge Gräfin.

Der Standesherr wandte sich sogleich an den Ersteren und überreichte ihm ein Schreiben, welches man leicht nach Größe und Form als ein amtliches erkannte.

„So eben aus der Residenz für Sie angekommen," erklärte der Graf.

Der Arzt erbrach es und fand, was ihn freilich nicht besonders überraschen konnte, seine Ernennung zum Medizinalrath und außerordentlichen Leibarzt der königlichen Familie. Er steckte es ruhig in seine Tasche und meinte nur:

„Meine Ernennung."

„Die wir befürchtet haben," fügte der Graf hinzu. „Wir brauchen einen Arzt hier, Herr Doktor, einen Arzt wie Sie, fast nöthiger als das liebe Brod. Und ich hätte kein Opfer gescheut, selbst wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, uns so glücklich zu machen, wie wir es nun in der That sind. Aber freilich, was können wir Ihnen bieten."

Der Arzt erwiderte nichts, und die Heimkehrenden verfolgten nunmehr ihren durch die einbrechende Nacht dringlich gewordenen Heimweg. Der Standesherr mit seiner Gemahlin führten. Der Arzt schritt lautlos neben der jungen Gräfin, die wiederholt mit ihrem Fuße gegen die Baumwurzeln stieß, die den Pfad sehr holprig machten.

„Ich fühle mich fast verpflichtet, meinen Arm Ihnen als Stütze anzubieten," sagte er endlich mit Zögern.

„Und ich habe schon längst dieses Anerbieten erwartet, Herr Medizinalrath," erklärte die Gräfin.

„Warum behelligen Sie mich mit diesem abgeschmackten Titel? gnädiges Fräulein?"

„Sie lieben ihn nicht? Das ist etwas anderes. Sie sollen

ihn nicht mehr von mir hören, so lange sie noch unser Gast sind. Das wird wohl aber nicht lange mehr der Fall sein?"

„Nein, nicht länger als bis morgen früh."

„So große Eile haben Sie uns zu verlassen? Das ist nicht freundlich."

„Sprechen Sie doch nicht so, gnädiges Fräulein, meine Aufgabe hier ist erfüllt."

„Als Arzt, aber nicht als Freund."

„O, darauf darf ich keine Rücksicht nehmen, denn jeder Tag längeren Aufenthalts, so angenehm er mir wäre, würde mir doch den Abschied schwerer, schließlich wohl unmöglich machen."

„Und das wäre wohl ein Unglück?"

„Ja, gnädiges Fräulein, das wäre ein Unglück. Sie wissen, was ein Arzt, wie ich, in der Gesellschaft für eine Rolle spielt, Sie wissen, für was man uns ansieht und wie man uns aus Rücksichten persönlichen Wohlbefindens, das wir uns bemühen zu fördern, viele Nachsicht schenkt, die man aber so als Gnade ansieht. Unsereins aber denkt dagegen für sich wieder anders und läßt den Leuten ein Vergnügen, das in unseren Augen harmlos. Hier aber, wo es nur eine Herrschaft und nebenbei Bediente giebt, würde für mich gar keine annehmbare Stellung vorhanden sein."

„Die würde geschaffen werden. Und überhaupt, Herr Doktor, würde das Sache meines in jeder Beziehung umsichtigen, zartfühlenden und taktvollen Vaters sein, Ihnen, wenn Sie nur überhaupt uns verbleiben wollten, die Stellung zu bereiten, die Sie befriedigen würde. Wenn es also nicht die Residenz mit ihrem Glanze wäre, die Sie lockte, dann . . ."

„Dann, Fräulein, könnte ich mich hier niederlassen, um wie eine Fliege in dem Feuer Ihrer schönen Augen zu verbrennen."

„Herr Doktor, was Sie da so unbedacht sagen, es ist nicht Recht und nicht schön von Ihnen."

„Mein gnädiges Fräulein, aber ich muß doch Alles sagen können, sonst wäre ich nicht werth, Ihres Umgangs gewürdigt zu

werden. Der Mann muß den Muth haben Alles zu sagen, was zur Aufklärung einer Situation gehört. Und gnädiges Fräulein, es liegt die Sache so, daß Sie es nicht verantworten könnten, mich hier zurückzuhalten, damit ich hier elend würde aus täglich wachsender, hoffnungsloser Liebe zu Ihnen, die ich fest in mein Herz geschlossen, als Sie noch das kleine herzige Mädchen waren. Sagen Sie nun selbst, können Sie es verantworten, mich auch nur eine Stunde länger aufzuhalten, als meine Aufgabe es hier verlangte."

Die junge Gräfin hatte längst ihre Hand unter dem Arme des Arztes zurückgezogen, wäre es nicht so dunkel gewesen, so wäre er wohl über die marmorne Blässe ihres Gesichtes erschrocken.

Kein Wort wurde von den Beiden mehr gewechselt, bis sie das Schloß erreicht hatten, in dessen Flur der Standesherr den Wunsch aussprach, seine sämmtlichen Gäste in einer halben Stunde zum Abendessen sich einfinden zu sehen.

Stumm und mit niedergeschlagenem Blicke verneigte sich die junge Gräfin zum Abschied und folgte den Eltern.

Als sie bis zu dem Salon gekommen, wo die Thüren zu den verschiedenen Wohn- und Schlafgemächern der einzelnen Familienmitglieder einmündeten rief sie den Eltern, die sich dahin entfernen wollten, zu:

„Meine lieben Eltern, ich muß noch ein dringliches Wort gleich jetzt noch zu Euch reden."

Erstaunt drehten sich Beide um, und die Mutter, welche jetzt erst die tödtliche Blässe des geliebten Kindes erblickte, rief angsterfüllt:

„Um Gottes Willen, was ist Dir meine liebste Jenny, bist Du krank? bedarfst Du des Arztes?"

„Mein lieber Vater," begann das Fräulein mit etwas festerer Stimme, indem es die Lehne eines alterthümlichen Sessels als Stütze benutzen mußte: „Du sagtest, daß Du gern ein großes Opfer bringen würdest, wenn Du den Dr. Enzin zum dauernden Aufenthalt in unserer Gegend bestimmen könntest."

„Ja, gewiß und mit dem größten Vergnügen. Hast Du vielleicht mit ihm gesprochen?"

„Ich habe eben auf dem Heimwege mit ihm gesprochen."

„Und glaubst Du, daß er zu bewegen ist?"

„Er ist zu bewegen, aber der Preis . . ."

„O, der soll mich nicht schrecken . . ."

„Auch nicht, wenn der Preis, mein lieber Vater, Deine eigene Tochter wäre?"

„Jenny!"

„Kind, was sprichst Du!"

Der Vater, die Mutter riefen es wie aus einem Munde und Beide schauten auf die Tochter, als redete sie irre.

„Es ist so, wie ich sage," entgegnete das Fräulein mit gefaßter Stimme, „als ich in ihn drang, erklärte er mir, daß er nur ein Bedenken habe, auch nur einen Tag bei uns zu verweilen, das sei die Zuneigung, die er schon damals, als wir in Leipzig seine Bekanntschaft machten, zu mir gefaßt und die ihm bei längerem Aufenthalte seine Seelenruhe kosten würde."

„Und was hast Du ihm geantwortet?" frug der Standesherr mit Fassung, während die Mutter in stummem Staunen die Hände rang.

„Ich, mein lieber Vater, hielt es für meine Pflicht zu schweigen, bis ich mit Euch gesprochen."

„Und was dachtest Du, Jenny, als Du dieses Geständniß vernommen."

„Ich war aufs Tödtlichste erschrocken, weil ich in diesem Augenblicke sagen mußte, daß mir durch ihn die gleiche Gefahr drohte."

„Jenny!" rief die Mutter vor sprachlosem Erstaunen.

„Laß unsere Jenny sich unbeirrt aussprechen, meine Beste," rief aber der Graf, indem er die Hand seiner Gemahlin ergriff. Und sich dann wieder zu der Tochter wendend fragte er mit dem Tone ängstlicher Unruhe:

„Und wenn uns der Dr. Enzin morgen für immer verläßt, was dann?“

Das blasse Fräulein wurde noch etwas bleicher und sprach mit tieferem Tone:

„Dann werde ich Vergessenheit suchen in der Erfüllung meiner Pflichten, bis mich der Tod erlöst von der Last meines Lebens.“

Es lag so viel Muthlosigkeit und Trauer in diesem Tone und in diesen Worten, daß auch der Vater erbebte, die Mutter aber in lautes Schluchzen ausbrach. Die Letztere wollte die Tochter in ihre Arme schließen, der Standesherr aber hielt sie am Arme zurück und rief, zu der Tochter sich wendend:

„Geh', meine Tochter, und beeile Dich, damit unsere Gäste nicht auf uns zu warten brauchen.“

Und die Gattin mit sich führend verließ er den Salon.

Das Fräulein aber sank in einen Sessel, bis die Diener mit den Vorbereitungen des Abendessens den Saal betraten und sie verscheuchten.

Eine halbe Stunde später waren die sechs Hauptpersonen unserer einfachen Geschichte in dem eleganten, aber traulichen Salon versammelt. Ein angenehmes Holzfeuer prasselte in dem hohen Kamin und auf dem ovalen Tische, der für kleinere Gesellschaften ausreichte, dampfte die Suppenterrine. Der junge Graf plauderte in einer Fensternische aufs Lebhafteste mit der wiedergefundenen Braut, die er scherzend seine schöne Unbekannte nannte, die Gräfin hatte einstweilen auf einem entfernter stehenden Divan Platz genommen und hielt die Hände der neben ihr sitzenden Tochter in den ihrigen.

Der Standesherr aber trat auf den Arzt zu und, indem er dessen Hand erfaßte, sagte er mit halbleiser Stimme:

„Herr Doktor, zunächst nochmals meinen innigsten Dank für Ihre bereitwillige Hülfe, die uns so glücklich gemacht. Und diesem Danke füge ich die Bitte hinzu, bei uns zu bleiben.“

„Herr Graf,“ rief der Arzt erbleichend, „es ist mir unmöglich Ihrer Bitte nachzugeben. Meine Mission ist erfüllt.“

„Ich muß doch darauf beharren, denn meine Tochter bedarf Ihrer auch. Und jetzt kommen Sie, die Suppe wartet.“

Es war dem Arzte wie ein Traum, mechanisch folgte er der Führung seines Wirthes und tauchte, dem Beispiel der Anderen folgend, den Löffel in die Suppe. Er hatte seinen Platz zwischen der Herrin des Hauses und ihrer Tochter angewiesen bekommen, aber er blickte nicht auf, so wenig, als seine beiden Nachbarinnen aufschauten.

Die Suppenteller wurden entfernt, ein Diener füllte die Gläser mit rubinrothem Wein. Der Standesherr ergriff das Seinige und rief:

„Viele traurige Tage liegen heute hinter uns, deren Abschluß wir mit der Aussicht auf fröhlichere und glücklichere in der Zukunft nunmehr und mit diesem ersten Trunke begrüßen wollen. Und mit um so größerer Zuversicht glaube ich, können wir sie begrüßen, als uns der freundliche Genius, mit dessen Erscheinen hier in unserem Hause der böse Dämon sich fortgewendet, sein ferneres dauerndes Verbleiben in unserer Nähe zugesichert hat. Herrn Doktor Enzin und seiner ersten glücklichen That ein Hoch!

Die Gläser klangen zusammen. Als der Arzt sein Glas dem seiner schönen Nachbarin näherte, und sein Blick den ihrigen suchte, da leuchteten ihm zwei Augensterne mit blendender Gewalt entgegen, und über das sonst so blasse Gesicht lag eine Purpurröthe ausgegossen.

„Und Sie wollen es wirklich verantworten?“ flüsterte er leise.

„Meine Eltern sagten, daß ich es darf, Herr Doktor“ flüsterte sie ihrerseits.

Weder Alfred noch seine Braut hatten eine Ahnung von dem,

was zwischen dem Nachmittag und Abend sich weiter begeben. Der Arzt bezog ein hübsches Landhaus nicht weit vom Schlosse und wirkte unermüdlich neben den Andern zum Segen der weiteren Umgegend, bis eines Tages Niemand erstaunt war, zu sehen, wie das unermüdlich wohlthätige Fräulein und ihr treuer ärztlicher Mitarbeiter ein Paar wurden.

In der Residenz freilich rümpften die aristokratischen Kreise gewaltig die Nase über diese Mißheirath, Mesalliance, wie sie dort genannt wurde, dem Jubel aber, welcher darüber weit und breit im Gebiete der Standesherrschaft ausbrach, konnte dieses Naserümpfen nicht den mindesten Eintrag thun.

Die letzten
Walzer eines Wahnsinnigen.

Die letzten
Walzer eines Wahnsinnigen.

Novelle

von

A. Otto-Walster.

Braunschweig.

Druck und Verlag von W. Bracke jr.

1876.

I.

„Gewiß, wir bekommen noch ein tüchtiges Gewitter," sagte die Gräfin Aurelie, indem sie dem Himmel vorwurfsvolle Blicke zusandte, „das Wetter ist unausstehlich, es verdirbt mir jede Freude, als wenn es auf mich einen Groll habe. Ich will mir nur vornehmen, mir nichts mehr vorzunehmen, dann brauch' ich mich wenigstens auch nicht mehr zu ärgern."

„Du bist ungerecht gegen das Wetter," bemerkte Helene, die am Fenster emsig stickte, „haben wir nicht die acht Tage in Waldenow das sonnigste Wetter gehabt, haben wir nicht vom Morgen- zum Abendroth im Garten sitzen, den Wald durchstreichen und zu Pferde die Umgegend auf eine Meile im Umkreis durchstöbern können?"

„Sprich mir nicht von Waldenow," rief die Gräfin und stand ungeduldig auf, „es waren die langweiligsten acht Tage, die ich in meinem Leben zugebracht habe, kein Concert, kein Theater, keine Gesellschaft . . ."

„War ich nicht bei Dir?" sagte Helene, indem sie ihr großes schwarzes Auge zum ersten Male unter den langen seidenen Wimpern hervorschimmern ließ und ihre Freundin vorwurfsvoll ansah.

„Ja, liebe Helene, das ist ganz gut und schön, und ich bin recht gern in Deiner Gesellschaft, aber ganze acht Tage nur ein einziges Wesen zu haben, mit dem man sich unterhalten kann, das ist schrecklich; man hat keine Abwechselung, nicht einmal Toilette braucht man zu machen, es sei denn der Diener oder des Hofhundes wegen."

Und Gräfin Aurelie schien sehr gern Toilette zu machen, ihr üppiges schwarzes Haar bedurfte sicher einer reichlichen Stunde, um

in die künstliche Form gebracht zu werden, in der es jetzt prangte, kleine Löckchen fielen in reichlicher Fülle auf den weißen Hals und die vollen Schultern, denen sie mehr zum Schmuck dienten, als die kostbare Perlenkette, welche auf ihrem schönen Busen glänzte.

Diese Löckchen zu ordnen, war ihr liebste Beschäftigung, der Spiegel ihr unermüdlichster Rathgeber.

„Da haben wir's," rief sie aber jetzt ganz außer sich und lief ans Fenster, denn ein fernes Donnern verkündete das Herannahen des Gewitters, „meine Hoffnungen sind zu Wasser, bei diesem Wetter kommt Niemand von der Gesellschaft, und wir können uns den ganzen Nachmittag und Abend langweilen wie der Kettenhund draußen."

„Es werden Einige trotzdem kommen," bemerkte Helene.

„Glaubst Du?" fragte die Gräfin, und ein Strahl von Freude blickte wieder aus ihren verdüsterten Zügen, „wer, glaubst Du wird kommen?"

„Der Staatsrath ist gewiß mit seiner Familie schon aufgebrochen und, einmal unterwegs, wird er nicht wieder umkehren."

„Ach, der Staatsrath", sagte die Gräfin und gähnte halb.

„Und er kommt sicher auch," setzte Helene hinzu und verzog ihre Mienen zu einem Lächeln.

„Er? wen kannst Du meinen?" fragte Aurelie scheinbar verwundert, und trat ihrer Freundin so nahe, daß diese jetzt ihre Hand ergreifen, sie zu sich niederziehen und ihr ins Ohr flüstern konnte:

„Graf Paul."

Waren es diese zwei Worte oder war es der nahe Blitz, welcher die Gräfin erbleichen machte? Sie trat an das offene Fenster und schaute nachdenklich hinaus; der Sturm hatte die Gewölke mächtig zusammengehäuft, sodaß sie jetzt wie zum Wolkenbruch über dem Gartenhäuschen standen, indeß zur Rechten und Linken immer neue wie zur Reserve heranrücken zu wollen schienen. Mächtige Staubwolken zogen die Alleen herauf, und die schlanken Pap-

peln beugten ihre Häupter vor dem mächtigen Tyrannen, der sie vernichten zu wollen schien.

„Es wird gewiß Niemand kommen,“ meinte die Gräfin, nachdem sie lange auf dieses Naturschauspiel gesehen, und sah Helene bittend an, als wollte sie von ihr eine bejahende Antwort erflehen.

„Er wird kommen,“ entgegnete diese aber fest und bestimmt, und drückte ihre kleine Faust gegen die Fläche der anderen Hand.

„Aber er wird naß werden, der Blitz kann ihn erschlagen.“

„Er hat einen Regenmantel und erschlagen können wir hier auch werden. Uebrigens reitet Graf Paul wie der Wind und ist an Sturm und Wetter gewöhnt. Du kennst doch das Lied, das ich seinetwegen einstudirt habe?“

Hier setzte sie sich ans Klavier und sang, indem sie etwas polternd auf die Tasten schlug:

Mein Liebster ist ein Reiter,
Der reitet wie Sturmeswind
Des Nachts ohn' allen Begleiter
Heran zu mir geschwind;
Er reitet hin durch die Fluren
Im letzten Abendroth,
Doch seines Rosses Spuren —

„Genug, genug,“ rief die Gräfin und legte halb ärgerlich und doch halb lachend ihre schöne weiche Hand auf den Mund der auf einmal so muthwilligen Freundin, „wie kannst Du nur so dummes Zeug singen und zumal bei solchem Wetter?“

In der That schien die Zeit nicht gerade gut gewählt, denn mit einem Male stand die Gräfin so von blendendem, grüngelbem Feuer umflossen, daß ihre ganze Erscheinung etwas feenhaftes gehabt haben würde, wenn sie nicht bei dem unmittelbar darauf folgenden Donnerschlage erschrocken zusammengefahren wäre.

„Siehst Du, das kommt davon, wenn man das Schicksal herausfordert, das Gewitter ist eine Mahnung, zu beten und —“

Hier stieß die Gräfin einen Schrei des Schreckens aus und

wich einen Schritt zurück, ihr voller weißer Arm aber, der wie Alabaster aus dem dunkelblauen Taffetärmel hervorragte, zeigte in gerader Linie zum Fenster hinaus.

„Was hast Du?" fragte Helene erschrocken und trat an das offene Fenster.

Da draußen, etwa 30 Schritt vom Fenster, an welchem die beiden Frauen standen, kniete in betender Stellung ein junger Mann von etwa 19 Jahren, die großen schwarzen Augen fast starr auf das Fenster gerichtet. Der Sturm umbrauste ihn, und der Regen durchnäßte ihn, ohne daß er es zu merken schien, die langen schwarzen Locken peitschten das blaßgelbe regelmäßige Gesicht, in dem jedoch kein Tropfen rothen Blutes bemerkbar war.

„Ach, der Arme", rief Helene und wurde plötzlich sehr ernst, „das ist mein melancholischer Bewunderer, mein leidenschaftlicher und einziger Zuhörer bei den Concerten, die ich den Bäumen im Walde gebe, denn die Vögel machen sich alle aus dem Staube, wenn ich musicire. Du bist doch auch der Meinung, daß wir den armen jungen Mann zu uns einladen?"

Ohne die Antwort der Gräfin abzuwarten, winkte sie eifrig und lud den Knieenden durch Geberden ein, heraufzukommen. Dieser aber bemerkte von dem Allen nichts, denn er hatte nur Augen für die Gräfin, die sich nach und nach von ihrem Schrecken erholte.

„Er sieht mich nicht, er hat nur Augen für Dich," seufzte Helene ganz drollig, „so geht mir's immer, Du machst mir alle Anbeter abspenstig, nicht einmal diesen läßt Du mir übrig, vor wem soll ich denn nun musiciren? Indessen, dächt' ich, versuchtest Du Deinen Einfluß auf ihn und ließest ihn heraufkommen."

Die Gräfin hatte ihre Geistesgegenwart wiedergewonnen, sie lud den jungen Mann durch eine graziöse Handbewegung ein. Dieser erhob sich in demselben Momente mit einer gewissen unsichern Hast, grüßte tief und wie vor einer Gottheit, strich sich mit den Fingern die Locken hinters Ohr, faßte nach seinem einige Schritte

von ihm entfernt liegenden Hute, nahm ihn bedächtig untern Arm und schritt dann langsam auf das Gartenhäuschen zu.

II.

„Siehst Du, wie folgsam er ist;“ spottete Helene, „wie man nur so glücklich sein kann, Alles in Entzücken zu versetzen, Alles zu blenden, wohin man nur das Auge richtet, es wird noch so weit kommen, daß die Eichen ihre ehrwürdigen Häupter vor Dir neigen, und die Wölfe, wenn es deren geben sollte, Dir zu Liebe sich bessern und ein solideres Leben beginnen.“

Die Gräfin zog ihre schönen Achseln aus dem Kleid und blickte ihre Freundin unwillig an:

„Du gefällst mir gar nicht mehr, Du fängst an, so witzig zu werden, es kommt mir immer vor, als wärest Du neidisch auf mich.“

Helenens Augen füllten sich mit Thränen, und mit dem innigsten Ausdruck in Ton und Blick sagte sie:

Aurelie, Du bist ungerecht, wäre ich neidisch, ich hätte mich längst von Dir getrennt. Alle meine Freunde, Du weißt es, sind die Deinigen, ich verbleiche neben Dir, wie ein kleiner bescheidener Stern, wenn die mächtige Sonne heraustritt, so unbedeutend bin ich nicht, daß ich in anderer Umgebung nicht auch etwas sein könnte, aber ich liebe Dich, ich bleibe bei Dir und Du — Du sagst ich wäre neidisch auf Dich?“

„Vergieb mir, Helene“, rief die Gräfin und umarmte das Mädchen stürmisch, „Du weißt, ich plaudere viel und denke wenig, ich weiß, was Du mir bist, und ich habe Dir manche Vernachlässigung zugezogen, weil ich dem Reize nicht widerstehen konnte, von Vielen bewundert und umgeben zu sein. Aber, wenn Du mir heute sagst, ich liebe Den, gieb ihn frei, und wenn er mir der Liebste wäre, ich wollte Dir ihn opfern!“

Helene mußte wieder lächeln und machte ihre Freundin darauf aufmerksam, daß sie nicht mehr allein waren. In der That hatte sich während der ebenerzählten Szene die Thüre langsam geöffnet, und die schmächtige Gestalt des jungen Mannes stand bewegunglos, wie von Stein, im Zimmer. Die ganze Haltung des Ankömmlings drückte keine Verlegenheit aus, aber eine Art Unbewußtsein seiner Lage gab sich in dem ausdruckslosen Auge kund.

„Setzen Sie sich, mein Herr!" sagte die Gräfin nach einer kleinen Pause und deutete auf einen Stuhl.

Jener aber blieb regungslos stehen und starrte die Gräfin unverwandt an, so daß diese jetzt selbst in Verlegenheit kam und nicht wußte, was sie mit dem seltsamen Gaste anfangen sollte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" fragte nun auch Helene mit freundlichem Tone und schob einen Sessel vor.

Aber auch dieser Einladung wurde keine Folge geleistet, die Frauen sahen sich gegenseitig an, als wollten sie sagen: was nun weiter?

„Mag er stehen, bis er müde wird", sagte endlich die Gräfin und setzte sich an ihre Stickerei.

„Einmal wird er doch reden", meinte Helene und beugte sich wieder auf ihre Arbeit. Draußen fiel indessen der Regen in schweren Tropfen, so daß man ihn deutlich auf die Blätter aufschlagen hörte, die großen Aeste hoben und senkten sich in schwankender Bewegung mit ihrem Blättermeer, und dumpf erklang die Musik des Sturmes zu diesem Schauspiel.

„Da", sagte auf einmal der junge Mann, und streckte den Arm steif und in einem geraden Winkel vom Körper ab, während der Zeigefinger auf eine hundertjährige Buche wies, die etwa zwanzig Schritt vom Fenster stand.

Die heisere Stimme wirkte unangenehm auf die Nerven der Gräfin, sie verzog ihr Gesicht und sah zum Fenster hinaus, aber sie konnte ebensowenig als Helene, irgend etwas Besonderes entdecken.

„Haben Sie etwas gesehen?" fragte Letztere endlich.

Er hatte aber den Arm schon wieder sinken lassen und rieb sich stilllächelnd die Hände.

„Ich glaube, der hält uns zum Narren", sagte die Gräfin, „bekümmern wir uns nicht mehr um ihn."

Helene sah den jungen Mann durchdringend an, konnte aber keinen Schlüssel zu diesem Räthsel finden. Plötzlich aber überkam sie ein Gedanke, sie legte die Stickerei bei Seite und setzte sich ans Klavier. Beim ersten Tone, den sie erklingen ließ, fuhr er zusammen, und seine Augen begannen Ausdruck zu bekommen, die starren Glieder löſten sich, und schon nach den ersten Akkorden stand er am Klavier. Die Gräfin schien er ganz vergessen zu haben, er drehte ihr den Rücken zu und sank in einen Sessel, das Gesicht nach Helenen gekehrt. So wie die Tonwellen kamen, wiegte er sein Haupt hin und her, manchmal schüttelte er es unwillig, manchmal lächelte er sanft, und eine helle Freude zeigte sich in den bleichen Zügen.

„Spielen Sie wohl auch?" fragte Helene, die das Mienenspiel des Andern aufmerksam betrachtet hatte, und hörte einen Augenblick auf zu spielen.

„Ich?" fragte dieser ganz verwundert.

„Nun ja, Sie scheinen die Musik sehr zu lieben?"

„Freilich", meinte er und lächelte etwas geheimnißvoll.

„Verstehen Sie Klavier zu spielen?"

„Kennen Sie mich denn nicht?" fragte er ganz verwundert.

„Ich habe das Vergnügen nicht, aber deshalb können Sie mir doch eine Frage beantworten?"

„Spielen?" sagte er, „freilich, jawohl, ich bin's ja selber."

„Wer sind Sie selber?"

Er legte den Finger auf den Mund und sagte halb leise:

„Ich darf's nicht sagen, daß ich Musiker bin, ich spiele sehr schön, Alles, Alles. Sie kennen meinen Namen nicht? Sie werden erstaunen, sehr erstaunen."

„Sie machen mich sehr neugierig, wollen Sie mir Ihren Namen nicht sagen?“

„Ich? ich bin . . . nein, ich darf nicht, ich hab's versprochen, ich soll unbekannt bleiben, aber Sie werden es errathen.“

„Wollen Sie nicht einmal spielen?“ bat nun Helene und bot ihm ihren Sitz an.

Er nickte mit sehr gravitätischer Miene, setzte sich mit Würde auf den Sessel, versuchte, ob seine Finger die nöthige Elasticität hätten und begann zu spielen.

Gleich bei den ersten Akkorden gewannen die Damen die Ueberzeugung, daß der junge Mann überhaupt nicht spielen könne, denn er brachte nichts als Dissonanzen hervor, welche das Ohr beleidigten und Helene veranlaßten, ihm Vorstellungen gegen sein Weiterspielen zu machen.

„Sie verstehen ja gar nicht zu spielen“, sagte sie, „hören Sie denn nicht, daß das nicht klingt?“

Er sah sie äußerst verwundert an, lächelte dann herablassend, indem er, immer fortspielend, sie belehrte:

„Das kommt Ihnen nur so vor, Dissonanzen giebt es eigentlich im Reiche der Töne nicht, wenn ich C anschlage, so klingt dieser Ton doch schön, und wenn ich D anschlage, so klingt der Ton auch schön, warum soll C und D zusammen angeschlagen nicht auch schön klingen?“

„Sie hören aber doch, daß sie nicht schön zusammenklingen“, sagte Helene.

„Freilich klingen sie schön zusammen, aber Ihr Ohr ist zu wenig geübt, nicht fein genug, um andere als die einfachen Verhältnisse der Schwingungen schön zu finden. Wenn Sie mir sagen, daß die große Terz schöner klingt, als die kleine, so kann ich Sie nur als Barbarin ansehen, wenn Sie die Quinte schön finden, so sind Sie noch sehr wenig geeignet, in der Musik irgend welche Fortschritte zu machen, nur die Quintenfortsätze haben zuweilen eine große Bedeutung, eine charakteristische Kraft. Glauben Sie

mir, ich muß daß wissen, und meine Werke zeugen von der Vortrefflichkeit dieser Ansichten."

Helene war ganz verdutzt und richtete ihre Blicke auf den jungen Mann, der sie mit offenen, ehrlichen Augen ansah.

„Sie haben Werke geschrieben, musikalische Werke?"

„Das wissen Sie nicht?" fragte er mit dem Ausdrucke des höchstens Erstaunens, „meine Werke sind in der ganzen gebildeten Welt als die höchsten Meisterwerke angesehen worden."

„Unter welchem Namen? ich kenne ihren Namen noch gar nicht."

„Ich heiße Gerhardt, das heißt, man nennt mich so, aber meine Werke habe ich unter dem Namen Beethoven heraus gegeben."

„Beethoven?" fragte Helene mit wachsendem Erstaunen.

„Beethoven," versicherte er mit der treuherzigsten Miene. „Kennen Sie meinen Fidelio? Sie müssen ihn kennen, und werden mir zugestehen, daß ich es besser als jeder andere verstehen muß. Mein Fidelio ist das schönste Werk, das je auf dieser Erde in irgend welcher Kunst geschaffen wurde, selbst Raphael's Madonna, selbst Homer's Gesänge haben die Heiligkeit der Kunst nicht so glänzend bewiesen, als mein Fidelio. Ich achte Mozart sehr hoch, aber er war zu profan, er wäre der einzige gewesen, der mir nahe gekommen wäre, aber er war zu leichtsinnig, zu wenig gewissenhaft und auch zu wenig musikalisch gebildet."

„Mozart zu wenig musikalisch gebildet?"

„Das kommt Ihnen verwunderlich vor? Es ist aber wirklich so, ich könnte Ihnen hundert und aber hundert Fehler nachweisen, ich thue es nicht, weil Sie mich nicht verstehen würden, und es ist auch nicht nöthig, denn die meisten Menschen sind vollkommen zufrieden mit dem, was er geleistet hat."

„Ich glaube, man kann auch ganz leidlich damit zufrieden sein", sagte Helene etwas spitz.

„Ich nicht", entgegnete er, „mir liegt die Kunst zu sehr am

Herzen, als daß ich ihm seinen Leichtsinn vergeben könnte. Deswegen ist er auch bestraft worden, denn mein Ruf hat den seinen überstrahlt."

„Sie sind also Beethoven?"

„Ja, aber der Neid der Menschen läßt mich nicht zur Anerkennung kommen, man lacht mich aus, verhöhnt mich, und das .... sehen Sie mein Fräulein, das ist doch sehr kränkend, sehr schmerzlich, und da überkommt mich zuweilen ein großer Seelenschmerz und ich werde melancholisch."

„Aber mein Herr, Sie sind ja erst 19 Jahre und Beethoven ist doch schon todt?"

Der junge Mann sah das Mädchen etwas verwirrt an und schien mit sich selbst im Kampf zu liegen, nach und nach verdüsterte sich seine Miene, der zeitweilige Glanz seines Auges verlosch, der Blick wurde todt, und fast weinend sprach er:

„Auch Sie zweifeln an mir, auch Sie, ich kann keinen Menschen finden, der an mich glaubt, ich bin doch zu unglücklich."

In diesem Augenblicke hörte man den Hufschlag eines Pferdes vor dem Fenster und eine fröhliche Stimme rief:

„Guten Tag!"

III.

Graf Paul war weit und breit bekannt als der stattlichste Kavalier, er war einer jener Schooßkinder des Glückes, an denen die Sorgen und Schmerzen des Lebens, durch welche den Menschen mehr oder weniger ihr Dasein verbittert wird, spurlos vorüberzufliegen scheinen, ohne ihr Haupt zu berühren. Graf Paul stand jetzt in seinem dreißigsten Lebensjahre, die wohlgebildete Gestalt ragte über die Meisten, wenn auch nicht wie die des Königs Saul, um ein Bemerkliches hinaus; wenn man ihn mit andern sah, konnte

man die Bemerkung machen, wie sehr die meisten Menschen vom Normalmenschen sich unterscheiden. Das Gesicht zeigte regelmäßige, geistig belebte Züge, das große graue Auge sah klug und mit einer gewissen Zuversicht in die Welt hinaus, die Stirn war hübsch gewölbt, und wenn sie auch nicht die Stirn eines Denkers war, war sie doch nicht so niedrig, um als Sitz gemeiner Denkungsweise angesehen werden zu können. Graf Paul hatte eine vollständige Gymnasialbildung genossen, darauf zwei Jahre zu seinem Vergnügen studirt, drei Jahre lang diente er als Kavallerieoffizier dem Vaterlande und machte als solcher einen Sommerfeldzug mit, der mehr einem militärischen Spaziergange glich. Seitdem er seinen Abschied genommen, lebte er theils in der Residenz, theils auf seinen Gütern, und war sowohl in den aristokratischen Kreisen der Stadt, wie weit umher bei seinen Nachbarn ein stets gern gesehener Gast; denn er tanzte wie Terpsichore selber, er war ziemlich belesen, besaß eine angenehme Weise der Unterhaltung, er spielte ziemlich geläufig Klavier, sang recht nett und konnte in 10 Minuten ein ähnliches Porträt mit dem Bleistifte aufs Papier zeichnen.

Wie er so ins Zimmer trat, konnte man ihm wohl anmerken, daß er seines Empfanges sicher war, er verneigte sich etwas respektsvoll vor Helenen, er küßte der Gräfin zärtlich die Hand, er warf einen halben Seitenblick auf Gerhardt, um ihm einen leichten Gruß hinzuwerfen, wenn dieser sich umdrehe, ignorirte ihn aber vollständig, da das nicht geschah. Bei der Gräfin konnte man deutlich merken, daß sie etwas für diesen Kavalier empfinde, denn trotz ihrer gewöhnlichen Selbstbeherrschung erröthete sie, als des Grafen Blick sie überflog, bis auf die Schultern, und eine gewisse Befangenheit blieb auf ihr haften.

„Sie sehen ich habe mein Wort gehalten trotz Wetter, Sturm und Blitzen," sagte er zur Gräfin.

„Ich habe es auch fest behauptet," rief Helene, „Aurelie wollte es mir nicht glauben, aber ich sagte immer: er kommt, er kommt!"

„Ich habe Ihretwegen viel Angst gehabt,“ meinte die Gräfin, „Sie hätten das Wetter abwarten sollen.“

„Wozu? um mich auslachen zu lassen, weil ich als alter Krieger mich durch ein Paar Regentropfen abhalten lasse, das Vergnügen Ihrer Gesellschaft so zeitig wie möglich zu genießen? So habe ich doch einen kleinen Vorsprung vor den Andern und kann mit Ihnen plaudern, ohne Sie der Gesellschaft zu entziehen.“

„Lange wird's nicht dauern,“ meinte Helene, „denn die Frau Staatsräthin ist so zäh wie Sie, und wenn sie auch nicht im Regen reitet wie Sie, so fährt sie doch sicher im Regen.“

„Was die Götter über uns verhängen, müssen wir mit Geduld ertragen,“ erwiderte Graf Paul mit einem Ausdrucke komischer Verzweiflung und setzte sich zur Gräfin, mit der er sich in ein halbleises, für Helene kaum noch vernehmliches Gespräch vertiefte.

Unterdessen hatte Gerhardt beharrlich weiter gespielt, die Töne hatten seine Aufmerksamkeit so gefesselt, daß er weder das Kommen des Grafen, noch das eben geführte Gespräch hörte. Es waren auch nicht mehr Dissonanzen, die er dem Instrumente entlockte, er phantasirte mit ziemlicher Geläufigkeit, aber ohne Methode, fuhr aus einer Tonart in die andere, berührte bekannte Melodieen, variirte sie aber so, daß das Thema kaum wieder zu erkennen war, und wenn man glaubte, daß er sich in eine bestimmte Melodie vertiefen würde, war er mit einem Sprunge wo ganz anders.

„Was spielen Sie denn da?“ fragte Helene, sich wieder zu ihm wendend.

„Es sind Melodieen, die ich früher komponirte, aber als nicht brauchbar wegwarf, sie sind mir nur lieb der Erinnerung wegen an meine Kinderjahre.“

„Einige Melodieen kamen mir sehr bekannt vor.“

„Alles Schöne kommt Einem bekannt vor,“ sagte er mit einer sehr klugen Miene und spielte weiter.

In diesem Augenblicke fuhr der Familienwagen des Staats-

raths von Löwen vor; Helene warf ihrer Freundin einen spöttischen Blick zu; diese schien wenig erbaut von der zeitigen Ankunft ihres Besuchs; Graf Paul sagte sehr gelassen:

„Und das Schicksal reitet schnell.“

„Oder fährt schnell; selbst im Familienwagen“, meinte Helene.

Der Staatsrath trat bald darauf ein, gefolgt von seiner Frau und seinen beiden Töchtern. Wenn man diese Familie so gehen sah, konnte man sie mit einem Armeekorps vergleichen, von welchem der Staatsrath selbst, mit seiner Behendigkeit, die leichte Reiterei, die Frau Staatsräthin in ihrer imponirenden Ruhe das Gros der Infanterie, die beiden Töchter aber das schwere Geschütz vorstellten. Gewöhnlich bildete auch der Staatsrath die Vorhut, indem er immer drei bis vier Schritte seiner Frau Gemahlin voraus war, ohne daß diese sich deshalb veranlaßt gefühlt hätte, ihre Schritte zu beschleunigen, weil sie sonst befürchten mußte, die Entfernung zwischen sich und den schwerfällig nachrückenden Töchtern allzusehr zu vermehren. Auch hier im Saale hatte der Staatsrath bereits die drei Personen, welche, ihn zu begrüßen, sich erhoben hatten, mir graziösen Complimenten bedacht und ein kleines aber mißlungenes Manöver ausgeführt, um den enragirten Spieler auf seine Ankunft aufmerksam zu machen, ehe die beiden Töchter ihren hochmüthigen Nacken zum ersten Gruß zu beugen sich herabließen.

„Sie sehen“, sagte der Staatsrath, zur Gräfin gewendet, nachdem er zuvor achselzuckend sich von Gerhardt weggewendet, „Frau Gräfin, daß wir. wahre Freunde in der Noth sind, und wenn wir mit unserer Familiengelegenheit nicht so schnell vorwärts kommen, als der Graf mit seinem „Knapp' sattle mir mein Dänenroß“, so sind wir doch nicht minder eilig gewesen, Ihnen zu helfen, diesen trüben Tag zu überwinden.“

„Sie haben sich wie immer als der liebenswürdigste Mensch auf Gottes Erdboden bewiesen und Sie sehen, daß der Himmel anfängt, auf diese edle That herabzulächeln,“ meinte die Gräfin,

und das liebenswürdigste Lächeln auf den rothen Lippen verhüllte den innerlichen Unmuth.

In der That hatte ein frischer Luftstrom die Wolken da oben schon zerspalten, und wenn jetzt noch Regentropfen fielen, so waren sie durch den Wind von den Blättern heruntergeschüttelt. Man öffnete die Fenster, um die erfrischende Kühle hereinzulassen; die Gräfin schellte, ein Diener brachte Eis und Bisquits zur rechten Zeit, denn jetzt waren des Staatsraths Töchter endlich bequem zum Sitzen gekommen. Behaglich fühlten sie sich nicht, denn trotz ihrer kollossalen Gestalten und den von fast plebejischer Gesundheit strotzenden Wangen affektirten diese beiden Mädchen doch, sehr nervös zu sein, eine Eigenschaft, über die der Herr Papa sich mit seinem Humor jeder Zeit hinwegsetzte, welche der Frau Mama aber zu mancherlei Besorgnissen Veranlassung gab. Zu diesem nervösen Zustande wollte es aber gar nicht stimmen, daß Gerhardt jetzt wieder dem Flügel die schreiendsten Dissonanzen entlockte, und sich darin mit einer wahren Wollust erging.

„Mein Gott, wie kann man nur so spielen, der junge Mann versteht ja gar nichts," sagte Fräulein Katharina, die Aelteste der beiden Grazien.

„Meine Tochter hat Recht", bemerkte die Staatsräthin sogleich, „dieses Spiel irritirt die Nerven."

„Wollen Sie nicht aufhören?" fragte Helene mit ihrer sanftesten Stimme und sah den jungen Mann mitleidig an.

„Gefällt es Ihnen nicht," fragte Gerhardt und seine Mienen wurden wieder düster.

„Mir gefällt es schon," entgegnete sie, „aber die Damen dort können es nicht vertragen."

„Nicht!" sagte er spöttisch und schlug kräftig auf die Tasten, worauf er geräuschvoll aufsprang.

„Hilf Himmel!" miaute Fräulein Katharine und machte eine halbe Wendung zum Ohnmächtigwerden, was sie allerdings unterließ, als sie sah, daß Niemand Miene machte, ihr beizustehen.

Wie aber erschrack sie, als der junge Mann mit etwas irrem Blicke auf sie zutrat und sie mit den Worten anredete:

„Sie sind wohl nicht musikalisch, Fräulein?"

Ehe sie sich aber von ihrem Erstaunen erholen und sich entschließen konnte, ob sie eine Antwort geben wollte oder nicht, hatte Gerhardt ihr schon den Rücken zugewendet, Helenen die Hand geküßt, der Gräfin eine tiefe Verbeugung gemacht und sich dann, ohne die übrigen Personen zu beachten, aus dem Zimmer entfernt. Eine feierliche Stille herrschte nach seinem Weggange im Zimmer, bis endlich die indignirte Staatsräthin fragte:

„Wer ist denn dieser Mensch?"

„Meinen Sie den jungen Mann, der soeben das Zimmer verließ? Wünsche übrigens guten Tag meine Herrschaften."

Mit diesen Worten führte sich ein Herr ein, der, wie es schien, zu Fuße gekommen war und die Spuren des Gewitters an seinen Kleidern trug. Es war ein junger Referendar, mit leichtem, blonden Schnurr- und Backenbart, rosigem Gesicht, blauen Augen, die recht zuversichtlich unter der goldenen Brille hervorschauten. Mit Ausnahme der kornblauen Kravatte, der violetten Handschuhe und des schwarzen Hutes war der ganze Mann bis auf die Zeugstiefeln in Nanking gekleidet, er bewegte sich gewandt, hatte im Handumdrehen durch eine einzige halbkreisförmige Verbeugung die Anwesenden begrüßt und seinen Sitz eingenommen, ehe die Gräfin mit ihrer Einladung dazu fertig geworden war.

„Kennen Sie ihn?" fragte Helene mit sichtlichem Interesse.

„Gewiß kenne ich ihn und zwar seit zwei bis drei Jahren."

„Es scheint ein Original zu sein," meinte Graf Paul.

„Ein Original, hm, wie man's nimmt, Originale sind wir Alle, die Einen mehr, die Anderen weniger, in der Residenz sieht man ihn als einen Irrsinnigen an."

„Ein Irrsinniger, Himmel, in welcher Gefahr bin ich gewesen," miaute Fräulein Katharina, und war abermals nicht abgeneigt, in eine Ohnmacht zu fallen.

„Keine Furcht, der junge Musiker leidet an einem unschädlichen Irrsinn.“

„Also doch ein Musiker?“ fragte Helene, „mir sagte er, er wäre Beethoven und nahm mir's sehr übel, daß ich es nicht glauben wollte.“

„Ganz recht, wir nennen ihn auch alle Beethoven den Zweiten.“

„Können Sie uns nichts Näheres mittheilen?“

„So viel ich weiß, ganz gern,“ erzählte der Referendar, „er heißt Gerhardt und stammt aus einer Beamtenfamilie; er selbst besuchte einige Jahre das Gymnasium, ohne dort sich besonders auszuzeichnen, denn sein zu Träumereien geneigter Geist nahm wenig Antheil an der Außenwelt. Nur in der Musik machte er Fortschritte, und das bestimmte seine Eltern, ihn vom Gymnasium zu nehmen und in der edlen Musica ausbilden zu lassen. Er ergab sich dieser Kunst mit einer gewissen Hast, freute sich am Meisten selbst über seine Fortschritte und gewann, ehe man sichs versah, die Ueberzeugung, daß er ein großes Genie sei. Diese Ueberzeugung äußerte er bald gegen Jeden, mit dem er zusammenkam, aus dem stillen Menschen wurde ein Prahler. Es dauerte nicht lange, so ließ er geheimnißvolle Winke über seine Kompositionen fallen; man zweifelte Anfangs, aber da er dadurch in seinen Versicherungen immer bestimmter wurde, so äußerte man endlich Begierde, einige derselben kennen zu lernen. Eines Abends endlich, als sich eine kleine Gesellschaft zusammengefunden hatte, wurde er durch vieles Bitten dazu gebracht, eine seiner Kompositionen zum Besten zu geben. Er setzt sich ans Klavier und spielt, wissen Sie was?“

„Nein,“ sagten Alle mit großer Spannung.

„Den Sehnsuchtswalzer von Beethoven!“

„Den Sehnsuchtswalzer von Beethoven?“ fragte erstaunt Helene, „ganz so, wie ihn Beethoven komponirte?“

„Nicht ganz; einige Abänderungen, die ihn aber mehr ver-

unzierten, als zierten, waren angebracht, aber die Melodie war in der Hauptsache ganz dieselbe."

„Das Uebrige kann ich mir vorstellen," sagte Graf Paul.

„Erzählen Sie weiter," bat Helene.

„Die Gesellschaft nahm sich die Freiheit, ihm zu sagen, daß unglücklicher Weise schon ein Anderer vor ihm diese Melodie erfunden habe, er stritt hartnäckig dagegen so lange, bis sich Einer ans Klavier setzte und ihm den Sehnsuchtswalzer vorspielte. Darauf verließ er den Saal und wurde von der Zeit an tiefsinnig. Einige rechtmeinende Leute suchten ihm seinen Irrthum zu nehmen und ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er wurde von Tag zu Tag hartnäckiger. Sonderbar war es, daß er die Beethoven'schen Kompositionen vom frühen Morgen bis zum späten Abend fleißig studirte und dabei immer fester überzeugt wurde, er sei Beethoven selbst. Daß ist Alles, was ich weiß, und damit müssen Sie sich schon begnügen."

„Das ist ein schreckliches Schicksal," meinte Helene, „den Verstand zu verlieren, ist wohl das schwerste Unglück."

„Warum?" meinte der Referendar, „viele Wahnsinnige befinden sich sehr wohl dabei, es ist eine Umnebelung des Denkvermögens, man empfindet die Freude weniger scharf, aber auch das Unglück."

„Augenscheinlich ist der junge Mann aus thörichter Hoffahrt und übertriebener Selbstschätzung verwirrt geworden," bemerkte Graf Paul.

Helene warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, der ihn sehr zu frappiren schien.

„Mich wundert's nur", meinte der Staatsrath, „daß nicht zwei Drittel unserer sämmtlichen Musiker überschnappen, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt."

„Warum das?" fragte die Gräfin, „ist diese Kunst am Meisten geeignet dazu?"

„Ich finde, daß die Musik in unseren Tagen auf eine unnatür-

liche Stufe hinaufgeschraubt worden ist, und zwar derartig, daß Jeder, der sich ihr ganz und gar widmet, unbedingt ein einseitiger Mensch sein muß. Bedenken Sie, daß die Musik diejenige Kunst ist, welche am wenigsten allgemeine Kenntnisse voraussetzt und nöthig macht, Sie finden darum in keiner Kunst so viele Ungebildete, als gerade unter den Musikern, darum auch nirgends so viel Einbildung und Hochmuth, wie hier. Sehen Sie nur die jungen Zukunftsmusiker aus der Lißt'schen Schule, die langen, hageren Gestalten mit dem ellenlangen Haar, hören Sie sie reden und urtheilen, und fragen Sie sich, ob sie nicht alle einen Sparren oder Sporn zu viel haben? Kommt diesen die Welt nicht gleich mit Tragkörben voll Anerkennung entgegen, können Andere nicht begreifen, daß ihre Künste auf dem Klavier oder ihr Bogenstreichen das Höchste und Erhabenste auf Erden ist, so fühlen sie sich unglücklich, klagen über Verkennung, werden melancholisch oder wohl gar wahnsinnig, wie es leider an jenem jungen Menschen in Erfüllung gegangen ist."

„Die Musik," meinte der Referendar, „ist eine Krankheit des 19. Jahrhunderts, man sagt, sie erschlaffe die Menschheit, mache sie energielos, wie denn auch die Musiker im Leben meistens nachlässige und energielose Naturen sind. Ich möchte lieber den Satz umdrehen und behaupten, weil unser Zeitalter ein so träges und energieloses ist, leistet es so viel in der Musik. Bei den Griechen, Römern und den Völkern des Mittelalters war die Musik eine Dienerin der Poesie, und das ist, glaub' ich, ihre natürliche Stellung, sie soll begleiten und tragen, nicht selbst etwas sein wollen, und seitdem sie sich emanzipirt hat, ist sie ein gedankenloses Wesen geworden, das in den Lüften schwebt. Ich habe viele geistreiche Männer gehört, welche die Musik ein angenehmes Geräusch nennen; auch Lessing war ein Verächter der Musik."

„Die Musik ist nicht blos eine Krankheit, sondern eine Plage in unserer Zeit geworden," bemerkte Graf Paul, „wohin man nur kommen mag, überall werden unsere Ohren in Anspruch genommen;

sogar der Bettler, der unser Mitleid in Anspruch nimmt, getraut sich nicht, ohne Leierkasten zu betteln. Anständige Vergnügungsorte glauben gar nicht mehr ohne Concerte existiren zu können, überall aus den friedlichen Dörfern schallt uns die grausigste Tanzmusik entgegen, der Tanz einen Groschen, und, wenn geblasen wird, zwei Groschen. Und wie wird geblasen? Einen Thaler möchte man geben, damit sie nur aufhörten. Und nicht blos die Instrumentalmusik, auch das Singen nimmt immer mehr überhand."

„Und wer nicht singen kann, der brummt oder pfeift," bemerkte der Referendar.

„Die Gesangvereine," fuhr indessen Graf Paul fort, „wachsen wie die Pilze aus dem Erdboden, sobald zwei Tenor- und zwei Baßstimmen von leidlicher Güte zusammenkommen, wird auch gleich ein Verein gegründet, nun singe zu; oft ist unter zwanzig Stimmen nicht eine vernünftige, aber sie singen, daß die Fensterscheiben springen möchten."

„Eine Stadt von mittlerer Größe kann nur einen wirklich guten Gesangverein zusammenbringen, wenn die besten Kräfte zusammentreten," meinte der Staatsrath, „aber es ist ein neuer Beweis der menschlichen Schwäche, daß Jeder der Erste sein will, zumal bei den Musikern und vorzüglich bei den Sängern. Ein solcher Sänger, der seinem geistigen Gehalte nach nichts ist, seine Stimme, ein Naturgeschenk, verwerthet, wie der Banquier oder der Kaufmann sein ererbtes Geld, ist nur so lange etwas, als er eine Vergleichung nicht auszuhalten hat, die Stimme deckt die Person, den Geist, den Charakter, wie die Firma die Waare deckt; nehmt einem Sänger die Stimme, was ist er dann? Und doch ist Niemand so stolz auf etwas, als ein Sänger auf seine Stimme, wie denn überhaupt schwache Menschen auf das am stolzesten sind, wofür sie am wenigsten können, auf Schönheit und dergleichen mehr. Diese Eitelkeit macht, daß die guten Stimmen sich in Vereinen z. B. zersplittern, statt sich gegenseitig zu suchen, weil eine gute Stimme immer gern die beste unter Schlechten sein will."

„Wo so viel hartnäckige Gegner der Musik in geschlossener Phalanx mir gegenüberstehen," bemerkte lächelnd Helene, „darf ich wohl kaum eine Vertheidigung wagen. Es mag sein, daß unsere Zeit im Musiciren etwas zu viel leistet, aber das berührt die Kunst selbst nicht; die Musik bleibt nach der Poesie die höchste Kunst, und wenn sie auch keinen gedanklichen Inhalt hat, wie die anderen Künste, wenn sie auch nicht belehrend auf die Massen wirken kann, so ist ihre Bedeutung doch immerhin sehr hoch, denn sie veredelt unsere Gefühle."

„Veredelt unsere Gefühle?" fragte Graf Paul und wurde bald ungeduldig. „Eine Kunst, welche die Gefühle veredelt, müßte zunächst die Gefühle derjenigen veredeln, welche sie ausüben, und ist dies der Fall? Wo finden Sie so viele trockene, nüchterne Gesellen, als unter den Musikern? Und wie verhalten sie sich unter einander? Brodneid und Eifersucht ist überall zu finden, nirgends mehr wie hier, selten werden Sie hören, daß ihrer Zweie Freunde sind, oder der Eine überragt den Andern so, daß sich dieser von jenem ins Schlepptau nehmen läßt, ihm als Schildknappe dient. Genug, das ist meine Ansicht, sie gründet sich auf Erfahrung und dabei bleib' ich stehen."

Helene war etwas verstimmt, sie wendete sich zum Fenster. Gräfin Aurelie langweilte das Gespräch unaussprechlich, die beiden Töchter des Staatsraths schienen gar nicht zuzuhören, sie waren viel zu vornehm, um sich über dergleichen auszusprechen, und die Staatsräthin pflichtete ihnen im Stillen bei. Auch des Staatsraths bewegliche Seele hatte länger als gewöhnlich bei diesem Thema gestanden, er stand jetzt auf und sagte, sich die Hände reibend:

„Nun ich dächte, wir hätten unsere Meinungen ausgetauscht, wie wär's, wenn wir uns von der Kunst weg- und der lieben Mutter Natur zuwendeten? Sie haben einen reizenden Park, wollen wir hören, wie sich die Vögel freuen, daß die Blumen wieder frisch erblühen?"

Es war ein Vorschlag zur Güte, man erhob sich; der Staatsrath führte seine Gattin sehr zierlich, der Referendar beschleunigte den Aufbruch von Fräulein Katharina und zog die jüngere Schwester durch gutes Beispiel nach. Graf Paul bot Aurelien den Arm, da er aber Helenen noch immer am Fenster hartnäckig stehen sah, so wendete er sich noch einmal um und fragte:

„Werden Sie uns nicht begleiten, Fräulein?“

„Ich komme nach,“ erwiderte sie und wendete sich wieder zum Fenster.

„Sie ist ein wenig Schwärmerin, meine Freundin“, bemerkte Aurelie halbleise zum Grafen, „man muß sie gewähren lassen,“ und das Paar verließ das Zimmer.

Helene war allein, sie befand in einer aufgeregten Stimmung; warum, das wußte sie selbst nicht recht genau. Sie schaute sich im leeren Zimmer um, und ihr reizendes Gesicht hatte einen melancholischen Ausdruck bekommen. Sie setzte sich ans Klavier, fing mehrere Piecen zu spielen an und vollendete sie nicht, sie wußte nicht recht was sie that. Vom Klavier ging sie wieder ans Fenster und schaute hinaus.

Da saß der junge Mann wieder mit seinem bleichen Gesichte, er hatte die Blicke nicht mehr aufs Fenster gerichtet, sondern starrte gedankenlos vor sich auf die Erde nieder. In seiner Seele schien ein Kampf vorzugehen, denn er rang krampfhaft die Hände und auf seiner Stirn glaubte Helene einige Schweißtropfen zu entdecken. Ihr war es, als ränge diese Seele nach einem bestimmten Bilde oder Gedanken, und suchte den Flor zu zerreißen, der sich ihr widersetzte.

„Armer Mensch,“ rief sie, „wie mag es in Deinem Innern aussehen, wo Alles rings umher sich neu verjüngt in der Natur, bleibst Du nur unberührt von den Wohlthaten der liebreichen Natur. Du siehst die Diamanten nicht, die auf dem smaragdnen Grün im Sonnenlichte funkeln, umsonst grüßen Dich die Blumen des Waldes mit ihrem süßesten Lächeln, und der kühle West, der

in den Blättern rauscht, kühlt Deine heiße Stirne nicht. Was ist Dir, was mag Dich jetzt bewegen?"

In diesem Augenblicke schaute er auf, sein Auge war todt, wie von einem Schleier umzogen, doch nach und nach gewann es einigen Glanz, es war, als hätte es die Farben aufgenommen und eingesogen, die sich ihm aufdrängten.

IV.

Es war in der That der Anblick Helenens, welcher ihn neu zu beleben schien; sie fühlte es, und ein Mitleid bemächtigte sich ihrer in einem Grade, daß sie nicht länger widerstehen konnte.

„Ich will mit meiner schwachen Kraft versuchen," sagte sie zu sich selber, „ob ich ein wenig Licht in dieses Dunkel bringen kann", und mit einer anmuthigen Handbewegung lud sie den Kranken ein, heraufzukommen.

Wie an einem unsichtbaren Fädchen gezogen, folgte der junge Mann dieser stummen Einladung, doch beschleunigte weder die Freude seine Schritte, noch hemmten Besorgniß und Scheu seinen Gang. Helene suchte sich zu einer so eigenthümlichen Unterhaltung vorzubereiten und spielte — sei es nun unklare Erinnerung oder binder Zufall — den Sehnsuchtswalzer von Beethoven. Wie sie sich so in die harmonischen Tonwellen vertiefte, da wußte sie kaum noch von dem Besuch, sie hörte nicht, wie er die Thür öffnete, sie hörte es nicht, wie er näher kam, sie blickte nur einmal auf, und da starrte ihr das bleiche Gesicht und das dunkelglühende Auge so starr entgegen, daß es ihr unheimlich wurde, und sie mitten im Spiele aufhörte.

„Weiter spielen," bat er, „Sie spielen meine Kompositionen mit einem solchen Ausdruck, daß es mir ist als würden sie von Ihnen neu geschaffen."

Die verhängnißvolle Frage nach dem wirklichen Komponisten schwebte wieder auf ihren Lippen, aber sie unterdrückte sie mit schneller Ueberlegung und sagte:

„Diese Komposition ist von wunderbarer Gefühlstiefe, so oft ich sie spiele, so oft kommt sie mir neu vor, immer gewinne ich ihr neue Seiten ab.

„Bei mir ist es anders, sie gefällt mir manchmal ganz gut, manchmal aber kann ich sie kaum ausstehen, ich verändere sie, komme wieder auf das Ursprüngliche zurück; je nachdem, es kommt mir nicht darauf an.“

„Schwebte Ihnen beim Komponiren nicht eine ältere Melodie vor?“

„Ich weiß es nicht mehr genau, es kommt mir manchmal so vor, und dabei erfaßt mich allemal eine geheimnißvolle Angst. Ach, Sie haben gar keinen Begriff, wie sehr einen so etwas erschüttert, zu denken, es möchte ein Anderer auch schon geschaffen haben, was wir zuerst geschaffen zu haben vermeinen.“

Helene suchte augenscheinlich den Verirrten wieder auf den richtigen Weg zu leiten und ging darum so angelegentlich wie möglich auf seine Gedankenwege ein, so faßte sie auch diese Wendung zum Bessern mit einer gewissen Hast auf, indem sie sagte:

„Dem wahren Künstler sollte so etwas fremd sein, es sollte ihn in seinem Schaffen nicht stören; er muß das Schöne gestalten so gut er kann; findet er später, daß es ihm nur gelungen ist, etwas bereits Dagewesenes zu bringen, so soll er sich dadurch nicht stören lassen, soll es als den gemeinschaftlichen Anfangspunkt betrachten, von dem aus er und eine verwandte Schöpferkraft weiter und zwar jeder auf seine eigene Weise geht. Meinen Sie das nicht auch?“

Der junge Mann horchte mit ängstlicher Spannung und neigte sein Haupt mit bedenklicher Miene, worauf er sich mit einer gewissen Feierlichkeit in Wort und Ausdruck zu Folgendem herbeiließ:

„Eigentlich müßte es so sein, aber es ist uns Allen eine

gewisse Sehnsucht innewohnend, selbst etwas zu sein, etwas ganz Anderes als die übrigen Menschen. Sobald man einen eigenthümlichen Gedanken äußert, ein originelles Werk schafft, stellt man sich mit einem Male der ganzen Menschheit gegenüber als ein gleichberechtigtes Wesen, welches mit der großen Menge keine Gemeinschaft mehr hat, aus einem Millionentheil wird man auf einmal ein festgeschlossenes Ganzes; von dem Augenblick aber, wo man etwas spricht, dichtet, malt, komponirt, was Andere schon vor uns gethan, ausgesprochen, gedichtet, gemalt, komponirt haben, vermischt man sich mit der großen Menge, wird man ein winziges Bruchtheil der Menschheit."

Helene erstaunte, so viel Klarheit in der Ausdrucksweise da zu finden, wo eben noch Alles in wilder Wirrniß zu liegen schien, sie fragte weiter:

„Kann denn aber ein Mensch zu jeder Zeit originell sein?"

„Gewiß ist das möglich, nur die Trägheit, vereint mit dem Gedächtniß, läßt es nicht zu."

„Wie meinen Sie das?"

„Sehr einfach, wir wollen etwas thun, da fällt uns ein, daß andere Menschen in ähnlichen Fällen das und jenes gethan haben, und ohne allzulange zu prüfen, thun wir dasselbe. Es giebt Menschen, die immer rath- und thatlos dastehen, sobald ihnen etwas passirt, was Anderen noch nicht passirt ist, es giebt Leute, die immer nur das sprechen, was andere Menschen vor ihnen gesprochen haben, die sich in lauter banalen Phrasen ergehen."

Das Gespräch der Beiden wurde unterbrochen durch das Wiedereintreten der Gräfin, welche sehr erregt zu sein schien; die Spitzenmantille war ihr von der einen Schulter geglitten und schleppte am Boden hin, und eine fieberhafte Röthe war in ihrem sonst so regelmäßigen, jetzt etwas verunstalteten Gesicht zu sehen.

„Wo bleibst Du denn, Helene?" fragte sie mit einem ziemlich barschen Tone, „die ganze Gesellschaft fragt nach Dir, was hält Dich denn zurück?"

„Die ganze Gesellschaft fragt nach mir? was geht mich die Gesellschaft an, kann ich nicht bleiben, wo ich bin?“ entgegnete Helene mit etwas Empfindlichkeit.

„Wenn man Besuch hat, muß man sich mit ihm beschäftigen, das ist so Sitte.“

„Der Besuch gilt Dir und nicht mir, hier habe ich selber Besuch, eingeladenen Besuch, der hält mich ab, und die Gesellschaft wird so freundlich sein, sich ohne mich zu behelfen.“

„Besuch? Du? meinst Du vielleicht diesen Menschen hier? Das nennst Du Besuch?“

„Aurelie, ich begreife nicht, Du bist von einer Bitterkeit, die ich noch niemals an Dir bemerkt habe, soweit aber darfst Du Dich nie vergessen, daß Du unglückliche arme Menschen in Deinem eigenen Zimmer beleidigst, zumal wenn sie von mir eingeladen sind. Du zwingst mich sonst allerdings, meine eigene Heimath wieder aufzusuchen und Dich zu verlassen.“

„Helene,“ rief die Gräfin, der andere Theil der Mantille folgte dem vorangegangenen, während die Dame selbst sich ihrer Freundin in die Arme warf, „Du willst mich verlassen, Du mein einziger Trost! Vergieb mir nur dieses einzige Mal, ich weiß nicht was ich rede, denn ich bin unglücklich, unaussprechlich unglücklich.“

Helenen standen die Thränen in den großen klaren Augen, als sie ihre Freundin, deren Busen in hohen Wellen gegen den ihrigen schlug, so außer sich sah. Sie drückte sie leidenschaftlich an sich, küßte ihr die Augen und die Stirn und sagte:

„Beste Aurelie, was ist mit Dir? Du unglücklich, wie ist das möglich?“

Der junge Musiker hatte sich unterdessen wieder ans Klavier gesetzt und spielte von Neuem seine Variationen zum Sehnsuchtswalzer, aber in so feierlicher Weise und mit so viel merklichen Abweichungen, daß sie bald wie ein selbstständiges Produkt angesehen werden konnten.

„Er liebt mich nicht," hatte indessen Aurelie mit gepreßter Stimme ihrer Freundin zugeflüstert.

„Er liebt Dich nicht?" fragte Helene mit dem Ausdruck höchster Verwunderung, „wie kann das sein, wie kommt Dir auf einmal diese Ueberzeugung?"

„Ich spreche mit ihm, ich unterhalte ihn, und er, mich Dreimal unterbrechend, fragt nach Dir und warum Du nicht kämest."

„Er fragt nach mir, Graf Paul?"

„Graf Paul, verstehst Du nun meinen Schmerz?"

Helene mußte wieder lächeln, die Sache kam ihr so tragisch durchaus nicht vor und, Aurelien die Hand streichelnd, sagte sie:

„Die Schwäche der Eifersucht habe ich nie an Dir bemerkt, hüte Dich davor, sie steht Dir ganz und gar nicht. Wenn irgend Jemand auf Gottes Erdboden, so bist Du diejenige, welche am wenigsten Ursache hat, auf eine andere arme Sterbliche eifersüchtig zu sein." —

„Mein Lebtag bin ich nicht eifersüchtig gewesen, ich habe nie darnach gefragt, ob sich ein Herr von mir weg einer anderen Dame zuwendete, ich habe es nicht einmal bemerkt, aber diesmal fühle ich doch, daß es mir näher geht, daß ich ihn nicht, ohne heftige Schmerzen zu empfinden, verlieren könnte, denn wirklich, Helene, ich will Dir's offen eingestehen, ich glaube, ich liebe ihn."

„Nun, dann werden zwei Menschen wirklich glücklich sein, denn ich kann Dir nach bester Ueberzeugung versichern, daß er Dich auch liebt und zwar ganz so heftig wie Du ihn."

„Du glaubst es also wirklich?" fragte die Gräfin wieder leichter athmend.

„Ich bin überzeugt davon."

In diesem Augenblicke trat der Graf ins Zimmer.

V.

Daß es außer unseren fünf Sinnen noch verschiedene andere giebt, ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, Gehör, Gesicht, Geruch Geschmack und Gefühl ist gar nichts, es ist nur traurig, wenn Jemandem eins davon fehlt, aber einen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere machen diese nicht aus. Aber zu sehen, was gar nicht zu sehen ist, zu hören, was gesprochen wird, ohne daß wir zugegen sind, das ist in der That eine Fähigkeit, die man in verschiedenen Stufen bei einem geistig entwickelten Menschen antreffen muß. Man hat diese Fähigkeit Instinkt genannt, in der That aber ist sie nur ein Ergebniß höheren geistigen Lebens, und wird bei denen am merkbarsten vorgefunden, welche geistig am höchsten stehen.

Graf Paul besaß diese Fähigkeit in einem hohem Grade, mit einem Blicke übersah er die Situation, er ahnte, was zwischen den beiden Freundinnen gesprochen worden war, er fühlte, warum der junge Musiker bei seinem Eintritt wieder in die unwilligsten Dissonanzen verfiel, und fein lächelnd trat er den Damen entgegen:

„So unglücklich bin ich lange nicht gewesen," meinte er, „man verläßt mich, ohne mir auch nur Adieu zu sagen! und ich habe Sturm und Regen nicht gescheut, um Ihre Nähe so lange wie möglich zu genießen."

Es war Helenen, als bemerke sie in dem Gesichte des Kavaliers einen boshaften Zug, der sie unangenehm berührte, sie mochte an der ferneren Diskussion keinen Antheil nehmen und ließ sich neben dem Klavier nieder, wo der enragirte Spieler seinem Zorn noch immer die Zügel schießen ließ.

„Aurelie, was ist Ihnen, warum haben Sie mich so plötzlich und so unhöflich verlassen?" fragte der Graf mit herzlichem Ausdruck.

Die Gräfin rang nach Fassung, der Kampf in ihrem Innern hatte bei der Ansprache des Grafen von Neuem begonnen.

„Habe ich Sie mit irgend einem unüberlegten Worte beleidigt,"

fuhr der Graf fort, „so sagen Sie es mir, ich werde nach Möglichkeit bereuen und büßen, und wenn Sie mir auferlegen, wie ein Bramine ein halbes Jahr auf einem Beine zu stehen und mich vom Fliegenfang zu ernähren."

Jetzt hatte die weibliche Verstellungskunst bei der Gräfin die Oberhand in so weit wieder gewonnen, daß sie mit der unbefangensten Miene von der Welt zu ihm aufsehen und ganz gelassen sagen konnte:

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf, Sie waren augenscheinlich sehr besorgt wegen Helenens Abwesenheit, und ich war der Pflichten einer Wirthin viel zu sehr bewußt, als daß ich Sie nicht hätte beruhigen sollen."

Ganz glaublich mochte es dem Grafen wohl nicht vorkommen, aber er war viel zu sehr Weltmann, als daß er der Dame etwas merken ließ, im Gegentheil nahm er Gelegenheit, der Gräfin die Hand zu drücken und zu sagen:

„Ihre Güte hat aus meiner bloßen Neugier eine Besorgniß gemacht, indessen bin ich Ihnen auch dafür dankbar. Jetzt aber darf ich Sie wohl bitten, sich meines Armes zu bedienen, denn Frl. Helene wünscht augenscheinlich allein zu sein."

So viel Selbstbeherrschung wie die Gräfin, hatte Helene allerdings nicht, im Gegentheil verachtete und verschmähte sie alle Verstellung und Koketterie, ihr ganzer Stolz sträubte sich dagegen, irgend eines Menschen willen, sich anders zu geben, als ihr beliebte. Machte man ihr Vorwürfe, daß sie ihre inneren Gedanken und ihre Gefühle zu sehr in ihrem Aeußern wiederspiegeln ließe, so bemerkte sie kurz und entschieden, ich bin wie ich bin und wem ich so nicht gefalle, der läßt es bleiben, Verstellung ist Schwäche, ich bin stark:

„Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle,
„Denn Furcht ist fern von meiner großen Seele!"

So wie sie jetzt mit den kleinen geballten Fäusten da stand, war sie wundervoll schön, ihr dunkler Teint war von einer Purpur-

röthe übergossen, die großen schwarzen Augen blitzten, als wollten sie Jemanden versengen. Etwas derartiges mochte der Graf empfinden, denn er trat bewundernd und betreten zurück und bewegte die Lippen zu einer Entschuldigung. Sie aber wendete sich weg und sagte zu Gerhardt:

„Kommen Sie, wir wollen in den Garten gehen.“

Der junge Mann stand gehorsam auf, reichte ihr den Arm und beide Paare verließen das Zimmer.

VI.

Der Park der Gräfin war in der Gegend allgemein berühmt, Eichen und Buchen bildeten da so ehrwürdige Waldungen und so schattige Alleen, das Bächlein, welches in vielen Windungen denselben durchwanderte, und viele Ueberbrückungen nöthig machte, rieselte so traulich zwischen seinen lieblichen, von Rasen und Moos eingefaßten Ufern dahin, daß von den Geheimnissen der Mutter Natur angeschaut wurde, wessen Herz noch eines heiligen Gefühles fähig war.

Die vier Personen, welche wir nach der im vorigen Kapitel geschilderten Szene in den Park begleiten wollen, empfanden die Schönheiten, die sich ihren Blicken darboten, in verschiedener Weise. Graf Paul war zu viel Weltmann, als daß er etwas Anderes empfunden hätte, als was er beim Anblick einer schönen Landschaft zu empfinden pflegte, er sah es mit Kenneraugen an, ward aber niemals davon so weit hingerissen, daß er nicht nebenbei den Werth taxirt hätte. Die Gräfin war so mit ihren Gefühlen beschäftigt, daß sie die gewohnten Wege instinktmäßig verfolgte, aber weder von der friedlichen Ruhe, noch dem goldenen Lichte, welches zwischen den Luken des grünen Blätterdaches hereinfloß, getröstet werden konnte; für sie gab es unter allen Geschöpfen nur eins, und dieses eine ging an ihrer Seite. Der

junge Musiker war wieder ganz in sich selbst versunken, sein Auge sah nichts um sich herum, und wenn die wechselnden Bilder den Spiegel seines Auges trafen, so trafen sie sicherlich nicht den Spiegel seiner Seele. Statt dem Gesange der Vögel zu lauschen und durch seine erquickende Frische seine Seele zu beleben, summte er eine verwirrte Melodie vor sich hin, oder er pfiff wohl gar halbleise zwischen den Zähnen hervor.

Ganz anders war es mit Helene, sie hatte nie aufgehört, in innigster Vertrautheit mit den Wundern, die nie veralten, zu bleiben; bei ihr öffneten sich alle Poren, um den Balsam in sich aufzunehmen, und wie sie selbst eine liebliche Blume war, so befand sie sich nie wohler, als wenn sie mitten unter Blumen weilen konnte. Ein solches Mädchen ist selbst das höchste Wunderwerk der Natur, die schönste Verbindung der Körper- und Geisterwelt, das, was wir dafür empfinden, muß eine Art Kultus sein, nur leider wird dieser Kultus sehr leicht zur Vielgötterei.

Helene hielt sich aus Diskretion einige Schritte hinter dem voranschreitenden Paare, was den Grafen veranlaßte, sich zuweilen nach ihr umzusehen, und jedesmal gab es Aurelien einen Stich ins innerste Herz. Sie ward nach und nach so verstimmt, daß sie das Gehen verdroß und sie sich auf einer Steinbank niederließ. Als Helene bis zu ihr herangekommen war, lud sie dieselbe ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Graf Paul war stehen geblieben, er schien sich nicht sehr behaglich zu fühlen und zündete sich eine Cigarre an, auch Gerhardt bot er freundlich eine aus seinem Etui.

Dieser sah ihn ganz verwundert an, als sähe er dieses allgemeine Spielwerkzeug der Männerwelt im 19. Jahrhundert zum allerersten Male und schüttelte verlegen mit dem Kopfe.

„Rauchen Sie nicht?“ fragte der Graf.

„Ich habe es nie versucht,“ entgegnete Jener, „und wüßte auch nicht, warum ich es thun sollte.“

„Das Rauchen,“ meinte der Graf, indem er einige Schritte mit dem jungen Musiker weiter ging, „ist eine sehr hübsche Beschäftigung,

sie ist so mechanisch geworden, daß sie uns niemals stört oder abzieht, sie erleichtert das Denken ungemein, und ich kann mir gar nicht vorstellen, daß man denken kann, ohne dabei zu rauchen.“

„Ich halte das Rauchen für eine üble Angewohnheit,“ sagte der junge Mann sehr entschieden.

Das stimmte mit den Ansichten des Grafen, welche jeder Zeit mit der großen Fluth schwammen, durchaus nicht überein, es kam ihm beschränkt vor, dergleichen mit solcher Bestimmtheit zu äußern. Darum schwieg er, weil er weitere Entgegnungen als unter seiner Würde hielt, und stumm gingen Beide neben einander, bis sich der Graf endlich erinnerte, daß er die Damen ganz allein gelassen hatte. Er kehrte schnell um, ohne den weiter schreitenden Gerhardt zum Mitgehen aufzufordern. Mit den Gängen des Parkes war er nicht sehr vertraut, ehe er sich's versah, war er auf einen falschen Weg gekommen, er suchte seinen Irrthum zu verbessern, kam aber erst nach Verlauf einer Viertelstunde wieder auf den richtigen Weg und zu der Bank, wo er die beiden Damen verlassen hatte. Zu seinem Erstaunen sah er, daß die Gräfin den Ort verlassen, denn nur Helene saß in stiller Träumerei an derselben Stelle.

Wie ein Blatt am Wipfel eines hohen Baumes leise zu zittern beginnt, noch ehe der heranziehende Wind es berühren konnte, so zitterte Helene, noch ehe ihr Ohr die Schritte des Grafen vernommen, noch ehe ihr Auge seinen ihm vorangehenden Schatten gesehen hatte. Das bläuliche Licht, welches durch die Bäume auf ihre lieblichen Züge herabfiel, verlieh ihnen eine eigenthümliche melancholische Färbung.

„Sie sind allein, Fräulein Helene, Aurelie hat Sie verlassen?“ fragte der Graf mit seinem herzlichsten Tone, und blieb ihr gegenüber stehen.

Sie hatte ihn kommen gefühlt, wie der Soldat die Kugel heranfliegen fühlt, aber sie hatte gedacht, er würde an ihr vorübergehen, oder bei Zeiten zurückgehen, sie wäre geflohen, wenn sie

dazu Bewußtsein und Energie genug behalten hätte. Daß sie der Graf anredete, schien ihr etwas verwegen, sie erschrak ordentlich darüber; denn so oft sie bis jetzt mit einander zusammengetroffen waren, hatte sie sich von ihm beleidigt gefühlt. Es versteht sich von selbst, daß Graf Paul viel zu sehr Weltmann, viel zu höflich und galant war, um Jemanden Seinesgleichen, oder wohl gar eine Dame zu beleidigen, aber für empfindlichere Seelen giebt es Beleidigungen, von denen die Welt nichts ahnt und nichts sieht, und die doch schärfer gefühlt und aufgenommen werden, als solche, die man im Leben blutig zu rächen pflegt. Und solcher Beleidigungen hatte Helene gar viele gefühlt, es war die offenbare Ueberlegenheit, die er gegen sie zur Schau trug, das öftere Uebersehen ihrer Person und Ueberhören ihrer Worte, die Oberflächlichkeit der Redensarten, mit der er sie abzuspeisen pflegte, wenn er gerade mit ihr sprechen mußte. Ihrer Gewohnheit gemäß hatte sie ihre Gesinnungen gegen den Grafen durchaus nicht verhehlt, sie vermied, so viel sie konnte, mit ihm in irgend welche Berührung zu kommen, sie nahm, so oft dies geschah, jene Miene fremder Höflichkeit und kalter Zurückhaltung an, welche die Worte auf den Lippen des Andern gefrieren machen, und wenn sie lange Zeit in seiner Gegenwart verweilen mußte, bekam sie Kopfschmerzen und hörte schwer.

In gegenwärtiger Situation hielt sie eine Unterredung mit dem Grafen schon gar nicht passend, sie stand darum ziemlich eilig auf und sagte:

„Ich werde Aurelie rufen, sie wußte nicht, daß Sie wiederkommen würden.“

Mit diesen Worten wollte sie sich eilig entfernen, aber der Graf trat ihr mit einer schnellen Wendung in den Weg, faßte ihre Hand und sagte mit innigem Ausdruck:

„Fliehen Sie noch nicht, seit langer Zeit suchte ich Gelegenheit, mich Ihnen gegenüber auszusprechen, es hat sich nie getroffen, wollen Sie mir nicht einige Minuten schenken.“

— „Sie? sich aussprechen? ich wüßte wirklich nicht, was Sie mir sagen könnten.“

„Nur einige Minuten, und Sie wissen es.“

„Man wird uns vermissen.“

„Einige Minuten wird sich die Gesellschaft schon gedulden.“

„Es sei, sprechen Sie,“ sagte sie endlich, da sie sah, daß der Graf durchaus darauf bestand und setzte sich, die Hände voll Ergebung in ihren Schooß legend.

„Ich möchte,“ begann der Graf, „mit einer Frage anfangen, wenn ich mir dazu die Freiheit nehmen dürfte.“

„Fragen Sie immer zu,“ sagte Helene mit jetzt ganz ruhiger Miene.

„Nun, dann wage ich, Sie nach dem Grunde zu fragen, warum Sie eine so feindselige Stellung gegen mich eingenommen haben?“

„Eine feindselige Stellung?“ ich wüßte nicht.“

„Doch; erlauben Sie, daß ich dabei verharre, Sie wollen nur eine direkte Antwort vermeiden.“

„Nein, Herr Graf, durchaus nicht, wissen Sie, Heuchelei und Verstellung ist bei mir nicht zu finden, und ein gehässiges Gefühl ist mir immer fremd geblieben. Wie die Leute sich mir gegenüber benehmen, so benehme ich mich auch gegen sie, wenn mir Jemand gefällt, so kann er das leicht bei mir merken, und wenn mir Jemand nicht gefällt, so bleibt er auch nicht in Ungewißheit. Es ist dies freilich nicht die Sitte der Welt, aber ich sehe nicht ein, warum ich mich immer nach anderen Menschen richten soll.“

„Wenn dem so ist,“ sagte der Graf nach einigem Besinnen, „so habe ich allerdings allen Grund, anzunehmen, daß Ihnen mein Benehmen nicht gefallen hat.“

„Dem ist allerdings so, Herr Graf.“

Diese entschiedene Sprache war dem Grafen wohl noch gar nicht vorgekommen, er sah das junge Mädchen erstaunt an, und sagte dann mit ziemlich herabgestimmtem Tone:

„Ihre entschiedene Antwort sagt mir sehr viel, ich kann Ihnen

nicht verhehlen, daß ich sehr betreten darüber bin und sehr gern einen Aufschluß darüber haben möchte."

„Den sollen Sie haben, Herr Graf, so klar und offen, wie Sie es nur wünschen können. Ich mache mir nicht viel daraus, wenn die Menschen, ohne daß sie sich die Mühe gegeben haben, mich näher kennen zu lernen, mich geringschätzen und . . .

„Geringschätzen?" fragte der Graf erstaunt.

„Ich sagte so," entgegnete sie und glättete die Falten ihres Kleides.

„Sie gehen, Herr Graf, entschuldigen Sie meine Aufrichtigkeit, durch die Menschen, als wären Sie eine höheres Wesen, dem man überall weichen, dem man Verehrung widmen müßte, den Frauen begegnen Sie, als wenn diese nur auf den Augenblick warteten, wo Sie sie durch eine Auszeichnung glücklich zu machen geruhen würden, als wenn Ihnen jedes Frauenherz entgegen fliegen müßte . . ."

„Aber Fräulein Helene," unterbrach sie der Graf mit allen Zeichen des Erstaunens.

„Sie haben mich zum Sprechen veranlaßt, lassen Sie mich aussprechen. Einen Menschen, der sich so benimmt, nennt man mit den mildesten Ausdrücken zuversichtlich oder eingebildet, und diese Eigenschaft bewirkt, daß alle Anderen sich verletzt fühlen, die auch etwas von sich halten. Was nun mich selbst betrifft, so konnte es mir im Grunde genommen ganz gleichgültig sein, wie Sie sich mir gegenüber verhielten, aber mein guter Genius sagt mir doch, daß ich mich selbst erniedrigen würde, wenn ich mich anders Ihnen gegenüber verhielte, als ich mich in der That verhalten habe. Das ist, Herr Graf, die einzige richtige Lösung meines räthselhaften Benehmens, und nun Sie den gewünschten Aufschluß haben, lassen Sie uns gehen, denn wir sind lange genug aus der Gesellschaft weggeblieben."

„Einen Augenblick noch," bat der Graf und hielt Helene zurück, „auch ich muß mich gegen Sie aussprechen."

„Einen Augenblick? es sei, aber nun recht kurz, wenn ich bitten darf.“

„Die bitteren Wahrheiten, die Sie mir gesagt haben, mögen scheinbar gegründet sein, aber wenn mein Benehmen hier und da verletzend erschien, so werden Sie mir auch zugeben müssen, daß es natürlich ist. Bedenken Sie einmal, mit wie viel Frauen man in den Salons, in Concerten, Theatern u. s. w. zusammenkommt, wie viel Zeit man mit ihnen verschwendet, wie selten man endlich unter Hunderten auch nur Eine findet, die sich's der Mühe verlohnt, kennen gelernt zu haben. Es giebt viele Männer, die ein förmliches Geschäft daraus machen, mit jeder Dame auf einem möglichst guten Fuße zu stehen, auf jede einen möglichst guten Eindruck hervorzubringen, die darum wie die Hummeln von einer Strohblume zur andern summen und jeder Gans eine Artigkeit sagen. Man findet darum, daß Flachköpfe, welche gewöhnlich darin eine große Gewandtheit entwickeln, weit größere Gunst und eine größere Beliebtheit bei den Frauen genießen, als bedeutende Männer und abgeschlossene Charaktere. Ich meinerseits will mich weder als einen bedeutenden Mann noch als einen großen Charakter hinstellen, aber meine Ansichten von den Frauen im Allgemeinen gehen dahin, daß man so schnell als möglich an ihren Reihen vorübergehen muß und nur die wirklich Hervorragenden einer besondern Aufmerksamkeit würdigen mag.“

„Und mich haben Sie zur großen Masse geschlagen? Ich danke Ihnen für dieses Kompliment, Herr Graf.“

„Ich kannte Sie zu wenig, es mag sein, daß ich in meinem Urtheile zuweilen zu oberflächlich bin.“

„Und ich muß annehmen, daß dem im Allgemeinen so sein mag, aber Ihren Ansichten stimme ich ganz und gar nicht bei. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß jedes Mädchen so viel inneres Leben besitzt, daß es sich der Mühe recht wohl verlohnt, sie näher kennen zu lernen. Aber der Männer giebt es so viele, wie Sie eben anführten, welche den Damen mit leeren, nichtssagenden

Phrasen entgegenkommen, daß man es ihnen nicht verübeln kann, wenn sie mit derselben Münze von uns bezahlt werden. So gut es Hunderte von abgenützten Redensarten giebt, mit denen wir angesprochen werden, so giebt es für uns Hunderte von abgenützten Antworten. Wie wollen Sie von uns Originalität verlangen, wenn die Männer selbst so wenig originell sind?"

„Ich gebe gern zu," meinte der Graf etwas verlegen, „daß auch unter uns viele oberflächliche Köpfe existiren, aber sonst kommt der Mann doch so viel mit der Welt in Berührungen —"

„Daß seine Oberflächlichkeit immer größer wird," unterbrach ihn Helene. „Wir haben doch wenigstens Zeit, so viele stille und einsame Stunden, daß wir über uns und Andere genügend nachdenken können, unsere Arbeiten selbst nehmen uns nicht so in Anspruch, daß wir nicht noch nebenbei denken könnten, wir lesen auch noch hier und da etwas mit Muße und Genuß, wo kommt das jetzt bei den Männern vor, die den Tag über ihren Geschäften nachgehen und des Abends in den Wirthschaften sitzen, Zeitungen lesen und über Politik mit einander disputiren, wenn sie nicht gar diese einzige Zeit, wo sie sich bilden und wieder Menschen werden könnten, durch geistloses Karten-, Brett- oder Billardspiel förmlich todtschlagen? Und dabei sitzen wir thörichten Mädchen oft stundenlang in unserer Einsamkeit und denken über Worte nach, die uns ein Mann so leichthin zugeworfen hat. Warum? weil wir nicht begreifen können, daß man sprechen kann, ohne sich's überlegt zu haben oder dabei zu denken. Habe ich Recht, Herr Graf, oder wissen Sie es besser."

„Ihre Worte enthalten so viel Wahres, daß ich kaum im Stande bin, Ihnen etwas Haltbares zu erwidern, ich will mich darum auch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie oberflächlich auch ich zuweilen in meinem Urtheile bin, das habe ich an Ihnen zur Genüge bewiesen, ich sehe mein Unrecht und meinen Irrthum ein, und bitte recht herzlich um Verzeihung, soll ich sie haben?"

Es lag so viel Innigkeit in dem Tone und so viel Treuherzigkeit in dem Blicke des Grafen, daß Helene nicht umhin konnte in die dargebotene Hand die ihrige zu legen, und den Kuß zu dulden, den der Graf darauf drückte. Zwei zu gleicher Zeit ausgestoßene Schreie störten in diesem Augenblicke die Beiden auf. An der einen Biegung des Ganges stand Aurelie leichenblaß und hielt sich an einem Baumstamme fest, und an der entgegengesetzten Seite erblickten die Erschrockenen das gelbgrüne Gesicht Gerhardt's, der sich ein Taschentuch auf den Mund drückte.

VII.

Welch' ein Unterschied in den Gefühlsäußerungen des Naturmenschen und eines solchen ist, dem die Zivilisation die Natur fast gänzlich abgestreift hat, konnte man recht deutlich an den beiden Wesen beurtheilen, welche am Schlusse unseres vorigen Kapitels den Grafen und Helenen in ihrem Gespräche unterbrochen hatten. Zwar die erste Aeußerung eines heftigen Schmerzes bleibt wohl bei allen Wesen, die Empfindung besitzen, bei den Thieren wie bei den Menschen dieselbe, es ist ein unartikulirter Schrei, ein Ausstoßen der durch die krampfhafte Ausdehnung des Herzens und der Lungen unmöglich gewordenen Luft durch das Stimmregister der Kehle. Aber während Gerhardt noch von einer dunklen dumpfen Angst gefoltert, bleich und wie am Boden angewurzelt stand, hatte, ehe die erschrockene Helene sich in ihre Arme werfen, ehe der Graf besorgt an sie herantreten konnte, die Gräfin bereits vollständig ihre Kaltblütigkeit wieder erlangt.

„Es giebt Schlangen in meinem Garten“, sagte sie mit einer gewissen malitiösen Betonung, „soeben sah ich eine vor mir meinen Weg kreuzen und im Gebüsch verschwinden.“

„Es wird höchstens eine Blindschleiche gewesen sein“, meinte

der Graf, „Sie brauchen sich nicht vor diesem Thiere zu fürchten, denn es beißt nicht und ist nicht giftig.“

„Ich glaube im Gegentheil, es war eine Natter, ihr Gift wirkt langsam, aber es tödtet sicher.“

Helene merkte den Stich, aber sie verschmähte es, sich irgendwie zu rechtfertigen, wendete den Beiden den Rücken und ging auf Gerhardt zu.

„Nun, mein Herr, wo sind wir denn geblieben, das ist nicht höflich, seine Dame so im Stiche zu lassen, ich werde ihre Lehrmeisterin sein müssen in guter Lebensart.“

Der aber hörte nicht die Worte, die hier zu ihm gesprochen wurden, seine Augen und Ohren waren nach Innen und nicht nach Außen gekehrt, und erst als Helene seine Hand berührte, zuckte er zusammen und sah sie an wie Einer, der aus einem lebhaften Traume emporgeschreckt wird.

„Was ist, was soll ich, ich hatte es, . . . ganz deutlich . . . horchen Sie auf . . .“

„Was soll ich denn hören? ich verstehe Sie nicht, Sie phantasiren!“

„Ich phantasire? Hören Sie denn gar nicht meinen Walzer, von dem die Leute sagen, ich habe ihn nicht gemacht? Und ich habe ihn doch ganz aus mir selbst heraus geschaffen damals . . . wissen Sie die Geschichte?“

„Nein, aber kommen Sie, daß wir zur Gesellschaft zurückkehren.“

„Draußen im Walde, wo ich alle Tage liegen muß, um die Sonnenstrahlen ganz allein genießen zu können, da bin ich manchmal eingeschlafen und bin erst erwacht, wenn es schon ganz dunkle Nacht war oder der Mond zwischen den hohen Stämmen hindurchschaute. Wenn es finster war, sah ich allemal eine große Anzahl kleiner feuriger Gestalten um mich herumhüpfen und tanzen, so lange, bis ich an den lichten Saum des Waldes kam, und dann blieben sie weg. Wenn aber der Mond schien, da kamen die Gestalten nicht zum Vorschein, sondern ich hörte blos unter dem

Moose ganz eigenthümliche klagende Gesänge, so daß mir fast das Herz brechen wollte vor lauter Wehmuth. Dann setzte ich mich hin und sang ihnen auch ein Lied vor, und sie blieben so lange still, so lange ich sang, und wenn ich geendigt hatte, antworteten sie mir, aber viel weniger traurig als zuvor. Und eines schönen Abends, als es wieder dunkle Nacht war, kommt eine solche kleine Gestalt, während ich schlafe, zu mir und sagt: „Lieber Bruder, ich habe eine recht große Bitte an Dich." Wie ich erschrocken bin, können Sie sich wohl vorstellen, ich zitterte an allen Gliedern, aber da die Kleine gar so niedlich war, beruhigte ich mich wieder und fragte nach ihrem Begehr. Da vertraute sie mir denn, daß sie in einigen Tagen Hochzeit feiern würde, und weil ich gar so schöne Lieder sänge, so sollte ich ihr einen Walzer komponiren, aber einen recht traurigen, denn da tanze sie viel lieber darnach, und die Walzer, die sonst immer gespielt würden, wären alle so lustig. Noch in derselben Nacht habe ich den Walzer komponirt und habe ihn dann der Kleinen so lange vorgesungen, bis sie sagte, sie kenne ihn auswendig und davon hüpfte. Als nun die Hochzeitsnacht gekommen war, habe ich mir ein kleines Loch in die Erde gebohrt und habe die ganze Hochzeit mit angesehen. Die Kleine hat die ganze Nacht nach meinem Walzer getanzt, wenigstens so lange, bis ich eingeschlafen bin, und Sie hatten sehr viel Aehnlichkeit mit der Braut unter der Erde."

„Ich?" fragte Helene ganz verwundert und blieb einen Augenblick stehen, denn sie waren unterdessen der Gesellschaft nahe gekommen, die sich auf einer kleinen Wiese versammelt hatte.

„Ja, sehen Sie, aber seitdem ich Sie gesehen habe, ist mir mein Walzer gänzlich aus dem Gedächtniß entschwunden, das quält mich so furchtbar, und so oft ich ihn versuche, spiele ich allemal den Sehnsuchtswalzer von Beethoven, können Sie das begreifen?"

„Sie sind also nicht Beethoven," wagte jetzt Helene mit einiger Hoffnung zu fragen.

„Ich? Beethoven? Freilich bin ich's," und er starrte das Mädchen wieder mit seinem todten Blicke an.

VIII.

Es stört uns immer, wenn Jemand sich aus einer Gesellschaft entfernt, und wir seine Rückkunft erwarten, es nimmt bei einem allgemeinen Gespräche jeder Einzelne eine bestimmte Stellung ein, Neuhinzukommende zerstören gewöhnlich, wenn sie nicht eine gewisse Gewandtheit entwickeln, um sich so unbemerkt wie möglich in ein Gespräch und in eine Stimmung hineinzustehlen, die Unterhaltung. Der Weggang und das lange Außenbleiben der vier Personen, mit welchen wir uns in den letzten Kapiteln ausschließlich beschäftigt haben, war daher auch nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der kleinen Gesellschaft geblieben. Vorzüglich war es der Staatsrath, der sich nicht recht behaglich befand, er liebte viel zu sprechen, aber er mußte genügende Zuhörer haben, seiner Frau und Töchter willen nahm er sich nicht gerne die Mühe, geistreich zu erscheinen, es sei denn, daß ihn der Humor einmal mit aller Gewalt packte, und der Referendar war ihm ungenügend, nicht seines Standes wegen, sondern weil er eben nur eine einzelne Person war. Am Meisten langweilte sich die zweite Tochter des Staatsraths, sie gehörte zu den Tausenden ihres Geschlechtes, die sich langweilen, wenn sie nicht einen aufmerksamen und dienstbeflissenen Vasallen, und wenn es auch nur für einen Tag wäre, um sich haben, und egoistisch genug sind, es denen entgelten zu lassen, die zufälliger Weise einmal sich mehr amüsiren. Auch den Grafen und die Gräfin zieh man, als sie jetzt am Rande der Wiese erschienen, in der Stille des Verbrechens, sich amüsirt zu haben. Daß dem nicht so wäre, konnte man übrigens sehr bald merken, denn die Beiden trennten sich, sobald sie die Gesellschaft erreicht hatten, mit leichter Uebergehung der sonst üblichen Formen. Helene und Gerhardt folgten unmittelbar

und passirten ebenfalls die Schußlinie von zehn geringschätzigen oder malitiösen Blicken, aber sie merkten wenig, denn der Eine unbewußt, die Andere bewußt, waren mit ihrem Innern zu sehr beschäftigt. Es versteht sich von selbst, daß Alle die Lust in sich spürten, dem Pärchen etwas von dem, was man fühlte, zu erkennen zu geben, aber dazu gehört in solchen Fällen Witz und Geschick, und das ist nicht Jedermanns Sache, der Referendar schwitzte sogar, denn er hatte eben von competenter Seite den Auftrag erhalten, das Plänklergefecht einzuleiten. Es wird sich schon finden, wenn man nur erst einen Anfang gemacht hat, mochte er denken, indem er mit der Bemerkung herausplatzte:

„Sie haben hier einen schönen Park, Frau Gräfin."

„Der Staatsrath spitzte die Ohren wie ein Schlachthengst, der von ferne eine Trompete klingen hört, und um den günstigen Moment nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, warf er sich auf den angebahnten Weg.

„Einen äußerst romantischen Park, er erinnert an die Zaubergärten der Armide," fügte er der Rede des Referendars hinzu.

„Oder der Ariadne," meinte die jüngste Tochter des Staatsraths und wollte damit das Umgarnen des Grafen seitens der Gräfin recht stechend angedeutet haben.

„Hat denn Ariadne auch Gärten gehabt, mein Fräulein, davon habe ich noch gar nichts gelesen," fragte der Graf und sah dem Mädchen impertinent und ganz gerade ins Gesicht.

Das Fräulein war ungemein verblüfft, sie fühlte ihre Schwäche in der Mythologie, wurde roth und verstummte vorläufig. Der Referendar schwitzte immer mehr und der Staatsrath war sehr ärgerlich über das Ungeschick seiner Tochter, um ihr indessen zu Hülfe zu kommen, nahm er eine gelehrte Miene an und meinte:

„Ganz besondere Quellen sind allerdings nicht anzugeben, in denen von Gärten der Ariadne berichtet worden sei, aber tausend Vermuthungen sprechen dafür, daß in den Tagen der süßen Liebe, . . . ich bitte um Verzeihung, wenn ich anstoßen sollte . . . The-

seus und Ariadne in den schattigen Alleen des königl. Parkes gewandelt sein mögen, meinen Sie nicht auch, Herr Referendarius?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach, bemerkte dieser mit höflicher Eile, denn eine wahrhaft poetische Liebe wächst nicht in der kleinen beengenden Stube empor."

„Jene Zeiten müssen sehr romantisch gewesen sein," meinte Frl. Katharina.

„Jedenfalls viel ungenirter," fiel die Staatsräthin ein, man that da Vieles, was einer gebildeten Dame nach unseren Begriffen nicht erlaubt ist."

„Es giebt aber auch heutzutage," meinte der Referendar, gewisse überlegene Geister, die sich über diese engen Schranken, welche die Konvenienz gezogen hat, leichten Sinnes hinwegsetzen; man erlebt das Beispiel alle Tage."

„Und das mit Recht," fiel hier Graf Paul ziemlich scharf ein, „wenn wir mit den Leuten, welche so beschränkte Begriffe haben, durch Dick und Dünn gehen wollen, so weiß ich nicht, wie weit die Unnatur noch kommen kann. Es hat Zeiten gegeben, wo der Umgang mit den Frauen durch tausend lächerliche Sitten fast unmöglich geworden war, man denke nur an die Zeiten, die einen Reformator wie Molière nöthig machten, aber ein gutes Zeichen ist es für eine solche Periode durchaus nicht. Die Tugend der Frauen ist immer da am schwächsten gewesen, wo sie äußerlich am stärksten verschanzt war, wer sich stark fühlt, braucht keine ängstliche Vorsicht, und wer bei Andren gleich das Schlimmste voraussetzt, der beweist dadurch nur, daß er unter Umständen auch das Schlimmste thun würde. Das ist meine Ansicht, oder meinen Sie nicht, Herr Referendar?"

Der Referendar wurde durch diese Frage in eine äußerst bedenkliche Lage versetzt, der Graf schien ihm unter allen Umständen ein zu rücksichtsloser Gegner, als daß er ihn noch mehr herauszufordern gewünscht hätte, und andrerseits wagte er in Gegenwart der Dame, für die er kämpfte, nicht einen kleinen Rückzug anzutre-

ten und Concessionen zu machen. Er wußte es daher dem Staatsrathe großen Dank, daß dieser die Antwort für ihn unternahm.

„Ganz kann ich dem Herrn Grafen nicht Unrecht geben,“ meinte er, „denn mit der Sitte ist es eine wunderliche Sache, sie wechselt mit den Zeiten, und was bei dem einen Volke üblich, ist bei einem andern vielleicht strengstens verpönt. Bei vielen barbarischen Völkerschaften, zumal bei denen, welche dem Islam huldigen, stehen die Frauen unter viel strengerer Sitte, sie werden geradezu gefangen gehalten und dürfen nicht ohne Schleier sich öffentlich zeigen. In dieser Hinsicht möchte man sagen, daß ihre Sitten viel strenger als die unserigen sind. Wenn man aber bedenkt, daß bei denselben Völkern die Frauen als Sklavinnen gekauft werden, daß die Vielweiberei Landessitte ist, so ist bei ihnen etwas erlaubt, was bei uns als Verbrechen bestraft wird. Es ist also viel Willkür in den zufälligen Sitten einer Zeit und eines Landes, aber einen Anhaltepunkt, eine Uebereinkunft muß es geben, sonst geht Alles aus Band und Fugen, und darum thut man immer besser, man hält sich an die bestehende Sitte.“

„Das ist Geschmackssache, Herr Staatsrath,“ sagte der Graf, „ich meinerseits habe meine Gedanken und meine Erfahrungen für mich, und habe immer bei meinen Eroberungen gefunden, daß die Damen, welche äußerlich am Meisten an die allgemeine Sitte sich anklammerten, die am wenigsten strengen waren. Indessen scheint mir, sind wir ganz von den Zaubergärten der Armide oder der Ariadne abgekommen.“

„Ja, die Zaubergärten,“ meinte der Referendar, der wieder Boden unter den Füßen fühlte.

„Mit den schattigen Alleen,“ miaute Fräulein Katharina.

„Mit den versteckten und traulichen Bosquets,“ bemerkte der Staatsrath mit bedeutungsvollem Lächeln.

„Und Ariadne und Theseus nicht zu vergessen,“ fügte das jüngste Fräulein spöttisch hinzu.

„Ja, Ariadne und Theseus, das ist die Hauptsache," bestätigte Fräulein Katharina.

„Nun," meinte der Graf, indem er ihr voll ins Gesicht sah, „die Ariadne würden Sie vielleicht übernehmen, aber der Theseus fehlt, das ist schade.

Diesmal fiel Fräulein Katharina wirklich in Ohnmacht, im ganzen Kreise entstand eine allgemeine Aufregung, alle Welt drängte sich um die Dame, mit Ausnahme Helenens, des Grafen und Gerhardt's, welcher Letzterer zum ersten Male aus seiner Träumerei aufwachte und ganz traurig sagte:

„Jetzt eben hatte ich meinen Walzer wieder, ach, und er klang so schön, aber ein böser Dämon, der auf mich neidisch ist, hat ihn mir weggenommen."

„Wir wollen ins Haus zurückkehren," sagte die Gräfin, nachdem die Ohnmächtige es endlich für passend hielt, aus ihrer Ohnmacht aufzuwachen, und die ganze Gesellschaft folgte ihrem Rufe.

IX.

Die bissige Bemerkung des Grafen und das offene Eingestehen des Sichbeleidigtfühlens von Seiten Fräulein Katharina's hatte die ganze Gesellschaft offenbar in zwei feindliche Lager getheilt, der Humor des Staatsraths verschwand in der gegenwärtigen Situation schon deshalb, weil er so viele Gesichter sah, die sich's augenscheinlich vorgenommen hatten, über nichts mehr zu lachen, es möchte kommen was oder von wem es wolle. Man sprach deshalb schon gar nicht mehr laut, sondern flüsterte sich nur noch die Worte zu, wobei man spöttisch lächelte, als habe man einen beißenden Witz auf einen Gegner gemacht, und der Angeredete war so gefällig mitzulächeln, auch wenn er keine Spur von Witz in dem Gesagten entdecken konnte. Diese Situation mußte auf die eine oder andere Weise zur Lösung kommen, Gerhardt kam dem stillen

Wunsche Aller zu Hülfe, indem er geräuschvoll auf die Tasten schlug und ihnen ein Chaos von Tönen entlockte.

Die beiden Fräuleins wurden äußerst unruhig, die Staatsräthin fragte Helenen, ob denn das eine unvermeidliche Zugabe sei, wenn man die Gräfin besuche, worauf diese mit den Achseln zuckte, der Staatsrath unterhielt sich laut mit dem Referendarius über die neueste Novelle zum Handelsgesetzbuche und warf dabei sehnsüchtige Blicke zum Fenster hinaus und nach der Landstraße.

„Es muß doch nun bald Abend sein,“ fragte die Staatsräthin jetzt laut und vernehmlich und allen Herzen wurde es leichter.

Drei Uhren flogen aus den Taschen.

„Es wird gleich 6 Uhr sein,“ meinte der Referendarius.

„Fünf Uhr einundfünfzig Minuten,“ bestätigte der Staatsrath.

„So spät schon?“ rief die Staatsräthin und stand eilig auf, „da ist es ja die höchste Zeit, daß wir aufbrechen, sonst kommen wir zu spät in die Soirée von Excellenz.“

„Wie? Frau Staatsräthin, Sie wollten mich schon verlassen,“ fragte die Gräfin mit dem Tone der größten Betrübniß.

„Es geht wirklich nicht anders, meine Theuerste,“ erwiderte die Staatsräthin nicht minder betrübt wie jene.

„Sie besuchen mich aber doch recht sehr bald wieder?“

„Können Sie daran zweifeln?“

Man verbeugte sich nun allgemein mit stummer Höflichkeit, nur Gerhardt ließ sich durchaus nicht stören, sondern trommelte mit größter Seelenruhe weiter.

Als sich aber der Graf vor dem Staatsrathe verbeugte, fragte dieser mit einem leichten Anfluge von spöttischem Lächeln:

„Sie bleiben noch Herr Graf?“

Diese Frage erinnerte mit einem Male den Grafen an die Vorurtheile und üblichen Ansichten der Welt.

„Bewahre,“ entgegnete er, „ich habe einem Freunde in der Nachbarschaft meinen Besuch versprochen, und wenn Sie es mir gestatten, genieße ich noch eine Strecke Ihre liebe Gesellschaft.“

„Ei, Herr Graf, es wird uns eine Ehre sein."

Helene begleitete die Scheidenden nur bis an die Thüre des Salons, die Gräfin bis an das Thor, bald hörte man das Rasseln des Wagens, den Hufschlag der Pferde, nach und nach wurde es still, die Gräfin erschien nicht wieder im Zimmer. Ohne sich's bewußt zu sein, hatte sich Helene Gerhardt gegenüber ans Klavier gesetzt, ihre Stirne ruhte nachdenklich in der kleinen Hand, indeß die andere auf der Decke des Klaviers Tasten anzuschlagen bemüht war.

Er hat eine wunderbare Zaubermacht, so ein Sonntagsspätnachmittag, wenn man sich aus dem Geräusch der Welt zurückgezogen hat und keine Stimme zu uns dringt als die der Natur. Durch dunkles Grün leuchtet so wohlig, so geheimnißvoll und versprechend der sanft melancholische Sonnenstrahl mit seinem reingoldenen Glanz, und mag sie wollen oder nicht, die Seele fängt an zu träumen. Ach, es ist wohl keine Träumerei, es ist das aufdämmernde Sichbewußtwerden einer andern, einern höheren Welt, von der die Seele hier eine Ahnung haben muß, wenn sie sich geschickt machen will, in jene einstmals hinüberzuschweben. Auch in Gerhardt's Seele schien eine Veränderung vorzugehen, sein Auge wurde klarer und klarer und sah vor sich hin als steige jetzt erst, da der Schleier immer lichter wurde, ein helleres Bild des Lebens vor ihm auf, die Stirne wurde freier, wolkenloser, und unter seinen Händen fielen die Tasten zu harmonischen Tonwellen zusammen.

Helene horchte auf, es waren Klänge, wie sie sie noch niemals vernommen, sie packten ihr ganzes Herz, und, verwundert dem Spieler ins Gesicht sehend, fragte sie:

„Was ist das?"

„Ich habe ihn wieder gefunden, meinen Walzer," rief Gerhardt freudig, „nun werde ich ihn nicht wieder vergessen, ich werde ihn wiederfinden, so oft ich Sie sehe."

„Der Walzer gefällt mir sehr wohl, er hat etwas Eigenthümliches, Geheimnißvolles, Originelles,“ bemerkte Helene.

„Nicht war, der ist originell, der ist nicht von Beethoven?“ fragte Gerhardt schon wieder scheu.

„Von Beethoven?“ fragte Helene, scheinbar sehr verwundert, „bewahre Gott, wie können Sie nur immer auf einen solchen Gedanken kommen?“

„Das will ich Ihnen sagen; jeder Mensch hat einen bösen Dämon, mit dem er kämpfen muß, so lange er lebt. Der meinige heißt Beethoven.“

„Beethoven?“

Ja, sehen Sie, ich bin als Musiker geboren und hatte eine glänzende Laufbahn vor mir, schon mit meinem 14. Jahre komponirte ich, wenn ich aber in die Konzerte ging, da fand ich allemal, daß mir Beethoven die schönsten Gedanken gestohlen hatte. „Das ist ja von Beethoven“, hörte ich die Leute rufen, wenn ich ihnen eine von meinen Kompositionen vortrug, und ich wußte doch so genau, daß ich das Alles selbst gedacht, gefühlt, empfunden hatte, von meiner frühesten Jugend an, wenn ich im dunklen Zimmer still in einer Ecke saß, oder wenn ich einsam durch den grünen Wald ging und Alles still rings um mich war. Und, sehen Sie, das quält mich furchtbar, mehr als Sie begreifen können, es wird mir schwarz vor den Augen, finstere Gestalten steigen in mir auf, die mich höhnisch angrinsen, eine dunkle Angst bemächtigt sich meiner Brust, und ich glaube . . . ich glaube . . . ich kann noch einmal wahnsinnig werden.“

Der junge Mann rang krampfhaft die Hände, als er das sagte, die Schweißtropfen der Angst standen auf seiner elfenbeinernen Stirn und die Augen blickten etwas verwirrt umher.

„Und haben Sie solcher Stunden viele?“ fragte Helene voll Theilnahme.

„Viele, sehr viele, es ist ein fortwährender Kampf, und wenn ich recht ernstlich kämpfe, dann reißt es wie ein Schleier vor

meinen Blicken entzwei, ich sehe den grünen Wald und den goldnen Sonnenschein, ich höre die Vögel wieder singen und fühle, was ich bin. Ja, wenn ich immer Jemanden hätte, dem ich mich mittheilen könnte, dann würde mir besser sein, aber ich bin allein, ganz allein auf dieser Erde."

„Nun," sagte Helene, entschlossen sich dieses unglücklichen Wesens anzunehmen, „wenn ich im Stande bin, Ihnen Vertrauen einzuflößen, so will ich Ihre Vertraute sein. Kommen Sie zu mir, wenn Sie eine solche Stunde haben und Ihren bösen Dämon wollen wir schon gemeinschaftlich besiegen, meine Hand darauf."

Die kalte Hand des jungen Mannes zitterte in der Helenens, aber die letzte Spur des Irrsinns war aus seinen Zügen verschwunden.

„Spielen Sie mir Ihren Walzer noch einmal, ich höre ihn gern," bat Helene, indem sie ihre Hand zurückzog. Folgsam wie ein Kind gehorchte Gerhardt und inniger als zuvor, mit leicht melancholischer Stimmung trug er seinen Walzer vor, dann griff er hastig nach seinem Hute und sagte:

„Ich muß ins Freie, in die frische Luft, in die Einsamkeit, mir ist ganz wohl, sehr wohl wieder, Dank, tausend Dank für Ihre Güte."

Damit war er verschwunden, Helene sah ihm gedankenvoll nach und meinte:

„Ein seltsames Wesen, aber ich kann es nicht verloren gehen lassen, es geht so Vieles in dieser Welt verloren, was man hätte retten können, wenn man nur einigen guten Willen dazu hätte Jetzt will ich einmal sehen, was Aurelie treibt, auch da giebts eine kranke Seele zu heilen, aber ich muß es thun, Du, lieber Gott weißt es, wie schwer mir's fällt."

Damit nahm sie ihren Strohhut in die Hand und ging nach dem Garten.

X.

Die Abendschatten mit ihren gigantischen Figuren gaben dem Parke eine eigenthümliche Färbung von Romantik, als Helene träumerisch durch die Alleen ging; indeß die Sonne noch dunkelroth im Westen glühte, zeigte ein weißer Schimmer die Ankunft des Mondes an. Ringsum war alles Harmonie und alles Duft, die Blätter und Blumen öffneten der erfrischenden Luft ihre Poren und theilten ihr dafür mit, was sie in ihrer geheimen Werkstätte erzeugt. Eine unbestimmte Mahnung der Erinnerung führte sie nach dem Orte, wo sie vor einigen Stunden gewesen war, es hatte sich ihrer eine Wehmuth bemächtigt, der sie gar nicht entgegenkämpfen konnte. Einsam, wie sie durch den Tod ihrer Eltern seit ihren Kinderjahren auf der Welt stand, war sie immer durchs Leben gegangen, hatte niemals nach einem Wesen gefragt, welches sie stützen könnte, sie hatte kein Bedürfniß danach gefühlt; denn ohne Sorgen und ohne große Wünsche war ihre Lebenszeit bis jetzt verstrichen. Sie hatte erst neunzehn Jahre gelebt, aber diese Jahre erschienen ihr ein unendliches Meer, denn es war durch keine bedeutenden Ereignisse in Perioden getheilt, daher für sie auch nicht zu übersehen. Die Menschen, welche gar keine oder sehr viele Schicksale erleiden, glauben immer viel länger gelebt zu haben als Andere, bei denen die Abwechselung seltener, aber auch die Einförmigkeit vermieden war. Wie kam es, daß sie heute sich auf einmal so allein fühlte? Daß es ihr vorkam, als wäre sie unglücklicher, verlassener als Tausend andere ihrer Mitmenschen? Sie hätte weinen können, wenn sie sich nur den kleinsten Grund dafür hätte angeben können. Nun saß sie, die Hände zusammengefaltet, auf der Moosbank, auf der sie am Nachmittage gesessen, sah bald still vor sich hin, bald starrte sie in die gelber werdende Mondscheibe.

„Mutter, liebste, sanfteste Mutter,“ flüsterte sie endlich vor sich hin, „warum bist Du so früh für mich gestorben, es ist doch gar so traurig, wenn man Niemanden hat, dem man Alles sagen

kann, was Einem auf dem Herzen liegt. Und ihre Augen füllten sich nach und nach mit Thränen, bis sie endlich in ein krampfhaftes Weinen ausbrach.

Mit einem Male zuckte sie zusammen, man konnte deutlich das Knirschen des Sandes unter den langsamen und leichten Schritten eines Menschen vernehmen. Es war ihr, als müßte sie fliehen, es war ihr, als müßte sie bleiben, und ehe in ihrem Innern der Kampf beendigt war, tauchte aus dem Schatten der Bäume die Gestalt eines Mannes hervor.

„Graf Paul,“ flüsterte das Mädchen und verhielt sich mäuschenstill.

Es war in der That Graf Paul, der den Familienwagen des Staatsrathes bis zum nächsten Kreuzwege begleitet, dann eine andere Richtung eingeschlagen hatte und endlich mit verhängten Zügeln nach der Villa zurückgekehrt war. Seine Ankunft wurde nicht bemerkt, weil er an der Gartenpforte sein Pferd angebunden und den Zaun dann überstiegen hatte.

„Er sucht Aurelien,“ dachte Helene und hoffte, er würde, ohne sie zu sehen, vorübergehen, denn ein Gebüsch verdeckte ein wenig die Seite der Bank, auf der sie saß.

Aber als die Gestalt zwischen sie und den Mondenschein getreten war, blieb sie stehen und eine überraschte Stimme redete sie an:

„Fräulein Helene, Sie hier?“

„Ich bin’s, Herr Graf, wollen Sie noch einmal Aurelien sprechen? sie wird auf ihrem Zimmer sein,“ sagte sie hastig.

„Ich suche die Gräfin nicht,“ entgegnete aber der Graf und sah sie mit seinen glühenden Augen an.

„Sie suchten die Gräfin nicht?“ fragte Helene nun wirklich verwundert, „und doch sieht man Sie hier?“

„Ich suche Sie.“

„Mich, Herr Graf, zu dieser Stunde und an diesem Orte?“

„Ich muß noch einmal mit Ihnen sprechen, ich konnte nicht so Abschied nehmen. Wollen Sie mir nicht einige Augenblicke gönnen?“

„Kommen Sie mit ins Haus, Herr Graf.“

„Nein, hier, ich bitte Sie, hier unter freiem Himmel, er kann es hören, was ich Ihnen sagen werde.“

„Kommen Sie mit ins Haus, oder ich verlasse Sie hier.“

„Fürchten Sie sich denn vor mir?“ fragte der Graf mit einigem Nachdrucke in der Weise seiner Betonung.

„Fürchten?“ sagte Helene, indem sie kerzengerade vor ihm stand und ihm gerade ins Gesicht sah, „vor was sollte ich mich fürchten, Herr Graf?“

„Wollen wir uns setzen, oder wollen wir in dieser Allee auf- und niedergehen?“ fragte der Graf und ließ ihre Frage unbeantwortet.

Helene setzte sich schweigend auf die Bank und legte die Hände in ihren Schooß.

Der Graf setzte sich neben sie.

„Sie werden,“ begann der Graf, „mich vielleicht für sehr leichtsinnig halten, wenn ich Ihnen Erklärungen mache, die Ihnen gewiß überraschend kommen. Sie und alle Welt glauben, daß ich Gräfin Aurelie liebe?“

„Und ist denn dem nicht wirklich so? Sie überraschen mich im höchsten Grade.“

„Die Welt,“ fuhr indessen der Graf fort, „urtheilt in allen Fällen viel zu rasch, sie läuft mit ihrer Kenntniß den Ereignissen voraus, und wenn sie sich getäuscht fühlt, nimmt sie das übel und verläumdet. Es ist sehr natürlich, daß eine Dame wie Gräfin Aurelie die Augen der Männer auf sich zieht, sie besitzt so viele anziehende Eigenschaften, daß man, sofern Einen nicht andere Rücksichten davon abhalten, sich gern in ihrer Nähe aufhält und sich ihrer Unterhaltung freut; dabei ist aber doch nicht gesagt, daß man sie ernstlich liebt. Müssen Sie mir da nicht beistimmen?“

„Es kommt ganz auf die Art und Weise an, wie man sich einer Dame gegenüber verhält, man kann jahrelang mit ihr verkehren, und doch wird weder sie noch die Welt glauben, daß ein ernsteres

Verhältniß zwischen denselben stattfindet oder stattfinden wird. In wie weit Sie in Ihrem Benehmen gegen Aurelie die Vorsicht beobachtet haben, müssen Sie sich selber sagen können, ich weiß es nicht, aber die Welt scheint anderer Ansicht zu sein, als Sie!"

„Weil die Welt jederzeit von Heuchelei erfüllt war, und bei den Menschen immer dreimal mehr voraussetzt als sie sieht. So lange ich Aurelien allein sah, war ich mir selbst nicht bewußt, was und wie viel ich für sie empfände, wie viel ich vielleicht später für sie empfinden würde, jetzt weiß ich, daß ich sie nicht lieben kann, denn ich liebe eine Andere."

„Sie lieben eine Andere?" fragte Helene.

„Sollten Sie das noch nicht bemerkt haben?"

„Ich muß gestehen, Herr Graf, daß ich mich sehr wenig um das bekümmert habe, was Sie außerhalb dieser Räume thun und lassen."

„Auch ist das, was ich empfand und dachte nicht außerhalb dieser Räume geschehen."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Sie wollen mich nicht verstehen."

„Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihr Benehmen nennen soll, Sie baten mich um eine Unterredung, ich habe Sie Ihnen, trotz des unpassenden Ortes und der wenig geeigneten Zeit, gewährt, und kann aber nun jedenfalls verlangen, daß Sie in klaren Worten mit mir reden, und meine Zeit nicht damit in Anspruch nehmen, daß Sie mir Räthsel aufgeben."

„Wenn Sie mich also durchaus nicht verstehen *wollen*, wo Sie mich sehr gut verstehen könnten, muß ich wohl etwas verständlicher sprechen. Die Ursache, warum ich Gräfin Aurelie nicht lieben kann, ist die, daß in meinem Herzen eine Zuneigung viel innigerer Art für ein anderes Wesen gewachsen ist, und dieses Wesen sind Sie."

„Ich?" rief Helene und stand auf.

„Fliehen Sie mich nicht", bat der Graf, und hielt sie bei der Hand zurück. „Ich muß, ich muß diesem Zustande ein Ende machen,

Sagen Sie mir, was Sie wollen, nehmen Sie mich auf, oder stoßen mich von sich, ich muß Alles über mich ergehen lassen, aber Klarheit muß hier werden. Es soll wenigstens für Andere die Täuschung aufhören, damit ich mir keine größeren Vorwürfe zu machen brauche."

Helene hatte sich wieder gesetzt und hörte kaum auf das, was ihr gesagt wurde, und was sie empfand äußerte sich in den Worten: „Arme Aurelie." —

„Die Gräfin liebt mich nicht, glauben sie mir, Fräulein Helene, wenigstens nicht so wie man lieben sollte, wie Sie zum Beispiel lieben würden, wenn Jemand so glücklich sein sollte, von Ihnen geliebt zu werden. Sie hat mich vielleicht augenblicklich Andern vorgezogen, und einzig aus dem Grunde, weil sie Keinen in ihrer Umgebung fand, der ihrer Eitelkeit mehr geschmeichelt hätte."

„Das glauben Sie," erwiderte Helene, die sich inzwischen gesammelt hatte, „aber ich weiß es anders."

„Ich bin wirklich nicht so leichtsinnig, als Sie glauben, oder wie meine Vergangenheit vielleicht glauben machen könnte, ich fühle es, wie nichtig das Leben ist, wenn tiefere Intressen es nicht beleben und erfrischen. Oft, wenn die Gräfin mit mir plauderte, und kaum darüber nachdachte, was sie sprach, sah ich Ihr seelenvolles Auge auf uns Beiden weilen, und Manches, was ich da sagte, war nur für Sie gesprochen. Es schien mir manchmal, als bestünde ein geheimes Einverständniß zwischen uns, als erwiderten Sie meinen Worten, und als ob es nur des einen Wortes bedürfe, um uns zusammenzufinden. Habe ich mich wirklich ganz getäuscht? Es wäre sehr traurig für mich."

Der Mond war nun mit seinem vollen Glanze herausgetreten, seine silbernen Strahlen schauten neugierig zwischen den Blättern durch und die Zweige neigten sich bedächtig einander zu, als wollten Sie über das, was sie sahen und hörten ihre Ansichten gegenseitig mittheilen, und wo die Strahlen des Mondes und der Schimmer der Millionen Sterne nicht hindrangen, da lugten wie neugierige Augen der Mutter Natur Johanniswürmchen im dunkelsten Versteck.

Helenens Herz schlug hörbar, tausend widerstreitende Gefühle drängten sich darin zusammen, sie hatte noch nie geliebt und noch nie hatte man ihr Worte der Liebe ins Ohr geflüstert als diesen Abend. Sie hatte immer gemeint, sie hasse den Grafen oder sie verachte ihn; jetzt, wo er sich ganz anders zeigte, als er ihr sonst in Gesellschaft Anderer erschienen war, jetzt, wo er bescheiden zu ihr aufschaute, wie zu einem höheren Wesen, wo er, der allgemein Belobte und Beneidete sein Glück in ihre Hände legte, jetzt war es ihr, als hätte sie früher ein schweres Unrecht gegen ihn begangen, und, unfähig selbst etwas zu sprechen, lauschte sie in der allgemeinen Stille, als spräche er noch immer zu ihr.

„Sie antworten mir nicht," begann endlich der Graf von Neuem, ich will es als gutes Zeichen nehmen, als ein Zeichen, daß Sie mir nicht immer zürnen werden, daß es meinen eifrigsten Bemühungen vielleicht gelingen wird, in Ihrem Herzen ein wenig Neigung für mich zu erwecken. Oder sollte ich mich über dieses Stillschweigen einer Täuschung hingegeben haben?"

Er hatte ihre Hand, die in der Nacht wie Alabaster glänzte, ergriffen und hauchte einen heißen Kuß darauf. Sie ließ ihn still gewähren und entzog ihm dann sanft die Hand, indem sie sagte:

„Wir wollen gehen."

„Und Sie wollen mir keine Antwort geben, mich keine Hoffnung mit hinweg nehmen lassen?"

„Wir sehen uns wieder, Herr Graf, für heute erlassen Sie mir die Antwort, ich bitte darum."

„Ich gehorche," erwiderte der Graf und bot ihr den Arm, den sie nach einigem Bedenken annahm.

War es Zufall oder Absicht, daß der Graf einen andern Weg einschlug als den, welcher gerade nach dem Hause führte? Helene bemerkte es nicht, ihr Inneres war zu erfüllt, als daß sie auf die äußeren Gegenstände Acht gegeben hätte, willenlos folgte sie ihrem Führer. Sie stiegen von der Anhöhe herunter nach der Wiese, in deren Mitte, umkränzt von Erlen, ein kleiner Teich stand, wo die

Wasser des Bächleins sich sammelten, ehe sie auf der entgegengesetzten Seite ihren Weg fortsetzten. Der feuchte Nebel, der hier vom Wasser aufstieg, erschien im Lichte des Mondes wie ein silberner Schleier, und überrascht von dem seltenen Naturschauspiele blieben die Beiden bewundernd stehen.

War es nun Täuschung oder Wirklichkeit? Im Wasser rauschte es, als wenn ein Kahn leise dahinglitte, und eine sanfte Stimme flüstre ein eigenthümliches Lied, ein Lied, wie es nur die Wellen oder die Nymphen empfinden und singen können.

„Was ist das?" fragte der Graf, „sollte man nicht wirklich an die Märchen glauben, die wir seit unserer Jugendzeit ungläubig lächelnd bei Seite geworfen haben?"

Helene aber war dieser Ansicht nicht, am Zucken ihres Armes merkte der Graf, daß sie die Erscheinung anders beurtheile, er blickte schärfer durch den Nebel und sah nun deutlich die Gondel, in welcher die Gestalt eines Mannes jetzt deutlich erkennbar war. Eine düstere Ahnung stieg in der Brust des Grafen auf, seine Stirne umwölkte sich, und mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfs, der tief in die Seele Helenens drang, rief er:

„O, Fräulein Helene, wie sehr habe ich mich in Ihnen getäuscht."

Helene konnte nicht antworten, denn eben war die Gestalt bis nahe ans Ufer gekommen, sie hatte einen dumpfen Schrei ausgestoßen, das Wasser rauschte, als habe es eben einen schweren Körper begraben und ohne Insassen tanzte die Gondel wieder der Mitte des Wassers zu.

„Helfen Sie, retten Sie, ich beschwöre Sie, Herr Graf," rief Helene, indem sie ihren Begleiter nach dem Wasser drängte, und da sie sah, daß er noch zögerte, fügte sie hinzu: „Retten Sie den Unglücklichen, wenn Sie mich lieben."

Ohne längeres Bedenken sprang der Graf ins Wasser und verschwand bald unter dessen Oberfläche, die Gondel war im

Nebel verschwunden, Helenens ängstlich suchendes Auge sah nichts mehr als Wasser und Schilf.

Zwei bange Minuten, die ihr wie zwei Jahrhunderte erschienen, gingen dahin, da rauschte es wieder ein wenig seitwärts von dem Orte, wo Helene stand, die Gestalt des Grafen hob sich am Ufer empor, dann faßte er eine bewegungslose Masse und legte sie dem Mädchen zu Füßen.

„Ist er todt?“ fragte sie zitternd.

„Er wird gerettet werden,“ erwiderte der Graf bestimmt, hob dann die Last auf seine Schultern und ging nach dem Schlosse.

Helene folgte ihm.

XI.

Vier bis fünf Wochen waren seit dem Abende, dessen Ereignisse wir im vorigen Kapitel schilderten, verflossen, und diese Zeit hatte eine wesentliche Veränderung in der gegenseitigen Stellung und den Gesinnungen unserer Bekannten hervorgerufen. In der vornehmen Welt beschäftigte das Gerücht einer bevorstehenden Verbindung zwischen Helene von S. und dem Grafen P. alle Gemüther. Man verwunderte sich ungemein; denn die Verbindung des Grafen mit der Gräfin Aurelie war bereits allgemein beschlossene Thatsache. Tausend Vermuthungen wurden rege, zumal als man in Erfahrung brachte, daß die Gräfin in aller Stille nach einem benachbarten Badeorte gereist war, und Helene allein die Villa ihrer Freundin bewohnte, wo sie die Besuche des Grafen entgegennahm. Das Besprechen dieses Vorfalls war um so lebhafter, als man eine solche Verbindung nicht einmal recht passend fand. Helene war die Tochter eines Haudegens von Obersten, der seit einigen Jahren seine Winterquartiere im Himmel bezogen und seinem nun ganz verwaisten Kinde nichts hinterlassen hatte, als eine vorzügliche Erziehung und die wenigen, seiner Pension abge-

zwackten Sparpfennige, welche in Verbindung der Pension, die ihr der Staat als Tochter eines hochverdienten Mannes gewährte, sie hinreichend vor äußerem Mangel schützten. Zwar hatten reiche Verwandte ihr die Aufnahme in ihre Familie angeboten, aber da sie sich dort bald in die Stellung eines untergeordneten und nur geduldeten Pflegekindes hinabgedrückt fühlte, so zog sie vor, selbstständig zu leben, und that dies, bis es ihrer Freundin Aurelie gelang, sie an ihre Person dauernd zu fesseln. Eine solche Partie entsprach den Ansprüchen nicht, die Graf Paul an eine zukünftige Gattin machen konnte, er, der Sprößling von zwei der vornehmsten und begütertsten Familien im ganzen Reiche, von dem man es nicht ungeheuerlich gefunden haben würde, wenn er seine Augen auf die Tochter irgend eines mediatisirten, erst vor dreißig Jahren noch souveränen Fürsten geworfen hätte. Auch ihr Aeußeres wurde kritisirt, man fand es dem imponirenden Graf Paul durchaus nicht entsprechend und für die geistigen Vorzüge, zumal eines Mädchens, wenn sie sich nicht marktschreierisch hervordrängen, hat die große Welt gewöhnlich nicht den geringsten Sinn. Die beiden Liebenden hatten wohl schwerlich eine Ahnung von dem, was die Welt von ihnen sprach, sie gaben sich ihren Gefühlen sorglos hin und dachten nur daran, die Bande ihrer Zuneigung und Achtung mehr und mehr zu befestigen.

Nicht weniger als diese Beiden, aber mehr in anderen Kreisen beschäftigte das sonderbare Wesen, was man Gerhardt nannte, die Gedanken der Unbeschäftigten. Jedermann fiel es auf, daß seine Melancholie und zeitweilige Geistesverwirrung in ganz bedenklicher Weise zugenommen hatte; er magerte sichtlich ab, denn er aß nur selten und sehr wenig, floh die Nähe der Menschen tagelang, und nur die Versicherung des herbeigerufenen Gerichtsarztes, das seine Geistesverwirrung eine unschädliche sei, schützte ihn vor einer Einsperrung. Mitten in der Nacht hörte man ihn zuweilen spielen, es waren melodische Anfänge, die dann plötzlich in einem Wirrwarr von Tönen verschwanden, oder grauen-

hafte Dissonanzen, die plötzlich in eine eigenthümliche Melodie übergingen.

Helene hatte sich vergeblich bemüht, einmal mit ihm zusammenzukommen, mit ihm zu sprechen; obwohl er immer um sie war, floh er sie doch, sobald er sie erblickte. Daß ihm das Leben eine Last sei, das sprach er gegen die wenigen Personen aus, die noch zuweilen ein Wort von ihm zu hören bekamen, das zeigte er noch deutlicher dadurch, daß er sich unbedenklich allen Gefahren aussetzte, die das Leben der Menschen bedrohen können.

Inzwischen nahte der Tag der Hochzeit heran, der Graf traf, trotz der Einreden Helenens, große Vorbereitungen dazu, die ganze Aristokratie der Umgegend wurde eingeladen, eine Festhalle reizend dekorirt, das vorzüglichste Musikchor engagirt. Diese Vorbereitungen wurden in den Blättern besprochen; in jener Zeit las Gerhardt zum ersten Male die Journale.

Der Musikdirektor war ein Freund seiner Familie; bei ihm erschien eines Tages Gerhardt und setzte sich ohne Weiteres ans Klavier. Verwundert hörte der Musiker einige Klausen von einem Walzer an, denn er hatte so etwas noch nie gehört in seinem Leben. Darauf stand der junge Mann auf und sagte zu seinem Zuhörer:

„Sie spielen bei der Hochzeit des Grafen Paul?"

„So ist es," nickte dieser.

„Wollen Sie mir einen Dienst leisten, für den ich Ihnen ewig dankbar sein werde?"

„Wenn es in meiner Macht steht, recht gern."

„Wollen Sie den Walzer, den ich zu Ehren für Fräulein Helene komponirt habe, bei der Hochzeit aufspielen? hier ist das Manuskript!"

„Darf die Dame davon wissen?"

„Um Gottes Willen nicht, es soll eine Ueberraschung für sie sein."

„Ich denke, ich kann Ihren Wunsch erfüllen."

„Ein Wort?"

„Ein Mann.

„Gott möge es Ihnen vergelten," sagte der junge Mann, küßte dem Musikdirektor die Hand und ging aus dem Zimmer.

XII.

Zwar hatte die Sonnengluth des Hochsommers die duftigen Blumen des Mai und Juni schon längst versengt, die grünen Blätter bekamen schon einen goldenen Rand, und nur selten noch klang das Lied eines Vogels durch die Waldesstille; was aber der Spätsommer des Schönen noch zu bieten vermochte, das hatte Gräfin Aurelie aufgeboten, um die Villa zu schmücken, in welcher nach ihrem ausdrücklichsten Wunsche die Hochzeit zwischen dem Grafen Paul und ihrer Freundin Helene gefeiert werden sollte. Bei der Trauung, welche wiederum in einer benachbarten Dorfkirche stattfinden mußte, konnte das kleine Gebäude die Menge der vornehmen Herren und der in prachtvollster Toilette erschienenen Damen nicht fassen, und die Equipagen standen bis weit zum Dorfe hinaus.

Böllerschüsse hatten die Abfahrt nach der Kirche verkündigt, sie begrüßten die Rückkehrenden in der Villa nach vollzogener Feierlichkeit, Trompeten riefen zur Tafel, Gräfin Aurelie leitete Alles mit einer Umsicht und einer gewissen freudigen Ruhe, daß Alle, die von der Vergangenheit einige Kunde hatten, sich nicht genug verwundern konnten. Sie ließ sich nicht einmal zur Tafel führen, weil sie scherzend bemerkte, sie müsse heute einmal den Hausherrn und Brautvater machen. Graf Paul beobachtete sie, so oft er es unbemerkt thun zu können glaubte, manchmal begegneten sich ihre Augen, aber kälter können die Augen eines erfrorenen Eisbären den Eisberg nicht anstarren, als Aureliens Augen dem Blicke des Grafen begegneten. Ein wenig gedrückt war die Stim-

mung so wie so, man fürchtete mit allzufeiernden Toasten die Gräfin zu verletzen, man wagte kaum ihre Gastfreundlichkeit bei dieser Gelegenheit besonders hervorzuheben, und nur dem gewandten Humor des Staatsrathes gelang es hier und da, der Situation die möglichst harmlose Seite abzugewinnen.

Mitten während der Tafel trat ein Diener zu Helenen und berichtete ihr, daß ein junger Mann von sehr bleichem Aussehen sie dringend zu sprechen wünsche. Sie erbleichte und folgte unverzüglich dem Diener. Sie wußte schon, daß es Gerhardt sein müsse und wäre weder erstaunt noch erschrocken, wenn nicht das gänzlich veränderte Aussehen des jungen Mannes, den sie seit dem Abende, wo er durch den Grafen gerettet wurde, nicht wiedergesehen, sie erschüttert hätte. Kein Blutstropfen war in dem wachsähnlichen Gesichte zu entdecken, die Backenknochen standen todtenkopfähnlich hervor, sein langes schwarzes Haar zeugte von gänzlicher Vernachlässigung und in den Augen glimmte düster die Fackel eines vollständigen Wahnsinns. Als er Helenen erblickte, schien es fast, als wollte sich eine leichte Röthe über sein Gesicht verbreiten, das Auge verrieth einen Blitz von Bewußtsein.

„Mein Gott, wie Sie aussehen,“ redete Helene den jungen Mann an und bot ihm ihre Hand.

Gerhardt aber schüttelte den Kopf, als er die dargebotene Hand sah und schwieg.

„Sie haben mich rufen lassen,“ fuhr sie fort, nachdem sie eine Weile vergeblich gewartet hatte, „wollten Sie mir etwas anvertrauen?“

Gerhardt schien einen heißen innern Kampf zu bestehen, seine Seele rang nach Licht, aber tausend finstere Wolken zogen durch sein Gehirn. Endlich griff er in seinen Busen und brachte eine Rolle Papier heraus, die er Helenen darbot.

„Was ist das?“ fragte diese ganz verwundert.

„Sehen sie selbst,“ antwortete er dumpf.

Helene öffnete die Rolle und stieß einen Schrei aus.

„Ein Walzer!“ rief sie.

„Von mir selbst.“

„Mit Blut geschrieben! Was soll ich damit?“

„Es ist ein Hochzeitsgeschenk von mir, die Anderen haben viel Schöneres gegeben, aber ich bin arm und habe nichts als meine Kunst. Was ich der Elfe unter der Erde gegeben, ist ein anderer, den habe ich ganz allein für sie gemacht; nun leben sie wohl, und denken Sie manchmal an mich.“

„Sie kommen doch manchmal zu mir?“ bat sie mit dem herzlichsten Tone.

„Ich? nein, nimmermehr, ich sehe sie niemals wieder, niemals wieder, auf dieser Erde nicht.“

„Wo wollen Sie hin? was haben Sie vor? sprechen Sie, ich beschwöre Sie!“

„Ich?“ sagte er wieder etwas ruhiger, „ich gehe zu meiner Elfe dort in den grünen Wald; sie hat mir's gesagt, daß es unter der Erde viel kühler, viel ruhiger sei und daß sie mich immer recht gut pflegen würde, und ich glaube ihr, denn sie hat mich niemals betrogen.“

„Sie bleiben,“ rief nun Helene bestimmt, „Sie befinden sich in einem schrecklichen Zustande von Aufregung und ich darf Sie nicht allein lassen. Bleiben Sie, oder ich rufe die Diener.“

„So?“ sagte der junge Mann und ein wilder Blick wie der eines Tigers funkelte unter den Wimpern hervor. Sie standen in einem Vorzimmer, das offene Fenster ging auf den Wald hinaus. Mit einem Satze war er am Fenster, im nächsten Augenblicke war er hinausgesprungen. Helene lief ans Fenster, er blieb stehen und warf ihr Kußhändchen zu:

„Adieu, schöne Braut,“ rief er mit gellender Stimme, „eine gute Nacht. Du bist schön, sehr schön, aber falsch wie Alle! Adieu, adieu, gedenke mein.“

„Gerhardt!“ rief Helene noch einmal und streckte die Arme nach ihm aus, aber er war bereits im Walde verschwunden.

Alle Welt mochte ahnen, daß der jungen Frau etwas Außerordentliches begegnet sein möchte, denn trotz ihrer Anstrengungen gleichgültig zu erscheinen, verrieth sie die Blässe des Gesichts und die Verstörtheit ihrer Mienen. Auch der Graf und Aurelie bemerkten die Veränderung, aber sie schwiegen, bis nach beendigter Tafel die Trompeten zum Tanze riefen.

Der Salon zum Tanzen befand sich im Parterre, die gastfreundliche Eigenthümerin der Villa hatte eigends zu diesem Feste mehrere Wände wegnehmen und sie durch Säulen ersetzen lassen. Graf Paul eröffnete mit Aurelien die Polonaise.

„Wissen Sie, mit wem Helene gesprochen hatte, als sie so bleich und verstört zur Tafel zurückkehrte?“ fragte die Gräfin ihren Kavalier, als sie zum Tanz antraten.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte dieser ausweichend.

„Ich will es Ihnen sagen, es wird ein junger Mann gewesen sein.“

„Sie glauben . . .?“

„Ein Enttäuschter, der diesen Hochzeitstag nicht vertragen kann und vielleicht daran stirbt.“

„Es wird so schlimm nicht sein,“ meinte der Graf lächelnd „Sie wollen mir wohl ein wenig Angst machen?“

„Man kann nicht wissen, es setzen sich nicht alle Leute so leicht über dergleichen Dinge hinaus, es sind nicht alle Seelen so erhaben, so philosophisch . . . so elastisch, wie es z. B. die unseren sind, nicht wahr, Herr Graf?“

Und sie sah den Grafen mit einem so bezaubernd malitiösen Blick an, daß er sie zu gleicher Zeit hätte küssen und erdolchen mögen.

Die sich immer mehr verschlingenden Figuren der Polonaise machten ein derartiges Gespräch nun unmöglich und so schwebte das Paar stumm bis zum Ende des Tanzes dahin. Als der Graf seine Tänzerin zu ihrem Sitze führte, fragte er:

„Darf ich denn für heute noch um einen Tanz bitten?“

„Es thut mir wirklich herzlich leid, bester Herr Graf, aber ich muß mich nun in Reisekleider werfen, mein Wagen ist angespannt.“

„Sie reisen, Sie verlassen uns?“ frug der Graf ganz erstaunt.

„Das wundert Sie? Ja, ich habe meine besonderen Ideen; ich wäre gern bei Helenen geblieben, aber wer weiß, was da hätte passiren können, Sie sind so flattersinnig, Herr Graf, ich kann mich nicht für so ganz ungefährlich ansehen, hm? Habe ich Recht? Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Adieu, Herr Graf, Adieu!“

„Sonderbare Weise, von Jemandem fürs ganze Leben Abschied zu nehmen,“ murmelte der Graf, indem er der graziös Dahinschwebenden gedankenvoll nachsah. Dann aber verscheuchte er die ihn bestürmenden Gedanken und schritt durch die Gruppen, um Helenen zum Walzer aufzufordern. Er sah sie sehr gedankenvoll und fragte:

„Haben Sie mit Aurelien gesprochen?“

„Sie ging eben an mir vorüber und rief mir ein scherzhaftes Adieu zu.“

„Sie reist ab.“

„Sie reist ab und sagte mir so Lebewohl? Sollten Sie, Herr Graf, ihr wirklich nicht mehr versprochen als gehalten haben?“

„Mit wem sprachen Sie denn, Frau Gräfin, als Sie von der Tafel abgerufen wurden?“

Das Orchester spielte die Introduktion, das Paar mußte zum Tanze antreten.

„Was sind das für seltsame Töne?“ fragte auf einmal Helene, und blieb lauschend stehen, ich habe so etwas schon gehört, nicht ganz aber so ähnlich.

„In der That,“ sagte der Graf, „das ist doch kein Walzer zum Tanzen, wo in aller Welt hat der Musikdirektor diese Musik hergenommen?“

„Und nicht blos diese Beiden, alle Welt schien sich über diese Musik zu verwundern, man blieb stehen, man hörte, und nur einige

gefühllose oder eingefleischte Tänzer, die ebensogut nach der Drehorgel getanzt haben würden, schwebten dahin, und das sah gar seltsam aus. Unwillkürlich hatten sich fast die Augen Aller nach dem Grafen und seiner Tänzerin gerichtet, wie als wenn sie Aufschluß von dort erwarteten, die Töne klangen so leise, so gespensterhaft — da mit einem Male knallte dicht unter dem Fenster ein Pistolenschuß — Helene lag ohnmächtig in den Armen ihres Gemahls.

Vorbei war's mit dem Hochzeitsfest, vorbei mit Tanz und Spiel, um die Leiche Gerhardt's hatten sich die Hochzeitsgäste versammelt, und selbst der Graf war tief erschüttert und schauerte zusammen, als die Hand Aureliens seine Schulter leise berührte:

„Hatte ich nicht Recht," meinte sie, „nicht Alle können es vertragen, leben Sie wohl, bester Graf!" und ehe er etwas erwidern konnte, war sie verschwunden.

Dem Fenster der Villa gegenüber, wo ehemals Aurelie und Helene zu sitzen pflegten, ist ein stilles Grab im grünen Walde, eine Lyra von grünem Moos ragt darüber empor und erzählt dem Vorübergehenden die geheimnißvolle Geschichte. Eine schwarzgekleidete Dame sitzt bleich und stumm oft stundenlang daneben, es ist Helene, die sich seit Jahren schon freiwillig von ihrem Manne getrennt und allein die Villa bewohnt. Sie wird sie nicht mehr lange bewohnen, denn der Tod scheint ihre bleiche Wange geküßt zu haben und sie stirbt langsam an diesem Kusse.

Die beiden Walzer wurden bald Mode, man spielte sie überall; die Geschichte wurde nach und nach vergessen, jetzt hört man auch die Walzer nur selten, nur in der Abendstille spielt sie hier und da eine träumerische Seele und findet Trost in diesen Klängen, denn Alles, was ächter Kunst entsprießt, tröstet und heilt.

Otto-Walster, August,

Kranke Herzen zwei Novellen

Braunschweig 1876